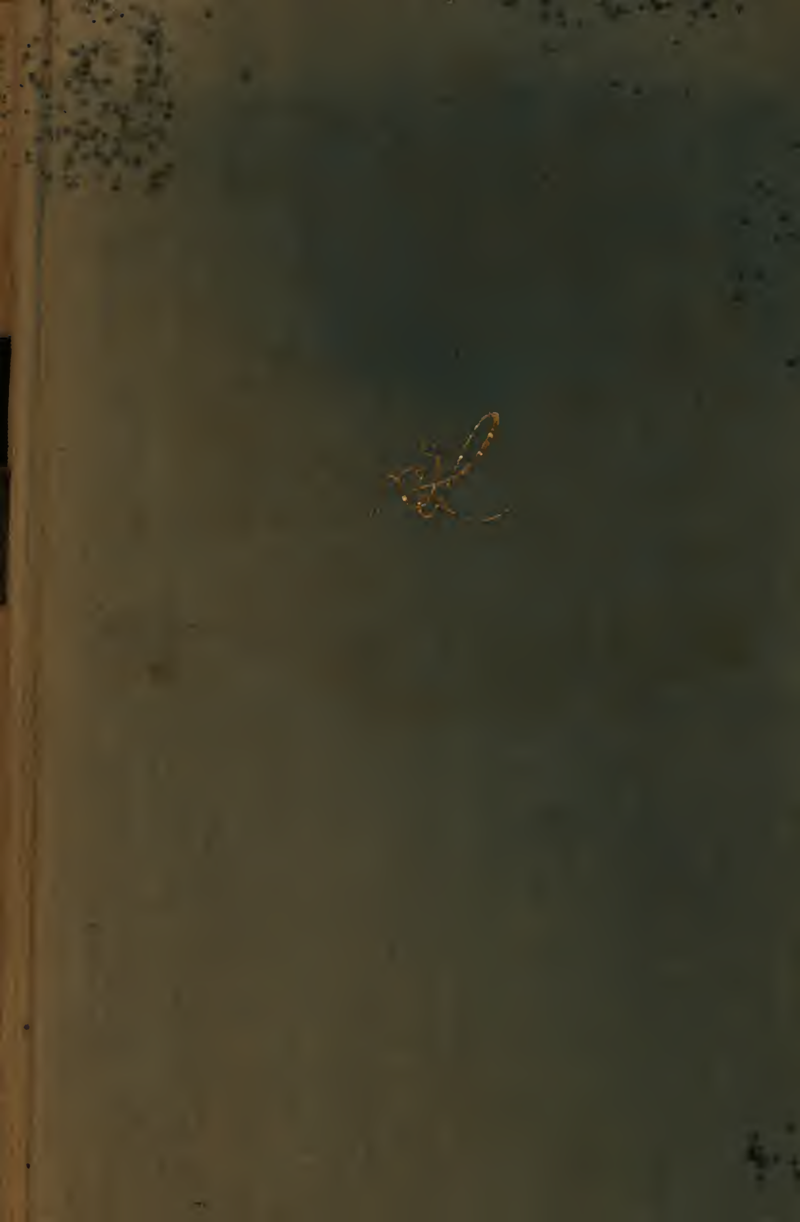






Julius [illegible]

November 1933

Detlev von Liliencron
Ausgewählte Werke

Vierter Band



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig

Detlev von Liliencron
Novellen

Erster Teil: Kriegsnovellen
Zweiter Teil: Könige und Bauern
Dritter Teil: Aus Marsch und Geest
Vierter Teil: Späte Ernte



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Kriegsnovellen

Verloren.

I.

Die erste Schlacht war geschlagen. Der Sieger lagerte auf dem Gefechtsfeld. Der Rauch zahlreicher Biwakfeuer stieg zum wolkenlosen Frühlingsnachthimmel empor. In der Ferne, bei den Feldwachen und Patrouillen, fielen einzelne Schüsse.

Abseits der eigentlichen Wahlstatt dunkelte, in helles Mondlicht getaucht, ein Wäldchen. In seiner Mitte stand ein einstöckiges, jagdschloßähnliches Haus. Vor diesem breitete sich ein großer Rasenplatz, von zwei Kieswegen umarmt. Am andern Ende des freien Raumes, grade der vordern Seite des Gebäudes gegenüber, trat, wie eben aus dem Walde kommend, die Diana von Versailles, auf breitem Sandsteinsockel, hervor.

Hier hatte sich ein heißer Kampf abgespielt. Tür und Fenster waren zertrümmert; Kugelspuren an den Wänden. Gefallene Grenadiere, Schmerz und Wut noch auf den Gesichtern, hatten mit ihrem Blut den Rasen gefärbt. Einer lehnte am Sockel der Diana. Sein Nacken war zurückgebogen; die halb offnen Augen sahn zu ihr auf. Die altitalische Göttin hatte dem deutschen Krieger den Weg zur Walhalla gezeigt.

Einige Schritte vor seinen Soldaten, kurz vor der eingeschlagnen Tür, lag ausgestreckt ein junger Offizier. Das blasse Gesicht war zur Seite geneigt. Unter dem Helm hervor drängte sich zwischen die gebrochnen Augen eine dichte schwarze Locke. Seine Rechte hielt noch, wie im Leben, den Degen umfaßt. Die Linke lag auf dem Herzen. Nur ein einziger Blutstropfen war ihm aus der Wunde auf die Hand geträufelt, im Sternenlicht glänzend, als wäre er ein Rubin, der zu dem kleinen, den vierten Finger umschließenden Goldreifen gehöre.

Frühlingsfriede. Es war so still, wie Stein auf Gräbern ruht. Ab und zu nur rauschte ein Windhauch durch

die Zweige, klagend und gleichgültig zugleich: er rauschte das ewige Lied des Todes — der Entsagung.

II.

Dieselbe Frühlingsnacht lag auch auf Wald und Feld, auf Stadt und Dorf im Norden unsers Vaterlandes. In dem kleinen Orte war Alles schon zur Ruhe gegangen. Auch im großen, schloßförmigen Hause des Amtmanns schien alles still. Hinter den Fenstern waren die weißen Vorhänge heruntergelassen. Nur nach der Gartenseite im Erdgeschoß standen zwei Fenster weit auf. Ein persischer Teppich bedeckte den Fußboden des Zimmers. Auf dem runden Tisch vor dem Sofa stand eine Lampe, die den Raum hell erleuchtete. Den Fenstern gegenüber war ein Bechstein hingeschoben. In die Nacht hinaus klang das Impromptu Asdur, Opus 142 Nummer 2, von Franz Schubert. Der Zwischensatz wurde zu schnell, zu leidenschaftlich gespielt; es lag wie Angst und Unruhe darin. Bald waren auch die letzten Akkorde des entzückenden kleinen Stückes verhallt.

In weiter Ferne hörte man Gesang. Bald deutlicher, bald schwächer. Es waren Soldaten, die auf dem Weg zur Grenze marschierten, wo der Krieg in diesen Tagen ausgebrochen war.

Jetzt klang es klar zu ihr herüber:

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld,
Darf nicht hörn groß Wehklagen.

Im engen Bett nur Einr allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Gesellschaft fein,
Falln mit wie Kräuter im Maien.

Sie horchte atemlos. Der Mund öffnete sich ein wenig. Die Augen wurden größer. Auf dem holden Gesicht prägte sich Angst und Sorge aus.

Mit Trommelklang und Pfeifngetön
Manch frommer Held ward begraben;
Auf grüner Haid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm tut er haben!

klang es, schwächer und schwächer werdend.

Auf grüner Haid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm tut er haben!

hörte sie noch einmal deutlich.

Die Stirn tief gebeugt, die Augen geschlossen, so hatte sie die letzten Töne vernommen. Nun war es still und einsam um sie her. Langsam ging sie zum Flügel:

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen . . .

Sie spielte und sang das alte schöne Soldatenlied. Als sie geendet hatte, lag noch lange die rechte Hand auf den Tasten. Wie oft hatte er es ihr gesungen, mit seiner klaren, ruhigen Stimme. Sie hatte ihn begleitet. Begeistert hatte er dann von den Volks- und Soldatenliedern erzählt. Wie sich die Soldaten selbst ihre Melodieen zurechtlegen, zuerst durch kleine Abänderungen von alten Kirchen- und Volksweisen. Wie die Grundstimmung fast in allen ihren Gesängen weich und ernst sei; wie durch alle das Heimweh ziehe, oft unbewußt.

Ein Nachtfalter flatterte um die Lichter. Sie erhob sich und ging ans Fenster. Die obere Fläche der linken Hand legte sie an die Seitenwand und stützte die Stirn hinein. Aus den großen, grauen Augen brachen Tränen, unaufhaltsam.

Ab und zu rauschte ein Windhauch durch die Zweige, klagend und gleichgültig zugleich: er rauschte das ewige Lied der Entsagung — des Todes.

Adjutantenritte.

Aus einer Januarschlacht.

I.

Zu spät.

Der Oberbefehlshaber hatte um Mitternacht den um ihn versammelten Generalstabsoffizieren und von allen Seiten zum Befehlsempfang herbeigeeilten Adjutanten den Plan zur Schlacht für den folgenden Tag selbst in die Feder gegeben. Klar sprach er jedes Wort, den Rücken gegen den Kamin kehrend und sich die Hände wärmend. Ohne ein einziges Mal zu stocken, vollendete er den Armeebefehl.

Es war drei Uhr morgens, als wir Adjutanten, uns die Hände zum Abschied reichend, zu unsern Truppenteilen zurückritten. Ich konnte erst in drei bis vier Stunden bei meinem General sein. Es war eine naßkalte, windige Winternacht mit spärlichem Monde. Meine beiden mich begleitenden Husaren und ich kamen ohne Abenteuer im Quartier an. Ich traf den General „fix und fertig". Er hatte sich unausgekleidet aufs Bett gelegt und nur mit seinen Mänteln zudecken lassen.

Als ich den Befehl zum Vormarsch verlesen hatte, erhielt ich von ihm die Weisung, ungesäumt nach dem rechten Flügel zu reiten, um dorthin eine wichtige Meldung zu bringen. Ich hätte gern einen heißen Schluck gehabt, aber der Kaffee war noch nicht fertig; so nahm ich, was ich grade fand. Es wurde rasch eine Flasche Sekt geleert, die der General so liebenswürdig war mit mir zu teilen. Wir tranken ihn aus Tassen. Roher Schinken schmeckte nicht übel dazu.

Dann ritt ich ab. Der Frühmorgen zeigte ein mürrisches Gesicht; nur der Wind hatte sich gelegt. Dumpf und still und grämlich lags auf der Gegend. Die stark verregnete Karte in der Linken, hier und dort einen Kameraden grüßend, mir von Patrouillen Auskunft geben lassend, trabte ich meinem Ziele zu.

Noch wars nicht voller Tag. Vom Feind war nichts zu sehn. Bei den Doppelposten fielen einzelne Schüsse. Als ich in ein Tälchen einlenkte, entschwanden auch unsere Truppen. Das Tal engte sich, und bald bemerkte ich ein Brückchen, das sich über ein träges, schmutzig gelbes Wasser bog. Halt — was ist das? Da lag ein Mensch und sperrte mir den schmalen Übergang. Ich gab meinem Pferde die Sporen und war im Nu an seiner Seite. Es war ein toter Garde mobile, platt auf dem Gesicht liegend. Die Beine und Arme lagen ausgespreizt gleich Mühlenflügeln. Nein! Nicht tot! Denn der linke Arm hob sich mit letzter Kraftanstrengung empor, als zucke er in der Abwehr vor meines Pferdes Hufen. Ein Rabe, der auf dem Geländer saß und den Schwerverwundeten mit schiefem Kopfe sehnsüchtig betrachtete, flog mürrisch ins Weite.

Die Meldung war von Wichtigkeit, ich mußte weg. Hier lag Einer nur, und Hunderte büßten vielleicht mein Zögern mit dem Tode. Da fiel mir in den Zügel links ein südfranzösisch Weib mit roten jungen Lippen. Ihre dunklen Augen gruben sich flehentlich in die meinen. Gerechter Gott! Vor meinem Gaule kniete, den linken Arm ausstreckend gegen mich, den andern um den einzigen Sohn klammernd, ein altes Mütterchen und rief: „Halt! Halt! Gib meinem Sohn zu trinken, nur einen Schluck. Noch lebt er! Hilf, hilf!"

Schon lockerte ich im strohumwickelten Bügel den Fuß, um abzuspringen, als mich zwei ruhige graue Augen trafen. Rechts vom Geländer stand ein langes, schmales Weib, in weißem, togaähnlichem Faltengewande. Nicht trüb und traurig, doch auch nicht fröhlich sah sie mich an. Die Mundwinkel hingen etwas herunter, bittersüß. Ihre Züge blieben gleichmäßig ernst und streng. Die Dame Pflicht rief mich, und ich gehorchte.

Als ich auf dem Rückweg an dieselbe Brücke kam, lag noch immer der Garde mobile da. Ich sprang vom Pferde, und mir den Trensenzügel über die Schulter hängend, kniete

ich nieder, um ihm aufzuhelfen. Doch zu spät; aus seinen Augen lachte der Tod mich an, und die Urmutter Erde sog gierig sein Blut. Der Tag ward heller, wenn er auch trübe blieb. Der Himmel zeigte dem Schlachttage ein widerwärtiges, heimatforderndes Graueinerlei. Schwach klang vom linken Flügel Gewehrfeuer her. Ich nahm den Krimstecher. Doch kaum hielt ich ihn vor den Augen, als mich ein heftiges Knattern schnell zum Umsehn zwang. Vor einem durchsichtigen, nahen Wäldchen lagen graue Wölkchen im Ringeltanz. Da knallte es wieder. Wetter! Das galt mir. Klipp, klapp, schlugs um mich ein in die nackten Zweige einer Eiche. Ich schoß wie die Schwalbe davon, nach rückwärts zum Wäldchen Abschiedshandkußgrüße sendend.

Dann, im ruhigen englischen Trabe weiter reitend, stieß ich plötzlich auf einen Zug Husaren, der um die Ecke eines Häuschens bog. Voran mein Freund, ein junger Offizier mit schiefer Pelzmütze. Ihm gehörte schon seit Jahren mein Herz; wir hatten uns manchen Tag und manche Nacht zusammengefunden. Wie immer war er à quatre épingles. Im rechten Auge glitzerte die Scherbe, von der ich behauptete, daß er sie auch nachts nicht ablege. „Wo willst du hin?" „Und du?" Er deutete auf das Wäldchen, das sich mir eben so freundschaftlich gezeigt hatte, und berichtete, daß er auf Kundschaft ausgesandt sei: man hatte das Schießen gehört. Zugleich solle er erforschen, ob sich Kolonnen hinter dem Walde gesammelt hätten.

Ich bot mich an, ihm den Weg zu zeigen. Wir schlichen, Indianern gleich, hinter Knick und Wall, jede Terrainfalte sorgsam benutzend. Voran wir zwei, nach allen Seiten spähend. Neben uns blieb der bärtige Trompeter, die unzertrennliche Begleitung des Leutnants. Dann folgten zwanzig bartlose, frische, blonde, blauäugige Bauernburschen.

Wir hatten uns allmählich dem Ziele genähert. Halt! Dreihundert Schritte kaum lag das Wäldchen vor uns, be-

standen mit wenigen Bäumen, durch deren dünne Stämme der Lichtstreifen des Himmelrandes freigelegt ward. Die vorliegende Wiese war wie zum Angriff gemacht.

Nun zogen wir die Husaren dicht heran. Ein Klingenblitz und vorwärts, vorwärts!

II.

Die Attacke.

Platz da, und Zieten aus dem Busch!
Mit Hurra drauf in Flusch und Husch,
Und vorgebeugten Leibes rasen
In einem Strich die Pferdenasen,
Wir zwei weit voran den Husaren,
So sind wir in den Feind gefahren.
Die roten Jungen hinterher
In todesbringender Karriere,
Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und hussa, hep, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldesrand geschwind.
Geknatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So rissen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgesaus.
Doch hinter einer schmalen Erle
Stand einer dieser kleinen Kerle
Und macht auf mich recht schlechte Witze:
Er schoß mir ab die Helmturmspitze.
Ei, du verfluchter gelber Lümmel,
Ich treffe gleich dich im Getümmel.
Und „Hieb zur Erde tief“, saß ihm
Im Schädel eine forsche Prim.
Kolonnen rückten nun heran,
Der Auftrag war erfüllt, getan.
Der Leutnant sammelte den Zug,

Und als er durch die Säbel fragte,
Ob Keiner wegblieb, Keiner fehle,
Da schnürt es ihm die junge Kehle.
Denn der Trompeterschimmel bäumte,
Den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
An Brombeersträuchern, tot, im Wald.
Ein blaurot Fleckchen zeigte nur
Den Schuß ins Herz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum ersten Mal
Sah ich die Scherbe niederschnippen,
Und Tränen fielen ohne Zahl
Dem Toten auf die bleichen Lippen.

O schäm dich nicht, wenn dies du liest,
Daß dir so leicht die Träne fließt.
Im Sterben trägst du noch die Scherbe;
Ich sei, stirbst früher du, der Erbe.
Dann denk ich an den treusten Freund,
Den je die Sonne hat gebräunt.

III.

In der Mittagsstunde.

Zwischen zwölf und ein Uhr stand die Schlacht. Auf einem Hügel, neben einem einsamen, stillbrennenden Hause, aus dem die Bewohner geflohen waren, hielt der Oberbefehlshaber, die Hände kreuzweise übereinander auf dem Sattelknopf haltend, regungslos seit einer halben Stunde.

Der Stab stand gedeckt hinter dem Hause. Von allen Seiten, in rascher Aufeinanderfolge, kamen und ritten ab auf triefenden Pferden Adjutanten, Ordonnanzoffiziere und Meldereiter. Den Ordonnanzen war die Meldung schriftlich mit Blei gegeben. Der General schob die kleinen vierkantigen Zettel in die Satteltasche, ohne einen der hinter

ihm haltenden Offiziere heranzurufen. Noch immer hielt er regungslos; nur zuweilen gebrauchte er den Krimstecher oder sah in die Karte. Sein großer Dunkelbrauner kaute unaufhörlich den linken Trensenzügel, ab und zu mit dem Kopf nickend. Eine Granate zersprang zwischen uns und riß einen Hauptmann vom Stabe in Stücke. Sein Pferd bäumte hoch auf, schlug mit den Vorderhufen in die Luft, und brach dann, gräßlich zerschmettert, zusammen. Wir waren alle unwillkürlich auf einen Augenblick auseinandergesprengt. Ein Offizier eilte zum General, um ihm den Tod des von ihm sehr hoch gehaltnen Hauptmanns zu melden. Der General blieb regungslos; nur klopfte er seinem, durch den furchtbaren Knall unruhig gewordenen Pferde den Hals, und ritt einmal eine liegende Acht.

Das Gefolge stand wieder auf demselben Fleck. Auf die entsetzlich verstümmelte Leiche breitete eine Stabsordonnanz ein vor dem brennenden Gebäude liegendes buntes Bettlaken. Um das Bettlaken herum waren hingeworfen: eine Kaffeemühle, ein Bauer mit einem Kanarienvogel, der piepte und lustig, selbst in der schiefen Lage, sein halb verstreutes Futter nahm. Vor dem Hause lagen ferner Bücher, Tassen, eine Frauenmütze, zerbrochne Vasen, Bilder, Kissen, eine Zigarrentasche mit einer Stickerei, ein Kamm, eine Zuckerdose und tausenderlei sonstige Hausgeräte und nützliche und nichtnützliche Gegenstände.

Verwundet war sonst keiner von uns. Die Granate mußte auf dem Sattelknopf des Pferdes des Hauptmanns zerplatzt sein. Ab und zu schwirrte eine verlorne Gewehrkugel mit pfeifendem Ton über unsere Köpfe. Eine schlug in den Gartenzaun ein. Klapp! klang es leicht. Wie ein Spechtschnabelhieb.

Der General hielt regungslos. Sein ernstes, durchgeistigtes, feines Gesicht war blaß. Je mehr es in ihm arbeitete, je mehr beherrschte er sich äußerlich. Wir Offiziere sahn fortwährend durch unsre Gläser und tauschten Bemerkungen.

Verwundete hinkten an uns vorüber oder wurden vorbeigetragen.

Der Tag war trüb und grau, doch die Übersicht nur zuweilen durch den sich schwer verziehenden Pulverdampf behindert. Wir konnten deutlich vor uns und rechts und links die gegenseitigen Schützenlinien und die Heersäulen sehen, die sich teilten, wenn sie ins Granatfeuer kamen.

Auf drei Infanterie-Bataillone westlich von uns richtete sich plötzlich unsre ganze Aufmerksamkeit. Sie zogen nebeneinander in einer engen Mulde, wie ratlos, hin und her, ohne sich entwickeln zu können. Wie uns schien, marschierten sie in aufgeschlossener Kolonne nach der Mitte; Kompagnie-Kolonnen zu formieren, hinderten die steilen Wände des Einschnitts. Ein Füllhorn von Granaten schüttete sich über sie aus. Auch der General bemerkte es. Er wandte den Kopf zu uns und rief meinen Namen. Ich war mit einem einzigen Sprunge von der Stelle an seiner Seite: „Exzellenz?" „Sehen Sie die kleine Kuppe halbrechts vor uns?" Er deutete, den Krimstecher in der Hand behaltend, auf sie. „Es steht dort ein einzelner Baum; sehen Sie ihn?" „Zu Befehl, Exzellenz." Ich hatte zu tun, mein lebhaft drängendes Pferd zu beruhigen. „Reiten Sie zur 97. leichten Batterie; sie soll unverzüglich dort Stellung nehmen und feuern. Haben wir uns verstanden?" „Zu Befehl, Exzellenz." „Reiten Sie selbst mit der Batterie auf den Hügel und klären Sie dem Batterie-Chef die Lage auf." „Zu Befehl, Exzellenz."

. . . und ich war schon unterwegs zu der nur wenige Minuten hinter uns haltenden, vom Oberbefehlshaber zu seiner besondern Verfügung gestellten Batterie. Es war ein schauderhafter Weg. Gräben und Wälle mußten übersprungen werden. Bald schwamm, bald kletterte mein kleiner Husarengaul, den ich für meinen alten Trakehner Hengst, dem denn doch endlich der Pust ausgegangen war, vertauscht hatte. Vorwärts, vorwärts! Was sind Gräben, noch so breite, was überhaupt Hindernisse im Gefecht. Endlich

sah ich die Batterie. Ich winkte schon aus der Ferne mit dem Taschentuch. Der Batterie-Chef verstand es. Er gab Befehle; ich merkte es an der wimmelnden Bewegung, die bei den Geschützen entstand. Dann raste er auf mich zu, den Trompeter an der Seite. Wir trafen uns; sein Gesicht glühte, als ich ihm den Befehl zum Vorrücken überbrachte. Der Trompeter war schon mit verhängtem Zügel zur Batterie unterwegs, um vom Hauptmann dem ältesten Offizier die Ordre zu übermitteln, die Batterie „Zu Einem" so rasch wie möglich vorzuführen. Der Hauptmann und ich setzten uns dann in Trab, doch so, daß wir mit der Batterie, die zahlreiche Bodenschwierigkeiten zu überwinden hatte, Fühlung behielten. Ich kannte den Weg aus den Frühstunden. Wir mußten durch eine enge, kurze, schluchtartige Vertiefung, die just so breit war, daß nur ein Geschütz dem andern folgen konnte. In Zügen hier zu fahren, verbot die Enge. Links von dieser schmalen Einsenkung war, auch nachdem das felsige Land hinter uns lag, durch Sumpf und nasse Wiesen ein Vorgehen von Kavallerie und Artillerie unmöglich; rechts hätten wir große Umwege machen müssen und dadurch viel Zeit verloren. Die Bataillone, die Bataillone! lagen mir im Sinn; dutzendweise wurden dort die Leute gemäht. Hatte unsre Batterie erst Stellung genommen, dann mußte sich die französische Artillerie gegen diese wenden.

Der Hügel war lang genug, um weite Räume zwischen den einzelnen Geschützen zu erlauben. Die Verluste wurden geringer. Wo ist die Schlucht, die Schlucht? Um uns sah es wild und wüst aus. Aber vorwärts, vorwärts! Der Hauptmann und ich, nachdem der Batterie ein Zeichen gegeben war zu folgen, jagten vor, um rasch durchzupreschen und die günstigste Stellung für die Batterie auf dem Hügel vor ihrem Eintreffen auszusuchen.

„Um Gott!" rief der keineswegs zartbesaitete Hauptmann, als wir einbogen: „Bei Gott! da durchzukommen, ist ja unmöglich! Das liegt ja voll von Verwundeten!"

Ein grausenhafter Anblick bot sich uns: aufeinander geschichtet lagen in der Schlucht Tote und Verwundete, wenn auch in geringer Zahl. Die Verwundeten hatten unsre Batterie heranrasseln hören und waren mit größester Anstrengung an die Seiten gekrochen, um dem Rädertod zu entgehen. Es mußte hier vor wenigen Stunden ein verzweifelter Kampf gewesen sein.

Unmöglich! Hier war nicht durchzukommen. Aber die Bataillone, die Bataillone! Der Hauptmann und ich hielten einige Sekunden ratlos; die Batterie arbeitete mit keuchenden, dampfenden Pferden näher und näher heran.

Unmöglich! Da raste auf nassem Pferde ein junger Generalstabsoffizier des Oberbefehlshabers auf uns zu. Um seine Stirn war ein weißes Tuch geknotet; auf den Haaren saß die Feldmütze irgend eines Musketiers. Er lenkte sein Pferd mit der Rechten; mit der linken Hand wischte er fort und fort das unter dem Tuch hervorquellende Blut von den Augen. Er konnte kaum mehr sehen. Von weitem schon schrie er mit ganz heiserer Stimme: „Die Batterie, die Batterie soll vor! Wo bleibt die Batterie? Exzellenz ist —" Ich schoß auf ihn zu, um ihn aufzufangen. Er lag, fast ohnmächtig, auf der Mähne des nun nicht mehr von ihm geführten Pferdes; die Arme hingen schlaff um den Hals des Tieres. Ich hatte keine Zeit, Verwundeten zu helfen, und wärs mein Bruder gewesen. So rief ich einen im Graben sitzenden Leichtverwundeten heran, der damit beschäftigt war, seine Hand zu verbinden, indem er das eine Ende des Tuches mit den Zähnen festhielt. Er legte mit mir den Hauptmann vom Generalstab sanft nieder. Noch einmal sah ich in das blasse, blutüberströmte Gesicht. In halber Ohnmacht schon, bebten noch die Lippen: „Batbatbatbatbat" . . . Er wollte sagen: Batterie vor! . . . O du treuer, o du lieber Mensch . . .

Keine Sekunde Zeit war mehr zu verlieren. Ich flog zurück zum Hauptmann. Auch er war entschlossen nun. Also vorwärts!

„Nicht umsehn! Nicht umsehn!“ schrie der Hauptmann. Wir zwei kletterten, so rasch es ging, voran. Nur einmal wandte ich den Kopf: Bald hoch in der Luft, bald niedrig kreisende kreischende Räder, schräg und schief liegende Rohre und Achsen, sich unter dem Rade drehende Tote und Verwundete, der Kantschu in fortwährender Bewegung auf den Pferderücken, Wut, Verzweiflung, Fluchen, Singen, Schreien ...

Nun fuhr die Batterie auf dem Hügel auf, Haare, Gehirn, Blut, Eingeweide, Uniformstücke in den Speichen. In wundervoller Genauigkeit fuhr sie auf. Abgeprotzt. Geladen. Richten. Und: „Erstes Geschütz — Feuer!“ Der Qualm legte sich dicht vor die Lafetten, wir konnten die Wirkung nicht beobachten. Doch schon beim zweiten Schuß pfiff eine feindliche Granate über uns weg. Sie galt der Batterie. Die Bataillone waren befreit. Ich ritt, mich vom Hauptmann verabschiedend, zurück zum General, das Schreckenstal vermeidend. Als ich mich zurückgemeldet hatte, sagte mir der Oberbefehlshaber ein gütiges Wort. Dann schloß ich mich wieder der Suite an.

Und regungslos hielt der General.

Hinter uns klang häufig das Kavallerie-Signal Trab. Wir konnten die Schwadronen nicht sehen. Aber es war mir, als hörte ich das Stapfen, Schnaufen, Klirren. Kommandorufe drangen an mein Ohr: Ha—hlt ... Ha—hlt ... und immer schwächer und schwächer werdend: Ha—hlt ... Ha—hlt. Alles das klang her, was die Bewegungen eines Reiterregiments so poetisch macht; erst recht, wenn man „drin steckt“. Ich hörte das alles deutlich, und doch war um uns ein einziger Donnerton. Dazwischen klangen schrill die Schüsse der Batterie, die ich eben herangeholt hatte. Sie stand nicht weit von uns. Auf vier Meilen im Umkreis plapperte das Gewehrfeuer; es brodelte täuschend wie die Blasen in einem riesigen kochenden Kessel.

Ledige Pferde mit schleifenden Zügeln, zuweilen mit verschobenen Sätteln, jagten um uns herum. Langsam trottete

ein Maulesel heran und begann, vor dem General stillstehend, auf der Erde nach Gras zu suchen. Auf seinem Rücken waren zwei Tragstühle befestigt. In jedem von ihnen saß ein gestorbener Franzose. Festgeschnallt, saßen sie Rücken an Rücken, doch so, daß die Gesichter (die Köpfe hingen hintenüber) sich ansahen. Die Oberlippen waren zurückgezogen. Sie schienen sich anzulachen.

Und regungslos hielt der General.

Da kam vom rechten Flügel her, wohin er sich zur genaueren Berichterstattung begeben hatte, der Chef des Stabes an. Reiter und Pferd waren von unten bis oben mit Schmutz bespritzt. Der Oberst mußte in flottester Gangart geritten sein. Das Pferd dampfte; am Halse, unter den Deckenrändern, zwischen den Hinterbacken stand weißer Schaum. Die Flanken flogen; es schien auf der Hinterhand zusammenbrechen zu wollen.

Wir beobachteten gespannt den Obersten, als er neben dem General hielt. Es mußte gut stehen, das konnten wir merken. Während er noch mit dem Oberbefehlshaber sprach, bald auf der Karte suchend und findend, bald mit dem Finger in die Schlacht zeigend, sauste vom linken Flügel ein Meldender heran. Sein Pferd war durchaus fertig. Es konnte nicht mehr den Hügel nehmen und brach unten mit seinem Reiter zusammen. Beide überkugelten sich. Aber sofort erhob sich aus dem Knäuel ein junger Jägeroffizier mit einem hübschen schwarzen Schnurrbärtchen, braunen gewellten Haaren, dunkelbraunen Augen und einem durch den Purzelbaum eingetriebenen Tschako. Er stürmte bei uns vorbei, uns lachend zurufend: „Es geht gut, es geht gut!“ Auf seinem kurzen Wege zum General hatte er ein Paar schneeweiße Handschuhe hervorgezogen und war bemüht, diese noch an den Fingern zu haben, ehe er oben war. Aber nur der linke hatte seinen Platz erobert. Ebenso lächelnd, wie er bei uns vorbeigekommen war, meldete er dem Oberbefehlshaber, der ihm freundlich die Hand reichte. Dann bestieg er ein ihm von einem Meldereiter eingefangenes kleines

Berberroß und ritt, das letzte Stück von einem kalten Huhn, das in unserm Besitz war, annehmend, lustig wieder von dannen, unterwegs kauend und mit der rechten Faust die Beulen seines abgenommenen, entstellten Tschakos in Ordnung zu bringen suchend. Es schien ihm Alles ungeheures Vergnügen zu machen. Grüß dich Gott, alter Kerl, wenn dir dies vor Augen kommen sollte. Zwar liest du selten Gedichte (ich auch), aber es ist doch immerhin möglich.

Der General ritt zu uns hinter das rauchende Gebäude, dessen Dach und Sparren eben prasselnd zusammengebrochen waren, und fragte: „Hat einer der Herren noch eine nicht letzte Zigarre?“ Sie wurde ihm präsentiert.

Dann bildeten wir einen Kreis um ihn. Der Oberbefehlshaber gab einigen von uns persönlich Befehle. Als wir abritten, um die „mit aller Macht auf die Stadt vorzugehn“ Befehle zu überbringen, setzte er sich in kurzen Galopp, um, weiter vorwärts, einen neuen Beobachtungsposten einzunehmen. Eine Ordonnanz blieb bei der Brandstätte zurück: sie hatte den Auftrag, den Meldenden von dem neugewählten Aufstellungspunkt des Generals Mitteilung zu machen.

Der Zauber der Mittagstunde war gebrochen.

IV.

Es lebe der Kaiser.

Es war die Zeit um Sonnenuntergang,
Ich kam vom linken Flügel hergejagt.
Granaten heulten, heiß im Mörderdrang;
Hol euch die Pest, wohin ihr immer schlagt.
Ich flog indessen, das war nichts gewagt,
Unter sich kreuzendem Geschoß inmitten.
Rechts reden unsre Rohre, ungefragt;
Links wollen feindliche sich das verbitten.
Gezänk und Anspucken, ich bin hindurchgeritten.

Plötzlich erkenn ich einen Johanniter
Am roten Kreuz auf seiner weißen Binde.
Wo kommst du her, du schneidiger Samariter,
Was trieb dich, daß ich hier im Kampf dich finde?
Er aber riß vom Haupt den Hut geschwinde,
Und schwang ihn viel, den seltnen Lüftekreiser,
Und schwang ihn hoch im schwachen Abendwinde,
Und rief, vom Reiten angestrengt und heiser:
Gestern ward unser greiser, großer König Kaiser.

Zum Ehrengruße donnern die Batterieen
Den Kaisergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrieen
Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.
Scheu schielt aus gelbgesäumter Wolkennacht
Zum erstenmal die weiße Wintersonne,
Und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
Bis auf die fernst marschierende Kolonne,
Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug in Wonne.

Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord,
Es scharrt mein Fuchs und blies ihm in die Haare.
Da klang ein Ton herüber an mein Ohr;
Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren.
Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanterie-Signal zum Avancieren!
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.

Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien! Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.

Lerman, Lerman! Durch Blut, Gewehrgeschnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die Kugel-
spritzen.
Der Wolf brach ein, und matter wird und matter
Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen.
Und Siegesband umflattert unsre Fahnenspitzen.

Eine Sommerschlacht.

> Ziehe mich nicht ohne Grund; wenn du mich aber herauszischen läßt, dann stecke mich nicht eher wieder in die Scheide, bis ich Blut getrunken habe.
>
> Alter Klingenspruch.

Am Kamin, den Becher in der Hand, läßt sichs gut erzählen. Mein Freund plauderte:

Wenn ich in meiner Kinderzeit auf Jahrmärkten in Rundgemälde-Hallen geführt wurde, in denen Gefechtsansichten, in Brand geschossene Städte, brennende Brücken, ganze Schlachten abgebildet waren, konnte ich vor springender Erregung nicht einschlafen. Die Eindrücke hafteten so stark in mir, daß ich alles andere darüber vergaß. Meine Eltern verhinderten aus diesem Grunde auf Jahre hinaus den Besuch solcher Schaustellungen.

Die Condottieri, der Räuberhauptmann, das Korsarenschiff, der Wilddieb, die Raubritter, der Strandlauerer, alles das hatte für meine glühende Knabenphantasie einen besonderen Reiz. Und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätte meine Mutter nicht unablässig abgelenkt und mich eingeführt in die Bücher der Geschichte. Die eben genannten ehrenwerten Herren mußten Platz machen, und Leonidas, Alexander, Cäsar, der große Kurfürst, Friedrich der Große, Napoleon, Blücher, und wie sie hießen, traten an ihre Stelle. Ungezügelte Freude doch konnte ich nicht verhehlen, wenn ich von Dörnberg las, von Schill und Colomb. Ein Parteigänger zu werden, meinem Vaterlande, wenn es unter tausend Wunden stöhnen würde wie ein gebunden Tier, durch kühne Wagnisse Stützen zu geben, der Wunsch hat mich nie verlassen.

Ich wurde natürlich Soldat; und bin es leidenschaftlich bis heute. Besonders hat mir das Zigeunerleben in den

Kriegen gefallen. Und ich wüßte auch nicht einen Tag, ja, nicht einen einzigen Tag, wenn wir im Felde standen, daß ich mich zurückgesehnt hätte zu Frieden und Ruh. Der alte Knabenjubel an den Taten der Condottieri und Landsknechtsführer war doch nicht ganz in mir verhallt.

Aber du wolltest von meiner Feuertaufe hören:

Ich war eben Offizier geworden. Wir lagen gegen Ende Juni 1866 in der schönen Provinz Schlesien seit etwa vierzehn Tagen auf einem Schlosse, das einem alten Edelfräulein gehörte. Mit vaterlandsliebendem Herzen trug sie die große Last der Einquartierung; mit gleicher Sorgfalt wachte sie, daß wir siebenundzwanzig Offiziere es so gut wie denkbar hatten, als auch daß es jedem Füsilier, jedem Dragoner an dem nicht fehlen möchte, was ihnen nach anstrengendem Dienste das Leben auf ihrem Gute angenehm machen könnte. Sie war persönlich unermüdlich.

Eines Tages beim Mittagessen — die Regimentsmusik hatte eben im Garten den Hohenfriedeberger, den prächtigen Schlachtenzünder und Siegentflammer beendet — erhob sie sich und hielt folgenden Trinkspruch:

Meine Herren!

In jeder Minute erwarten wir den Krieg. Sie ziehen ihm entgegen. Den Segen Gottes flehe ich nicht auf Sie herab, denn der Herr verhüllt sein Antlitz mit dem breiten Ärmel, oder wohl besser: Er kann des kleinlichen Menschengezänkes nicht achten. Und wenn auch: Tausende in unsrer Heimat, Tausende des Feindes erbitten von ihm den Sieg. Wem denn soll sich Gott wenden?

Aber Stahl und Eisen wünsch ich in Ihre Arme gegossen. Möchten Sie Ihren Frauen und Kindern, möchten Sie allen denen, die Sie lieben, zurückkehren. Doch solls nicht sein, nun, meine Herren, dann sterben Sie den beneidenswertesten Tod, den Tod fürs Vaterland. Ihnen allen voran zieht der König. Begeistert werden Sie nach

der Schlacht ihn umringen und ihm die teuern, tapfern Hände küssen. Das Vaterland sieht auf Sie! Es lebe der König!

Sie stand wie eine Seherin. Dann hob sie das Sektglas und trank es aus mit einem Zuge. Lautlose Stille folgte, und schon wollten wir sie umdrängen, mit ihr anstoßen; schon wollten wir, stehend, das alte, schöne Königs- und Vaterlandslied anstimmen, als eine der Flügeltüren aufgerissen wurde. Ein stark bestaubter Ulan trat ein, sah sich kurz im Kreise um und schritt dann lebhaft zum Divisionsgeneral. Vor ihm in strammer Haltung stehen bleibend, überreichte er mit der Rechten in schnellem Schwung ein großes versiegeltes Schreiben: „Euer Exzellenz sofort eigenhändig abzugeben." Der General, nach leichter Verbeugung zu seiner Nachbarin, unsrer alten Wirtin, erbrach es. Schweigen des Todes. Dann sah er aus der Zuschrift auf und sagte: „Meine Herren, der Krieg ist erklärt."

Und wieder geschahs, daß nicht sofort bei uns Offizieren der Jubel ausbrechen konnte. Die Nachricht, stündlich erwartet, war doch zu überwältigend.

Nur ein junger Dragonerleutnant, der vielleicht sein Champagnerglas etwas zu häufig hatte den Weg machen lassen zwischen Tisch und Zunge, rief laut: „Na, denn man druff wie Blücher!" Ein strenger Blick seines Regimentskommandeurs traf ihn; dann wandte dieser seine Augen ein wenig ängstlich auf den General. Doch die Exzellenz nahm das Wort lustig auf und wiederholte: „Ja, meine Herren, denn man druff wie Blücher!"

In hoher Erregung schlugen unsre Soldatenherzen.

Auf dem Hofe traf ich gleich darauf den alten Sergeanten Cziczan von meiner Kompagnie. „Nun, wissen Sie schon, der Krieg ist erklärt." „Zu Befell, Herr Leitnant, ich freue mir."

Dem alten Sergeanten Cziczan war ich sehr gewogen. Hatten jemals die altpreußische Treue, das altpreußische

„Über Alles die Pflicht" eine Verkörperung in einem Menschen gefunden, so wars bei Cziczan. Mit zwei gewaltigen oberen Vorderzähnen — die anderen Beißer und Zermalmer fehlten ihm wohl schon — gezeichnet, machte sein Gesicht den ewigen Eindruck, als hätte er die Schwindsucht im höchsten Grade. Aber es gab keinen gesunderen, zäheren Mann als ihn.

Ich eilte zu meinen Leuten. Beim Eintritt in die Scheune sah ich zurück. Mein alter Sergeant las eifrig im „Kleinen Waldersee", den er in jeder Lebenslage mit sich führte. Und jedenfalls ruhte sein Auge in diesem Augenblick auf der Stelle:

> Im Gefecht erprobt sich erst der echte Soldat; im Kugelregen und vor der Spitze feindlicher Bajonette muß es sich zeigen, ob er die erste und unentbehrlichste Eigenschaft des Kriegers, Mut und Unerschrockenheit, besitzt.

. . . Schon seit einer Stunde waren wir auf dem Marsch an die Grenze. Es wollte zuerst keine rechte „Stimmung" aufkommen. Zu gewaltig in uns allen drängte sich der Gedanke: wir sind im Krieg. Aber dann, als der volle Mond unsern Helmen und Gewehren seinen beruhigenden Glanz lieh, als wir auf den Bergen die Fanale brennen sahen, begann bald hier, bald dort ein leises Gespräch mit dem Nebenmann; bald hier, bald da, wie aus Träumen, wollte der Gesang anheben. Und endlich tönte eins der schwermütigen, wie mit finstrer Stirn gesungnen Lieder meiner Westfalen. Und dann, nun dann wechselten die alten, lieben, lustigen Soldatengesänge.

Vor der Kompagnie ritt schweigend unser Hauptmann. Alle, wir Offiziere nicht zum wenigsten, waren ihm schwärmerisch zugetan. Es gab kein schöneres Soldatengesicht. Wie ihm der dicke, lange Schnurrbart vom Winde an die gebräunten Backen geweht wurde, wie klug sein Auge schaute. Er sprach nicht viel; ein gleichmäßiger, darf ich sagen stillheiterer Ernst verließ ihn nie. Von der nackten Wirklichkeit

des Seins tief durchdrungen, fand er seine Ruhe, sein Glück in strengster Pflichterfüllung, in rastlosem Sorgen für das Wohl seiner Mitmenschen und im besonderen seiner Kompagnie.

Und munter, nach dem ersten Rendezvous, marschierten wir in die Nacht hinein. Der Schritt kam uns heute schneller vor. War es das gute Fieber im Soldaten, vom Höchstkommandierenden bis zum Trommler, an den Feind zu kommen?

Ich unterhielt mich mit Cziczan. Wir schlossen die Kompagnie. Er wie ich sahen heut zum ersten Male Tausende von Leuchtkäferchen in den Gebüschen. Zu all dem Nachtglanz wollten die Tierchen nicht zurückbleiben.

Plötzlich wurde Halt befohlen. Die Kompagnieen marschierten auf. Wachen und Posten wurden ausgestellt. Feldwachen und Kundschafter gingen ins Vorland. Das Bataillon biwakierte. Holz und Stroh kam nicht heran. Wir lagen, von unsern Mänteln zugedeckt, in einem Walde. Es war warm. Einmal erwachte ich: ich sah, wie mein Hauptmann, an einen Baum gelehnt, in den Mond schaute. Seine Augen leuchteten schwermütig und traurig. Nie hatte ich ihn so gesehn. Bald sanken meine Lider wieder, um sich gegen Mitternacht noch einmal zu öffnen. Ich bemerkte, daß einer die Gewehrpyramiden umging. Der Posten schien es nicht zu sein. Es war Cziczan, der, den Kleinen Waldersee in der Hand, leise fluchend, stille Wut im Gesicht, einige nicht ganz scharf ausgerichtete Gewehre ordnete. Zuweilen fiel der Mondschein auf die beiden blanken Vorderzähne. Bald schlief ich wieder fest . . .

Früh am anderen Morgen waren wir schon wieder unterwegs. Es wurde unerträglich heiß. Cziczan lief wie ein Schäferhund an den Seiten der Kompagnie, bald hier, bald dort. Unaufhörlich klang seine heisere, bellende, zischende Stimme: aufmunternd, scheltend, gute Worte, böse Worte gebend: wies kam. Und heiß und heißer ward es. Der Durst, dieser furchtbarste Feind des Soldaten, quälte uns.

Wir sahen wie Schornsteinfeger aus. Durch die dicke Staubkruste auf unsern Gesichtern bahnte sich der Schweiß Furchen und Rinnen; dann tröpfelte er auf Schultern, Brust und Nacken. Die Kragen waren schon durchnäßt. Gewehr und Tornister drückten schwer. Gesang und Gespräch waren längst verstummt. Jeder stierte nur mit starren Augen auf die Fersen seines Vordermanns.

Einmal marschierten wir wie durch die Wüste Sahara, so viel Sand ringsum. Da rief plötzlich durch die Stille ein Berliner, der in meiner Kompagnie diente: „Mir soll doch ejentlich verlangen, wenn det erste Kameel uns bejejent." Alles lachte, um gleich wieder leise ächzend fortzumahlen.

Da blitzt uns ein Dorf entgegen. Kurzes Rendezvous. Einige Leute werden vorgeschickt, die Bauern mit Wasser an die Türen zu stellen. Dann kommen wir nach. Im langsamen Vorwärtsziehen trinkt rechts und links die Kompagnie. Greise, Kinder, Männer, Weiber: alles steht mit Töpfen, Geschirren, Schüsseln, Eimern vor den Häusern. Wie sehr ist in uns Menschen der Selbsterhaltungstrieb rege. Das hab ich beim befriedigt werdenden Durst oft beobachtet. Jeder stürzt sich auf das nächste Wasser, reißt die Tasse, das Glas, den Kübel an sich. An den Lippen läuft, wie bei saufendem Vieh, wenn sie den Kopf aus dem Zuber heben, das Wasser hinab, auf Hals und Brust. Die Augen liegen stier, gierig, tierisch auf der kleinen Welle. Das Gesicht ist verzerrt.

Ah, wie hatte uns das wohlgetan!

Und wieder ging es weiter. Adjutanten und Ordonnanzen flogen bisweilen an uns vorbei nach vorn, oder kamen uns entgegen. Eine trabende Batterie überholte uns. Die Geschützrohre gaben jenen eigentümlichen, schütternden Klang. Ein kurzer Wechselgruß der Offiziere, und schon ist sie vor uns. Die Sektionen, die sich an den einen Wegrand gedrängt hatten während des Vorüberfahrens, ziehen sich wieder mehr auseinander. Die Pfeifen sind im Gang. Der säuerliche Geruch des Tabaks begleitet uns.

Endlich bogen wir in einen langen Hohlweg ein. Rechts und links drohen steile Felswände.

Es überkam mich ein etwas unheimliches Gefühl: wenn wir hier plötzlich von oben beschossen würden? „Was würden Sie tun, Cziczan, wenn von allen Seiten Schüsse auf uns fielen?" Der Sergeant will nach seinem Waldersee greifen, aber, wie beschämt, besinnt er sich eine Sekunde, läßt die Hand ruhen, und antwortet: „Rechts und links um, in der Höhe, vorwärts, in der Höhe. Kuraschi, Leute, Kuraschi!" „Bravo! Cziczan, das wäre allerdings das einzig Richtige."

Nachdem wir über eine halbe Stunde, immer im Paß, weitergezogen sind, sehen wir am Ausgang den kommandierenden General halten mit seinem Stabe. Er läßt Bataillon auf Bataillon, Batterie auf Batterie, Schwadron auf Schwadron an sich vorbeiziehen. Seine eisernen Augen bohren sich uns in die Eingeweide. Zuweilen macht sein Charakterkopf kurze, blitzartige Wendungen wie ein Vogelköpfchen. Streng und hart ist sein Gesicht. Ihm und dem neben ihm haltenden Chef des Stabes mochten die Herzen doch froher pochen: fast das ganze Armeekorps hatte den Paß durchzogen. Wir waren dem Feind zuvorgekommen.

Nachdem ich, ich muß es gestehen, etwas scheu dem Kommandierenden vorüber bin, denk ich: der hält fest, der läßt nicht los. Cziczan, die beiden Vorderzähne in die Unterlippe gedrückt, ist stramm mit Augen rechts an der Exzellenz weitergerückt. „Der forcht sich nit, der spuckt dem Feind auf den Hut," fiel mirs ein, als ich dem braven Sergeanten, der denn doch nachher auch eine kleine Erleichterung verspürte, auf das Beißgesicht sah.

Gegen Abend machten wir Halt auf einer Bergkuppe. Die Aussicht ist herrlich. Und deutlich vor uns liegt Böhmen.

Und nun ein emsig Biwakleben. Stroh und Holz sind noch nicht eingetroffen; es lag in der Unmöglichkeit, uns

so rasch folgen zu können. Wir müssen uns wieder mit den Mänteln begnügen. Ich wurde mit einer Abteilung abgesandt, Baumstämmchen und Äste aus dem nächsten Gehölz zu holen. Bald sind wir wieder zurück. Die Feuer knistern, brennen. Die Mannschaften brutzeln und kochen. Der Vollmond geht auf, die Sterne funkeln: eine köstliche Biwaknacht. Wir sitzen um die flammenden Holzstöße; ab und zu weht uns der Rauch in die Nase. Glühwein wird getrunken.

Wir Offiziere vom Bataillon treffen viel zusammen. Das Gespräch handelt nur von morgen: eine Schlacht steht sicher in Aussicht. Und nun: da jagt ein Adjutant heran, hier steigt einer zu Pferde; da kommt unser Brigadegeneral im Schritt geritten. Die Hünengestalt hält ab und zu bei den Feuern. Er läßt einige Offiziere zu sich bitten. Er erzählt uns, was er verraten darf. Unablässig gehen starke Patrouillen ins Vorland, an die Grenze, über die Grenze. Cziczan liest eifrig, nachdem er über eine Stunde stillwütig wieder die Gewehr-Pyramiden in haarscharfe Richtung gebracht hat, im Waldersee: es ist der Abschnitt über den Dienst in Lagern.

O du lustig Biwak! Mit deinem Brenzelgeruch, mit deinem Gesumm. Dorther klingt ferner Postenruf, hier wiehert ein Pferd; bald rauscht irgendwo ein leise gehaltener Zornausbruch eines Hauptmanns, der seine Unteroffiziere um sich versammelt hat. Dazwischen: Rufen einzelner Namen, „dritte Korporalschaft antreten", „sind die Wasserholer schon da?", ein Gesang in der Ferne, plötzlich ein lautes Gelächter. Hinter dem Rasenstück, wo man den Kopf zum Ruhen legte: ein unendlich langes, leise geführtes Gespräch zweier Freunde aus demselben Dorf. Und stiller, stiller wird es; nur noch zuweilen ein Fluch, wenn ein Mann an den Beinen vom Feuer gezogen wird, der Posten stehn, Patrouille gehn soll . . . Schnarchen . . . Klirren und Zischen eines umstürzenden und ausfließenden Feldkessels. Und stiller . . . still . . .

Ich konnte nicht schlafen. Bald lag ich in den Furchen

eines Kartoffelfeldes, bald quer über ihnen. Keine Lage gefiel. Der Tau sank stark herab; mich fror.

Ich erhob mich, wickelte mich fest in meinen Überzieher und ging ans nächste Feuer. Im Kreise lagen die schnarchenden Mannschaften. Dicht am verglimmenden Holz, ab und zu ein frisches Scheit hineinwerfend, daß die Funken zum Himmel stoben, stand mein alter Sergeant Cziczan. Ich beobachtete ihn. Die rechte Hand, um sich zu wärmen, dem Feuer entgegenhaltend, hielt er in der Linken den Waldersee. Er las vor sich hin:

> Unter Schleichpatrouillen versteht man die Patrouillen, die von den Feldwachen auf weitere Entfernungen, d. h. bis auf etwa $^1/_8$ Meile, gegen den Feind vorgeschickt werden, um seinen etwaigen Anmarsch so früh wie möglich zu entdecken, überhaupt aber, um Nachrichten über seine Stellung und Bewegungen einzuziehen . . .

„Cziczan," unterbrach ich ihn. „Zu Befell, Herr Leitnant." Er hatte meine Stimme sofort erkannt. „Wir werden morgen ins Feuer kommen." „Zu Befell, Herr Leitnant." „Ich bin froh, daß ich Sie in meinem Zuge habe." „Zu Befell, Herr Leitnant." Ich trat zu ihm. „Haben Sie daran gedacht, daß wir fallen können?" „Zu Befell, Herr Leitnant, nein." „Nun, das ist gut; wir Soldaten haben auch darüber nicht viel nachzudenken." „Zu Befell, Herr Leitnant."

Da fiel ein Schuß, in nicht zu weiter Entfernung; der erste! Gleich darauf knatterten mehrere. Cziczans Augen leuchteten wie die Lichter eines Luchses, und stark durch die Nase gezogen klang ein lautes: Ha. Die ganze Kompagnie kannte dieses Nasen-Ha, das von ihm ausgestoßen wurde, wenn er stark erregt war.

Im Biwak entstand Bewegung wie in einem gestörten Ameisenhaufen. „An die Gewehre!" . . . Ein Füsilier von einer Patrouille nahte in raschem Schritt, atemlos: „Wo ist der Herr Major? . . . wo ist . . ." „Hier!" rief ihm schon die tiefe Stimme des Bataillonskommandeurs entgegen.

Der Mann brachte uns die erste Kriegsmeldung.

Noch einmal wurden die Gewehre zusammengesetzt; es sollte, wenn noch angängig, der Kaffee gebraut werden. Erst wuschen wir uns in den Kochgeschirren, dann tranken wir aus denselben Behältern den stark mit Strohhalmen und Gras gemischten Mokka. Und er schmeckte uns nach der kalten Nacht vortrefflich.

Der Morgen war völlig angebrochen. Viele Füsiliere lagen noch an den alten Kochstellen und schrieben einige Worte an ihre Lieben daheim. Mancher zum letzten Mal.

Dann hieß es: „An die Gewehre!" Und „Aus der Mitte in Reihen" gings auf die Landstraße. Rechts und links vom Wege lagen gelöschte Wachtfeuer, öde und unbehaglich. Wir marschierten ohne Gesang.

Um sieben Uhr überschritten wir mit donnerndem Hurra die Grenze; wir waren in Feindesland. Hart hinter ihr lag ein erschossener Österreicher. Er war bis an die Haare mit seinem Mantel bedeckt.

Es war der erste Tote.

Dann durchzogen wir ein böhmisches Städtchen und machten ein kurzes Rendezvous im Korn. Ein eigentümlich Gefühl, in das reifende Weizenfeld zu treten. Aber kein Platz war sonst zu finden. Und jede Schonung hat aufgehört. Den Teufel auch, jetzt gilts. Du oder ich; mit äußerster Anspannung aller Kräfte. Das Friedensland mit seinen Satzungen und Gesetzen dämmert irgendwo weit, weit hinter uns.

Und wieder vorwärts! Die Sonne brannte wie in Innerafrika. Ein sengend heißer Tag steht uns bevor.

Kaum waren wir drei bis vier Minuten im Marsch, als die Riesengestalt unsers Brigadegenerals auf seinem gelben flandrischen Hengste uns entgegenraste. Sein Adjutant konnte kaum folgen. Von fern schon schrie er: „Linksum machen, die Österreicher sind da!" Und kurz vorm Bataillon brachte er mit mächtigem Ruck, sich tief im Sattel zurückbiegend, sein Pferd zum Stehen, um es augenblicklich wieder herumzureißen und, dem Gaul die Zinken einsetzend, in die

Richtung gegen den Feind uns voran zu sprengen. Noch seh ich die fliegenden Quasten seiner Schärpe.

„Links um!" und wir steigen in „Kolonne nach der Mitte" die Anhöhe hinan. Der Schützenzug schwärmte aus. Schneidig ging er vor. Der Hauptmann ritt selbst mit. Ich führte das Soutien. Wir Offiziere zogen die Säbel (ich mit einem gewissen theatralischen Schwung) und ließen sie im gleißenden Sonnenlicht ihre Freude haben. Bald kam der Hauptmann zu uns zurück. Nichts war zu hören, nichts zu sehen.

Da . . . **b s s s s s s s s s t — b u m!** die erste Granate.

Sie flog weit über unsere Köpfe. Aber wir alle, ohne Ausnahme, hatten eine tiefe Verbeugung gemacht. Selbst der Hauptmann schien einen Augenblick die Mähne seines Pferdes mit den Lippen berühren zu wollen. Die zweite Granate flog über uns weg. Die Verbeugung war schon weniger tief.

Der Hauptmann, die Faust mit dem Säbel auf die Kruppe seines Pferdes setzend, sah uns lächelnd an. Aus seinen Augen strömte eine solche Ruhe, daß wir wie auf dem Exerzierplatz vorgingen.

Nun knallen die ersten Gewehrschüsse. Bald hatten wir ein Wäldchen erreicht und breiteten uns hier am andern Rande hinter den Bäumen aus. Tak, tak, tak, sagte es; tak, tak, tak—tak—taktak — taktaktaktak—taktak—tak—taktaktak . . . Wie in einem großen Telegraphen-Büreau hörte sichs an. Es waren die feindlichen Kugeln, die mit diesem Geräusch in die Stämme schlugen, hinter denen wir standen. Wir konnten nichts vom Feinde sehen.

Zum Kuckuk, wo kommen die Schüsse her? Ah so, ja, ja! Von der Kirchhofsmauer uns gegenüber.

Da trifft die erste Kugel. Dicht neben mir sinkt einer meiner Füsiliere, mitten durch die Brust geschossen. Ich sehs vor mir: das Gewehr entfällt ihm, sein Mund öffnet sich weit, es ist wie ein krächzender Ton, die Augen werden

ganz groß, dann bricht er, mit den Händen greifend, zusammen.

Und nun blieb mir wirklich nicht viel Zeit mehr, mich mit Toten und Verwundeten zu beschäftigen. Der Hauptmann rief mich, und wir sahen von einer dicken Buche aus mit unsern Krimstechern ins Gefecht. Das glänzte! Das blitzte, das funkelte! Ein weißes Regiment neben dem andern, vor und hinter einander, zog auf uns zu. Deutlich hörten wir hier, da, dort, rechts, links, fern, nah die Regimentsmusiken. Alle spielten den Radetzkymarsch.

Wir standen in der äußersten Vorhut.

„Hier bleiben wir!" sagte der Hauptmann zu mir. „Zu Befehl, Herr Hauptmann," antwortete ich ein wenig hastig. Er legt mir lächelnd die Hand auf die Schulter.

Plötzlich, mit ausgreifendem Schritt, kommen zwei Pferde auf uns zu, zwischen uns und der Kirchhofsmauer. Der Brigadegeneral, mit einem Schuß durch den Unterleib, liegt in den Armen seines Adjutanten. Die feindlichen Jäger schießen wie toll auf die beiden. Aber sie kommen in unserm Wäldchen an. Der General, bewußtlos, wird weiter rückwärts getragen. Der kühne, schöne General. Vor einer Viertelstunde noch ein blendender Achill, strotzend von Mut und Kampflust! und nun ein Häufchen Elend.

Der Feind kommt! Alle Wetter! Wir stehen ja ganz allein. Schon über eine Stunde halten wir das Wäldchen. Der Hauptmann geht mit einem Hornisten nach rechts, um sich die Lage anzusehen. Ich übernehme für den Augenblick das Kommando. Just krabbelts und kribbelts an der uns gegenüberliegenden Mauer herunter, und rechts und links von dieser brechen dicke Heersäulen auf uns ein. Ich ziehe im Laufschritt den Unterstützungstrupp an den Waldrand. Dann schrei ich:

„Rechts und links marschiert auf! Marsch! Marsch!" Dann, langgezogen: „Schnellfeuer!"

Und die Hölle tut sich bei uns auf. Mit wundervollem Mut, mit prächtigem Vorwärts, weit die Offiziere voran,

und wenn sie fallen, springen andre vor, so dringts her gegen uns. Aber der Feind kann nichts machen gegen unser Blitzfeuer. Er m u ß zurück. Verwundete schwanken auf uns zu.

Da kommt der Hauptmann wieder. Er drückt mir die Hand. Und ein Funkelfeuer wirft sein Auge in mein Herz. Ich weiß, was er will: „Auf!" schreit er, und vorwärts, glühend er voran, mit „Marsch, Marsch" auf den Feind. Wir sind an der Mauer. Hinauf! Hinab! Mann gegen Mann. Ein langer österreichischer Jäger hebt mich am Kragen hoch und will mich wie einen Hasen abfangen. Aber: „Ha!" faucht es neben mir durch die Nase, und Cziczan „flutscht" ihm das aufgepflanzte Seitengewehr durch die Rippen. Einen Augenblick schau ich mich um: der alte Sergeant steht neben mir. „Ha!" schnaubt er durch die Nase. Seine Augen rollen. Er ist der Einzige, der auch in diesem Augenblick nicht einen Knopf, nicht den Kragen geöffnet hat.

Und Stoß auf Stoß, und Schlag auf Schlag. Ein feindlicher Offizier zielt zwei Schritte vor mir auf mich mit seinem Revolver. Ich springe mit dem Degenknauf auf ihn zu. Bums! lieg ich. Aber es war nicht gefährlich. „Ha!" hör ich Cziczan, und der Offizier hat von ihm einen Schuß durch die Stirn. Ich bin schon wieder hoch. Meinen Hauptmann erblick ich, von drei, vier Jägern angegriffen. Den einen würgt er; gegen den zweiten, der wütend mit dem Kolben auf ihn einschlägt, hält er den Säbel hoch. „Cziczan, Cziczan," ruf ich heiser, „Cziczan, Cziczan! Der Hauptmann, der Hauptmann!" „Ha!" und wir springen wie wilde Katzen auf den Raub. Das war hohe Zeit.

Auf dem Kirchhof siehts greulich aus. Der Feind, immer wieder unterstützt, wehrt sich verzweifelt. Auch wir haben Hilfe erhalten. Nach wie vor ist der Kirchhof umstritten.

Aus der offnen Tür der Kapelle quillt ein dicker schwarzer Qualm; er schlägt draußen nach oben zum Turm. Dieser steht in Flammen.

Grausig siehts drinnen aus. Es wird gekämpft hier bis zum äußersten, fast um jeden Stuhl. Ein österreichischer In-

fanterist hat im Todesschmerz die halb herabgeschleuderte Madonna umfaßt. Er ist längst tot. Über und über sind er und das Muttergottesbild in Blut gebadet. Cziczan ist es gelungen, auf die Kanzel zu klettern. Von hier gibt er sicher Schuß auf Schuß in den Knäuel. Vom Altar sind Decke und Gefäße heruntergerissen; sie rollen hin und her zwischen den Kämpfenden. Die Orgelpfeifen, der Erbarmer, die Fenster, Alles ist durchlöchert von Kugeln. Vergebens suche ich in die brennende Kirche zu kommen; sie muß endlich unser werden. Da gelingts mir fast, aber schon bin ich im Strudel wieder draußen. Einer packt mich von hinten an der Schulter, eisern. Ich dreh den Kopf. Ein graubärtiger Stabsoffizier, mit blutunterlaufenen Augen, will mich herunterreißen. Ich nehme alle Kraft zusammen, zerre mich los und drück ihn auf ein kleines schiefes Grabkreuz. Er macht ein Gesicht wie eine scheußliche Maske . . . Schindeln fliegen vom Dach. Und im Pulverdampf, im Dunst, im Qualm ist nichts, nichts mehr zu sehen.

Einer meiner Rekruten vom vorigen Winter ist immer neben mir geblieben. Jetzt seh ich ihn noch . . . wo . . . wo . . . Rauch, Flammen, Schaum, Wut . . . Da hör ich durch all den Lärm seine gellende Stimme: „Herr Leutnant, Herr Leutnant!" . . . Wo . . . wo bist du . . . Mehrkens, Mehrkens, wo bist du . . . Einer umklammert meine linke Hand, fest, schraubenartig. Ich beuge mich zu ihm. Es ist mein kleiner Rekrut, der mich hält. Ein Schuß von der Seite hat ihm beide Augen weggenommen. Aber schon lösen sich seine Hände. Die Finger lassen ab, werden starr, bleiben gekrümmt . . . und er sinkt in den Blutsee.

Der Kirchhof ist unser! Hurra! Hurra!

Den Hauptmann treff ich auf der Mauer. Fast die ganze linke Seite seines Rockes fehlt. Das Hemd steht vorn auf. Seine breite Brust keucht in langen Zügen. Ich springe zu ihm hinauf. Sich mit der Rechten auf den Säbel stützend, ergreift er meine Hände mit der Linken. So stehen wir eine Minute, hoch auf der Mauer, schweigend. Und vor

uns dampft es, und um uns, und überall. Funken von der Kirche her umtanzen uns wie goldene Mücken. Mein linker Fuß ruht auf dem Nacken eines beim Übersteigen der Mauer erschossenen und hängengebliebnen Jägers. Und so stehen wir . . . schweigend . . . eine Minute . . . und Sieg und Sonne glüht auf unsern Gesichtern.

„Noch kein Feierabend," sagt mein Hauptmann still-lächelnd, und mit „Vorwärts! Vorwärts!" springt er hinab; ich mit ihm. Cziczan folgt; und Alles hinterher, was noch Arme und Beine hat.

Und wieder weiter. Die Gewehrläufe sind zum Zerspringen heiß. Der Trommler schlägt unausgesetzt plum-bum, plum-bum, plum-bum, immer nach dem zusammenfallenden ersten Schlag der nachfolgende einzelne. Ich geh mit dem Hauptmann vor der Kompagnie. Plötzlich sehen wir im Feld einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Er ist umkränzt von Toten und Verwundeten; längst ist der Eimer verschwunden. Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biest) eine Granate mitten in meine Leute. Sie reißt die halbe Einfassung mit; und einige kollern mit den Steinen in die Tiefe. Elf, zwölf Füsiliere hat sie erschlagen, die Eingeweide herausgehaspelt; Arme, Beine, Köpfe, große Fleischstücke hat sie sich geharkt.

Der Hauptmann läßt Vorwärts blasen und ruft: „Nicht umsehn, nicht umsehn!" Der Trommler schlägt wieder: Plum-bum, plum-bum, plum-bum.

Vorwärts! Vorwärts!

Was ist das? Der Hauptmann steht. Den Säbel hält er steilhoch. „Formiert das Karree! Marsch! Marsch!" Und wir sind schon im Knäuel um ihn herum.

Zwei feindliche Kürassierregimenter hatten uns wahrscheinlich schon lange vom Versteck aus beschielt.

Schon setzten sie mit schmetternden Fanfaren an — da kommen die rettenden Engel.

Der erste rettende Engel (der als tüchtiger Reitergeneral auch geschielt hatte; mag es vielleicht der Künste schwerste

sein, große Reitermassen im Gefecht richtig zu führen) war ein kleiner dicker preußischer General, der wie ein Gummiball heranprescht. Sein Säbel, den er wie eine Schleuder über sich schwingt, blitzt; sein gut gefärbtes rotes Wrangelbärtchen leuchtet wie zwei spitze Flämmchen. Ihm hinterher — die beiden nächsten Engel — in weiter Entfernung voneinander in derselben Linie: ein Dragoner- und ein Ulanen-Oberst. Beide, mit breiter Auslage nach vorn, liegen auf den Hälsen ihrer Gäule. Und nun viele hundert Engel: eine Kavalleriebrigade, zusammengekeilt, wie der Donnerwind. Rattatata!

Der kleine dicke preußische General haut sich schon mit dem feindlichen herum. Dann gabs einen Krach (zwei Lokomotiven in voller Fahrt brechen nicht so ineinander), und dann wars, als wenn sich tausend Ringel einer ungeheueren Schlange im Kreise drehn. Bald aber verhüllte der Staub Alles . . .

He . . . he . . . ja, was denn . . . was ist das . . . Mein Gott, ja . . . Ein einzelner feindlicher Kürassier rast auf uns ein. Sein Geschrei ist Gebrüll . . . Es ist der Antichrist . . . fünfzig, dreißig, zehn Schritte . . . bei uns . . . Kein Gewehr gegen ihn hebt sich von uns. Wir sind im Bann . . . Jetzt . . . jetzt . . . Die Nüstern seines Rappens sprühen Feuer . . . Jetzt . . . und er haut mit einem Hieb, als holt er aus den Sternen aus, zur Erde . . . Er hat einen Füsilier in der Mitte des ersten Gliedes getroffen; er hat ihm den Helm, den Kopf, den Hals bis auf den Wirbel gespalten . . . Nun erst erwachen wir . . . Cziczan ist der erste . . . Zwanzig, dreißig Gewehrläufe heben sich, und Roß und Reiter stürzen in sich zusammen . . .

Einige sprangen auf und schnallten dem tapferen Reiter den Pallasch los. An der Innenseite der Koppel steht: Kürassier Teufel, 1. Eskadron Regiment Graf S.

Die feindlichen Kürassiere sind geschlagen. Es hinkt und humpelt von der Reiterwalstatt zu uns her. Wir gehen

ihnen entgegen, unterstützen sie, nehmen sie auf. Ah, sieh da, auch mein Freund Karl, der schmucke Ulanenoffizier ...

In der Garnison wird er von uns Kameraden Leutnant Schneiderschreck genannt, weil er es fertig gebracht haben soll, einen nicht gut sitzenden Rock achtzehnmal nach Berlin zurückzusenden, bis er saß. Er hat einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen, und liebt es sehr, sie an seinem Lockenkopf in Bewegung zu setzen . . . Da kommt er nun her, etwas kläglich. Ulanka und Hosen sind durchaus in Fetzen; die Czapka ist gleich weggegangen. Er hat (ein Reitergefecht ist nicht so gefährlich, wie es aussieht) nur flache Hiebe erhalten . . . Ich geh ihm entgegen. Er blinzelt mich an. „Ein verfluchter Schweinhund hat mir mein Lorgnon von der Nase in den Dreck geworfen," ist sein erstes Wort. „Aber du hast doch deine Nase selbst noch." Wir lachen; aber, weiß es Gott, es ist keine Zeit zum Lachen.

Ich liebe den guten Jungen sehr. Trotz seiner einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen hat er ein Goldherz; und frisch und klar sprudelt ihm Wort und Tat, und ohne Falsch.

Rechts auf seinen Säbel gestützt, links von einem Ulanen geführt, nähert sich uns vom Attackenfeld der Rittmeister Graf Glashand (heute: Graf Stahlfaust). Er ist schon ernstlicher zugerichtet als mein Freund Karl. Unausstehlich unangenehm ist er mir von jeher gewesen. Er gehört zu den sogenannten „Hochkirchlichen". Ohne je eine innere Bewegung zu fühlen, ohne Verständnis und Herz für alles Leben, ist sein Urteil über seine Mitmenschen hart und streng und kalt. In seiner Haartracht und deren Bearbeitung ist er ein Quäker, im Gegensatz zu meinem Freunde Karl. Ich glaube, er stellt seinen Generalsuperintendenten höher als seinen kleinen dicken Brigadegeneral, der, mit verbundenem Nacken, auf einer Protze, die von einem Beutepferd gezogen wird (ein Schlachtfeld sieht schon nach einer Stunde wie ein buntest verstreuter Weihnachtstisch aus), uns entgegenfährt.

Ich eile stürmisch vor, um den mir bekannten und von mir außerordentlich verehrten General zu begrüßen.

„Herr General erlauben mir meinen und unser aller Dank aussprechen zu dürfen für die wundervolle Rettungs-attacke."

„Ah was," antwortet der Gummiball, der aber in diesem Augenblick recht fest auf dem Protzkasten klebt, „äh was," und er dreht sich das eine Flämmchen seines Wrangel-bärtchens in die Höhe, „heit hat jeder seine Schuldigkeit jetan ... Diese unverschämten Limmel scheinen keinen preißschen Jeneral zu kennen ... Hau ich mich da, was das Zeig hält, herum mit dem feindlichen Jeneral, schlägt mir so'n Hundsfott von Kürassier in'n Nacken, daß mir der Helm wackelt. Ich schrei den Kerl an: Kennt Er denn keinen preißschen Jeneral ... Aber der beigt sich zu mir —" Der kleine dicke Herr wird plötzlich ohnmächtig. Rechts zu ihm setzt sich Graf Glashand, links mein Freund Karl; und so fährt der schneidige General, dem ich mein für ihn entzücktes Herz mitgebe, inmitten von Pharisäer und Welt-kind auf den Verbandplatz.

Grade bringt ein Adjutant auf einem Husarenpferde, dessen Schabracke nach der einen Seite hängt, dem Hauptmann den Befehl, daß die Kompagnie halten und, indem er auf eine Mulde zeigt, sich dort mit dem Regiment vereinigen soll — als eine letzte, weit herkommende, matte Kugel dem alten Cziczan ins Herz schlägt; sie hat just noch so viel Kraft, daß sie ihn auf der Stelle tötet. Und Cziczan ist den Heldentod gestorben. Wir haben keine Zeit, ihn zu begraben. Morgen früh kommt er mit den Übrigen (schicht-weise werden sie gelegt) ins Massengrab. Ich schiebe ihm unter den Rock, auf das dunkelblaue Fleckchen, wo die Kugel eingedrungen ist, seinen Waldersee. Vorher hab ich eine neben mir stehende Taglichtnelke gepflückt (die weiße Blume war allerliebst mit roten Bluttüpfelchen gesprenkelt) und lege sie auf die Stelle im Waldersee:

Mit kühner Todesverachtung stürze der Soldat sich dem Feind entgegen, und erreicht ihn eine feindliche Kugel, so falle er mit dem erhebenden Bewußtsein, daß es kein schöneres Ende für ihn gibt, als ein ruhmvoller Tod für König und Vaterland.

Und Bataillon auf Bataillon, noch frisch, marschiert bei uns vorüber nach vorn; Verfolgungsbatterieen rasseln in die Ferne. Wir aber ziehen uns der Mulde zu, um uns dort mit dem Regiment zu vereinigen.

Welch ein Wiedersehen! Welches Wiederfinden! Welches schmerzvolle Vermissen!

Die alten, heiligen Fahnen meines Regiments hat die Siegesgöttin geküßt. Aus ihren Lorbeerhainen hat sie uns Kränze gebracht. Den Verwundeten fächeln ihre Flügel Kühlung, den Gefallenen zeigt sie mit goldener Hand lächelnd Walhalla.

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid im freien Feld,
Darf nicht hörn groß Wehklagen.

Im engen Bett nur Einr allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Gesellschaft fein,
Falln mit wie Kräuter im Maien.

Und die Nacht sinkt. Tod und Schlaf, die Brüder sind bald nicht auseinander zu kennen; so ruhts auf dem Schlachtfelde.

Wir Offiziere sitzen um ein Feuer. Und einer nach dem andern von uns schließt auf der Stelle, wo er sitzt, liegt, die Augen. Mein treuer Bursche hat irgendwo eine Pferdedecke für mich erobert; er wickelt mich sorgfältig hinein wie ein Kind.

Noch hör ich, wie mein in den Kreis tretender Hauptmann sagt: „Der König ist bei der Armee eingetroffen," und mein letztes Wort ist, ehe ich in festen, traumlosen Schlaf falle:

„Der König! Der König!"

Unter flatternden Fahnen.

I.

Seit den ersten Morgenstunden waren wir auf den Geschützdonner losmarschiert. Und noch immer — unsre Uhren und besser noch die furchtbare Hitze zeigten uns den Mittag an — noch immer zog das Armeekorps in ganz grader Linie wie ein riesenlanger Wurm weiter und weiter. Der Kommandeur wußte die Richtung. Nicht ebenmäßig, wie auf geebneten Bahnen, gingen wir vorwärts. Die Vordersten der Kolonne hatten mit den sich ihnen entgegenlegenden Ähren viel zu schaffen. Von der Nacht noch durchnäßt, zogen sich diese um die Beine, verwickelten sie wie mit Draht, und waren so ein äußerst ermüdendes Hindernis. Wir Nächstfolgenden trotteten auf den niedergetretnen ganz gut; ab und zu aber wand sich auch um unsere Füße noch ein rachsüchtiges Halmseil. Unerträglich wurde die Sonnenglut. Kaffee, Schnaps, Wasser, Speck, Wurst, und was sonst der treue Brotbeutel bergen mochte, war dahin, dahin. Der Durst peinigte uns über alle Maßen. Schon hatten wir, was wir noch an Tabak und Zigarren vorgefunden (und es wurden die letzten Winkel der Taschen durchsucht), zum Kauen auf die Zunge und in die Backen geschoben, um dadurch einigermaßen wenigstens den Speichelfluß zu erhalten. Da stießen wir auf den ersten zu durchwatenden Bach. Wir Folgenden sahen allerdings nur einen breiartigen Tümpel, aber mit stürzenden Helmen beugten wir uns hinab — Wasser, Wasser. Immer im Marschieren bleibend, füllten wir unsre Flaschen, so gut und schnell es ging.

Oft wurde, durch irgend einen Umstand, vorn ein kurzer Halt befohlen. Dann stockte Alles. Die nächsten stießen ihre Nasen an den Tornistern der Vordermänner. Dann wieder: Ohne Tritt! Marsch! und die letzten mußten Dauerlauf machen. Wie das anstrengend war. Aber Kopf in die Höh! In die Schlacht, in die Schlacht!

Adjutanten, Gendarmerieoffiziere, Ordonnanzen, Generalstäbler kamen uns entgegen, um Munitionskolonnen, Ärzte, fliegende Lazarette heranzuholen. Immer schrieen wir ihnen zu, wie es vorn stünde. Die Mehrzahl von ihnen nahm sich keine Zeit zum Antworten. Sie rasten wie eine gradaus fliegende Hummel vorüber. Nur einer von ihnen, ein Trainoffizier, wandte sich zu uns und rief: „Gut! Gut!“ Aber bei der Wendung des Kopfes und im scharfen Anhalten seines Pferdes verlor er den Helm, suchte ihn zu erhaschen — aber da lag er schon im Dreck. Eine riesige Glatze wurde sichtbar. Unter schallendem Gelächter und allerlei nicht zu zarten Witzen ritt der Offizier erzürnt seinen Weg weiter.

Schon lange, mich ein wenig seitwärts losmachend aus meinem Bataillon, hatte ich (wir zogen hügelaufwärts) bemerkt, wie von der Kuppe des Berges das Korps nach und nach wie in einem Kessel verschwand.

Auf der Höhe angelangt, hieß es: Halt! Gewehr ab! Und mit offnem Munde, mit weit geöffneten Augen, erblickte ich an diesem Tage zum ersten Mal das Chaos der Schlacht. Es war ein unbeschreiblich großartiger Anblick. Wie das wogte und hin und her schob. Der Pulverdampf lagerte nicht schwer, sodaß wir deutlich die einzelnen Batterieen unterscheiden konnten, hüben und drüben. Rauch und Flammen, oft wie dicke schwarze und gelbe Türme, zornten zum Himmel auf.

Einer meiner Kameraden, an mich herantretend, deutete auf unsre drei roten Husarenregimenter und meinte — das Wort ist bekannt geworden —: sie schwämmen wie drei rote Erdbeeren zwischen den dunklen Massen.

Plötzlich klang überall das sich überhastende Kommando: die Fahnen entrollen! und in der nächsten Sekunde flatterten die heiligen Adler über uns im erquicklichen Winde, der seit kurzem unsre Gesichter kühlte. Und zugleich ertönte — die Musik sollte hier zurückbleiben — der Hohenfriedeberger Marsch. Auch dem nüchternsten Rechenmeister stößt

er seine Feuergarben ins tiefste Herz. Unter seinen Klängen, mit schwenkenden Helmen und kreisenden Säbeln, „Hoch! hoch! der König!" stiegen wir jauchzend hinab in den Höllenschlund.

Zunächst rückte mein Bataillon noch, des hemmenden Platzes wegen, in rechts abmarschierter Sektionskolonne vor, um sich gleich darauf in Kompagnie-Kolonnen zu verwandeln.

Die ersten Toten! Die ersten Verwundeten! Einer von den Verwundeten lag auf dem Rücken und streckte flehend die Arme nach uns aus. Ich sprang rasch vor und hielt ihm meine mit Lehmwasser gefüllte Flasche an die Lippen. Er riß sie wütend mit den Händen an sich und trank so hastig, daß ihm die Flüssigkeit über Hals und Rock lief. Da ihn der Schuß in den Unterleib getroffen hatte, kam das Wasser schnell wieder zurück.

Bei einem einzeln stehenden Hause ziehen wir vorbei, in dessen Vorgarten ein schneeweißer Greis, die Lehnen umkrampfend, in einem Großvaterstuhl sitzt. Sein Kopf ist vorgebeugt. Er stiert uns mit wuterfüllten Augen an. Ihm zur rechten Seite steht ein junges Mädchen. Ihr schönes, blasses, von schwarzen Haaren umrahmtes Gesicht haßt uns finster in die Augen. Keiner von uns wagt, ihr ein Wort zuzurufen.

Unser Bataillonsadjutant jagt auf mich zu. Ich setze meinem Gaul die Zinken ein und presche ihm entgegen. „Die dritte Kompagnie" (diese führte ich) „soll jenen Höhenzug besetzen . . . dort wo das Kreuz zwischen den beiden Linden steht!" Schön . . . Dritte Kompagnie halbrechts! Marsch!

Ich war allein. Allein in der großen Schlacht. Wer weiß es, ob ich an diesem Tage noch weitre Befehle erhalten werde? Ob ich selbständig handeln muß? Ein stolzes Gefühl überrieselt mich.

Neben mir, rechts und links, gehen mein Oberleutnant Behrens und mein Leutnant Kühne. Beide sind ausgezeich-

nete Offiziere, Behrens außerdem einer meiner engeren Freunde. Wenn er sich nur seine schnodderigen Redensarten abgewöhnen möchte. Tollkühn, waghalsig, stößig wie ein verwildeter Hirsch, ist er der Gegensatz zu dem kleinen zierlichen Kühne. So etwas von Ruhe, Überlegung im kritischsten Augenblick wie bei diesem ist mir im Leben sonst nicht vorgekommen. Kühne hatte auch, wenn wir Andern schon lange nichts mehr zu essen und zu trinken hatten, immer noch irgend eine Eß- und Trinkgelegenheit. Wo immer er sie beherbergte und hervorholte, ist mir ein Rätsel geblieben.

Wir waren auf der Höhe angekommen und hatten uns, Zug neben Zug, eingenistet. Ich konnte mir wohl denken, daß wir hier eine Aufnahmestellung bilden sollten, wenn etwa . . . selbst der weitere Gedanke blieb mir im Halse stecken.

Neben mir, etwa zweihundert Schritte entfernt, hatte die vierte Kompagnie Stellung genommen. Ihr sehr langer, schmaler Hauptmann, der den ihm bis auf die Hacken reichenden Regenrock angezogen hatte, stand, auf seinen Degen gestützt, wie eine Statue, auf einer kleinen Erderhebung, allein, weit vor seiner Truppe. Wie sonderbar, daß mir bei seinem Anblick Dante vorschwebte. Sein Umriß zeichnete sich klar gegen den nun mit Wolken überzognen Himmel ab.

Meine Leutnants und ich, platt auf dem Leib liegend, dicht nebeneinander, vor meiner Kompagnie, sahen eifrig durch unsre Krimstecher in das wogende Gemenge vor uns. Kein Vorteil, auf beiden Seiten, schien bisher erreicht. Leutnant Behrens meinte: „Es ist ein Skandal, daß wir die Kerls noch nicht auf die Hühneraugen treten können." „Noch ist der Abend nicht gekommen," erwiderte ich. Leutnant Kühne, der sich auf kurze Zeit in die Kompagnie entfernt hatte, kam zu mir zurück und überreichte uns auf einem zierlichen Teebrettchen zwei Gläser Madeira und zwei Kaviar-Semmelchen. „Ich kann den Wein wirklich empfehlen, von Schneekloth aus Kiel," sagte mit großer Ruhe mein Leutnant. „Aber, um des Himmels willen, wie kommen Sie

jetzt zu diesen schönen Sachen, lieber Kühne, und noch dazu das allerliebste Tablettchen und die Gläser."

„Ich kann den Wein wirklich empfehlen," erwiderte mit unerschütterlicher Ruhe mein Leutnant.

Kaum hatten wir den letzten Schluck durch die Kehle gegossen, als ein durchdringender, klirrender Knall uns alle nach rechts sehen ließ. Eine dicke Staubwolke wirbelte kerzengrad in die Höhe, wo eben noch der lange Hauptmann gestanden hatte. Er lag zerfetzt am Boden. Behrens rief, sich auf die Schenkel klopfend, aus der „Schönen Helena": „Jetzt gehts los! Jetzt gehts los!"

Nicht grade allzu taktvoll in diesem Augenblick.

Ich sah mich um, ob nicht Befehle für mich unterwegs seien. Kein Adjutant kam heran. Mein auseinander gezognes Bataillon schien in Bewegung nach vorwärts stoßen zu wollen. Ich kommandierte daher: „Auf! Das Gewehr über! Ohne Tritt! Marsch!" Und nun rückten wir wirklich ins Gefecht ein. Schon nach wenigen Minuten kam uns ein Gefangenentrupp entgegen. Unter diesen sahen wir die ersten Turcos. Mein schleswig-holsteinischer Bursche rief aus dem Zuge: „Kiek, dat sünd vun de swatten Kakaleikers, de de Katten up de Schullern drägn."

Die Toten und Verwundeten mehrten sich in sehr merklicher Weise. Herrenlose Pferde jagten umher. Zwei junge Pudel spielten miteinander, als wären sie in ihres Herrn Garten. Ein Marketenderwagen kam uns langsam entgegengefahren. Der Besitzer schielte scheu und gierig nach den Gefallenen und Verwundeten. Nun waren wir „mitten drin". Meine drei Züge, in Plänklerlinien aufgelöst, gingen nebeneinander her. Mehr und mehr Geschrei, Fluchen, einschlagende Chassepots, Kommandos, springende Granaten vor uns, mitten unter uns, hinter uns. Schon führe ich Mannschaften von andern Kompagnieen, die, abgekommen, sich mir anschließen. Selbst Leute fremder Regimenter mischen sich mit den meinigen.

Der Höchstkommandierende reitet in ruhigem Galopp hin-

ter meinen Zügen vorbei. Will er zum linken Flügel? Ist etwas nicht in Ordnung? Seine Augen scheinen finster, herbe, streng. Die zahlreiche Begleitung galoppiert, jeder für sich, weit ein jeder von dem andern: sie ist die Zielscheibe der feindlichen Batterieen. Adjutanten sprengen zuweilen an den General heran, der ihnen, immer in demselben ruhigen Galopp bleibend, Befehle gibt, mit der Hand hierhin, dorthin weisend. Sie stoßen wie ein Boot vom Hauptschiff ab, um dann bald zu verschwinden in der gewaltig aufgeregten See.

Ich kann kaum etwas mehr sehen. Behrens und Kühne sind noch vor ihren Zügen. Die Gesichter meiner herrlichen Kompagnie erkenne ich: Schweiß, Schwärze, Blut, Staub, aus diesem Farbenmischmasch heraus glühende Siegeswunschaugen. Ich bin jetzt gänzlich auf mich allein angewiesen. Die Sonne sendet schon schräge Strahlen. Noch immer höre ich keine Vorwärtssignale, keine Trommel. Und doch ist Alles, Alles, die ganze Armee in unaufhaltsamem Vorrücken. Soll ich blasen lassen? Soll ich trommeln lassen? Ich habe dazu keinen Befehl. Ich wende mich zu meinem Hornisten: „Weber, Avancieren blasen!“ Und das knöcherne, reizlose Signal ertönt. Ertönt und ertönt immer wieder in derselben grandiosen Nüchternheit. Aber es zieht die todmüdesten Beine selbst vorwärts. Und die Trommler schlagen an, und immer weiter sich fortsetzend höre ich die Vorstoßsignale.

Ein hurtiger Wind, der sich plötzlich wieder aufgemacht hat, schenkt uns gute Übersicht. Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß ich ganz vorne bin. Meilenweit mit mir, rechts und links, ist Alles eine einzige Schützenlinie. Vor mir ragt auf einem Geländebuckel ein kleines Dorf. Ein rasendes Feuer wird von dort auf mich gerichtet. O, du böser Wind! Als ich mich nach rückwärts umschaue, sehe ich, in ziemlicher Entfernung, die großen Massen der Reserven heranrücken. Aus diesen blitzten in der Abendsonne plötzlich zwei reitende Batterieen heraus. Sie rasen zu mir her, was das Riem-

zeug hält. Bei mir angekommen, protzen sie hinter meiner Schützenlinie ab und beginnen, über unsre Köpfe weg, das vorliegende Dorf, mein Ziel, mit Schnellfeuer zu übergießen. Zur selben Zeit auch löste sich ein Dragonerregiment ab und trabte in derselben Richtung wie die Batterieen auf mich zu. Bald war der Oberst dieser Truppe, nur von einem Trompeter begleitet, bei mir vorüber. Deutsch trabend, klapklapklapklap, in immer gleichmäßiger Gangart, sich vornüber beugend, so ließ sich nur auf Sekunden sein Gesicht erkennen. Es war ein alter Herr, der den Mund weit offen hielt (der Unterkiefer war in fortwährender wackelnder Bewegung). Aber unter starken, ergrauten Brauen funkelten ein Paar energische Augen. Nun kam auch sein Regiment heran, in immer gleichmäßigem Trabe. Wegen des weichen Bodens hörten wir nicht die Hufe. Auch schien alles Geräusch, das sonst einem in Fluß geratnen Reiterregiment anhaftet, erstorben zu sein: kein Janken der Sättel, kein Klirren und Rasseln; ja selbst die Kommandos und Signale schwiegen. Der alte Oberst mit dem Fledermausgesicht regierte einzig und allein sein Regiment mit dem linken Handschuh. Und nun diese ewigen Schwenkungen und Bewegungen dieser Truppe um uns, vor uns, hinter uns. Wie oft fauchte der alte Oberst bei mir vorbei, immer im gleichen Trabe bleibend. Er suchte augenscheinlich eine Stelle, um seine Dragoner zum Angriff zu führen. Mir fiel aus Faust ein: Es war eine Ratt im Kellerloch . . . als hätt sie Lieb im Leibe. So suchte er nach allen Ecken und Kanten zum Einbruch zu gelangen. Alle diese lautlosen Bewegungen des Regiments hatten etwas unsäglich Unheimliches. Einmal trat Behrens zu mir und sagte, während wieder der Regimentskommandeur vorbei hastete: „Was will denn der eijentlich? Das ist ja wie der fliejende Holländer." Über den „Fliegenden Holländer" lachten wir beide laut auf.

Indessen war ich, immer sprungweise vorgehend, an den Hügel hin gekommen. Jetzt galt es, das von den Granaten

in Brand geschossene und erschütterte Dorf mit stürmender Hand zu nehmen. Bei meiner Kompagnie war die Fahne des Bataillons geblieben. Ihr Träger, ein schwarzbärtiger großer Sergeant, ließ sie hoch im Winde flattern. Da traf der erste Schuß die Fahnenstange, daß sie mitten durchbrach. Zugleich auch hatte ihr Träger die Erde küssen müssen. Sofort sprang Leutnant Kühne vor und riß das heilige Zeichen wieder empor. Ich hörte deutlich ihr Flattern durch all den Lärm. Eine Kugel löste mir die linke Hosennaht auf, ohne mich zu verwunden.

Sturm! Stöße! Trommel und Hörner! Mann gegen Mann! Noch immer flattert in Kühnes Händen unsere Fahne. Da wird er umringt. Aber wir reißen ihn wieder heraus. Hoch, hoch flattert die Fahne. Das Blut macht die Erde glitscherig. Und Blut, Blut, Mordgeheul, Rauch, Flammen, herunterstürzende Dächer, Einzelkampf, in Türen, Fenstern und Zimmern — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Dorf ist unser. Noch keucht uns die Brust. Wir lehnen todermattet an Garteneinfriedigungen, oder wo es sich immer trifft. Die Unterstützungen sind herangekommen.

Leutnant Kühne steht vor mir mit dem zierlichen Tablettchen: „Herrn Hauptmann vielleicht ein Brötchen mit Toulouser Entenleberpastete gefällig? Vielleicht ein Gläschen Kirvan? Beides von Borchardt . . . Kann versichern . . .“ Ich wäre beinahe mit der Wiege, auf der ich eingeknickt lag, zusammengebrochen vor Verwunderung, Kühne in diesem Augenblick mit solchem Frühstück vor mir zu sehen . . .

Und dann wieder vorwärts . . .

II.

Die Insel.

Das letzte Teilchen der Sonnenscheibe, zwischen schwefelgelben Abendwölkchen, war eben verschwunden. Der ganze

Abend leuchtete dunkelrot im Abglanz der brennenden Dörfer. Auch schien er das Blut der Erschlagnen zu spiegeln.

Der Feind war auf allen Enden zur Flucht getrieben.

Ich hatte mich nach dem Aufbruch aus dem eroberten Dorfe bald wieder mit meiner Kompagnie allein gefunden. Schien es doch an diesem Tage, als wenn jeder für sich, einer für alle, alle für einen gekämpft hatten.

Als die Dunkelheit eintreten wollte, gelang es mir noch kaum, einen inselförmigen Erlenbruch, der rings von einer Sandwüste umgeben war, zu erreichen. Hier lag schon Alles durcheinander. Und mancher traf hier noch im Laufe des Abends und der Nacht ein. Die Ahnung, daß hier Wasser in Hülle und Fülle zu haben sei, hatte die Annäherung instinktmäßig bewirkt.

„Gewehr ab! Setzt die Gewehre zusammen!" und jeder fiel da auf die Erde, wo er stand. Ich selbst legte meinen Kopf auf das eine Ende einer gefällten und schon abgeschälten Birke. Ich konnte nicht sofort einschlafen. Die Aufregung war zu groß gewesen. Allmählich begann es sich überall zu rühren. Kleine Koch- und Wärmfeuer beleuchteten hier und da im Busch die Stämmchen der Erlen und die sie umstehenden und umsitzenden Mannschaften. Beim andern Ende meiner Birke merkte ich am Rütteln meines Kopfes, daß die Leute an dieser Stelle ihre Kaffeebohnen mit Steinen zerkleinerten. Klar, im letzten verblassenden Abendlicht, schien die abnehmende Sichel des Mondes durch das Wäldchen. Obgleich ich die Augen geschlossen hatte, konnte ich, wohl wegen der großen Erregung, nicht einschlafen. Im Halbtraum hörte ich, wie sich Pferdegetrappel mir näherte und bei mir anhielt. Durch meine halbgeöffneten Lider sah ich auf einem großen, langgestreckten, starkknochigen Gaul einen alten General. Sein weißer, zerzauster Schnurrbart bedeckte die Lippen ganz. In seiner Begleitung war ein Generalstabsoffizier. Zu diesem sagte er: „Weiter, lieber Ernesti, kommen wir heute doch nicht. Die Nacht ist hereingebrochen. Wir werden wohl oder übel hier über-

nachten müssen.“ Darauf stiegen die Herren ab. Der General nahm das rechte Vorderbein seines Pferdes in die Höhe und untersuchte den Huf. Dann rief er: „Wanzleben!“ Eine Stimme antwortete: „Exzellenz?“ und zugleich erschien ein Husar. „Sorgen Sie zuerst dafür, Wanzleben, daß die Pferde Wasser bekommen.“ Der starkknochige Gaul des Generals, die Mähne hebend, die Lefzen wie gähnend auseinanderreißend, schnubberte, als wenn er die Worte seines Herrn verstanden hätte. Nun wurden die Satteltaschen abgeschnallt, die Mäntel ausgebreitet. Darauf legten die beiden ihre Köpfe neben mich auf die Birke. Ich war dermaßen ermattet, daß ich nicht aufgesprungen war. Das Klopfen der Steine am andern Ende ging seinen Weg. Auch der General und Ernesti schienen nichts zu spüren. Als diese eben eingeschlafen waren, wieherte hell, auf mich zukommend, wieder ein Pferd und hielt gleichfalls in unmittelbarer Nähe bei mir an. Es war ein außerordentlich starker Ulanenoffizier, der etwas Eunuchenhaftes hatte. Der Mond beschien ihn hell. Sein rundes Gesicht war bartlos, und seine dicken, um den Sattel gepreßten Beine glichen zwei vollgestopften Kornsäcken. „Jesses, Jesses,“ rief er, „schläft denn hier schon die ganze Gesellschaft.“ Und ein so unendlich gemütliches, helles Lachen ertönte von ihm, daß ich meinen ersten Groll, den ich bei seinem Erscheinen gefühlt hatte, verscheuchte. Vollends jetzt wach geworden, stand ich auf und begrüßte ihn. Sobald wir uns bekannt gemacht hatten, stieg er ab und legte sich, nachdem ich ihm noch von der Anwesenheit des Generals gesagt hatte, ruhig neben uns.

Meine Leute kamen, einer nach dem andern, zu mir, um mir in ihren Kochgeschirrdeckeln Kaffee anzubieten. Ich konnte noch nicht einschlafen. Um mich herum beroch ein kleiner, langhaariger, schwarzer Pinscher, der einem Teufelchen glich, jeden von uns. Er lahmte auf dem linken Hinterbeinchen, und ich bemerkte an dieser Stelle getrocknetes Blut mit Staub vermischt. Dann war er verschwunden. Nun fiel

ich in einen unruhigen Schlaf und träumte das wirrste Zeug. Als ich erwachte, es mochte Mitternacht sein, hörte ich außerordentlich stark in meiner Nähe schnarchen. Zugleich sah ich Behrens, der sich vorher irgendwo gebettet hatte, um uns herum schleichen; er beugte sich zu jedem hinab, um den Täter zu entdecken. Beim General hatte er gefunden, was er suchte, und diesen im Schatten der Bäume nicht erkennend, sagte er rüttelnd: „Aber das geht wirklich nicht mehr an, Herr Kamerad." Der alte Herr erhob sich etwas schlaftrunken und sagte traumverwirrt: „Ich habe doch befohlen, daß die dritte Division bei Petit St. Arnold . . . Ah so" (etwas erregt) „was ist, was ist." Er erhob sich bei diesen Worten ganz in die Höhe, sodaß die breiten roten Streifen seiner Hose durch einen Mondstrahl hell beleuchtet wurden. Oberleutnant Behrens sah nun sofort, wen er vor sich hatte; doch ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, sagte er: „Ah verzeihen, Exzellenz, ich glaubte schießen — schießen —"

„Ach was," antwortete ein wenig grob die Exzellenz, „schießen, schießen . . . hier wird jetzt geschlafen . . . Legen Sie sich nur wieder aufs Ohr, mein junger Herr Kamerad, und seien Sie nicht so erregt. Und wenn Sie sich nun wieder niederstrecken, so bitte ich Sie, Ihr Schnarchen von vorhin einzudämmen. Das kann ich auf den Tod nicht ertragen." Behrens schlich sich etwas beschämt wieder von dannen.

Was war das? Klang nicht ein leises Wimmern und Stöhnen zu mir her? Ich stand auf und suchte die Stelle im Gehölz, von woher die Klagetöne mein Ohr trafen. Ich hatte sie bald gefunden. Ein Jäger vom 41. Bataillon lag dort schwer verwundet. Ich bog mich zu ihm nieder und gab ihm aus meiner Feldflasche zu trinken. Mit leiser Stimme, sodaß ich mein Ohr an seinen Mund neigte, lispelte er: „Meine alte Mutter — wird sich freuen: — beim Abschied — sagte sie: — liebe dein Vaterland bis in den Tod." Und leiser werdend: „Marie — soll —

meine Uhr —" Er lehnte sich in meinen linken Arm zurück. Seine Hände umfaßten meine Rechte. Sein letzter Hauch: „Mutter, Mutter — daß du bei mir bist." Noch lag er wohl zehn Minuten in meinem Arm. Ich rührte mich nicht. Und dann war er hinüber . . .

Als ich weiter wollte, fand ich dicht neben ihm einen Offizier von demselben Bataillon. Er lag platt auf dem Gesicht, die Arme ausgebreitet. Die linke Hand hatte sich in Moos eingekrampft, die rechte umklammerte eisern den Säbelgriff. Neben seinem Kopfe saß der kleine schwarze Pinscher und leckte ihm das linke Ohr. Er hatte seinen Herrn gefunden. Als ich mich näherte, fiel mir das Hündchen beißend in die Stiefelabsätze. Aber ich mußte wissen, ob nicht noch Hilfe retten konnte, und drehte deshalb, ohne mich an das Köterchen und seine Angriffe zu kehren, den Körper um. Ein unendlich junges Gesicht, schon erkaltet, zeigte sich mir. Zwischen den gebrochenen Augen sah ich einen kleinen Streifen der dunkelbraunen Pupille.

Der Morgen war angebrochen, und eine Schwarzdrossel flötete unbekümmert ihre treuherzige Melodie.

Auf meinen Platz zurückgekehrt, fand ich hier Alles schon in reger Bewegung. Alle gönnten sich bei der reichlichen Wasserfülle das Labsal einer Waschung. Der dicke Ulanenoffizier hatte sich bis auf die Hüften entblößt und ließ sich aus Kochgeschirren begießen. Von der feisten, fetten Brust tropfte es ab wie bei einer Ente. Dabei lachte er unaufhörlich in äußerst gemütlicher Weise.

Leutnant Kühne erschien bei mir. In der Hand führte er das Teebrettchen: „Herrn Hauptmann vielleicht ein Gläschen Cantenac gefällig? Ein Brötchen mit Hamburger Rinderzunge gefällig? von Borchardt, kann wirklich empfehlen." Ich winkte mit den Augen, daß er zum General gehen möge. „Euer Exzellenz vielleicht ein Gläschen Cantenac gefällig? Ein Brötchen mit Hamburger Rinderzunge vielleicht? Alles von Borchardt. Kann wirklich empfehlen" . . . „Sind Sie denn besessen, Verzeihung, Herr Leut-

nant? Ja Borchardt, Borchardt . . . nun denn, wir sind Alle Menschen. Ich nehme es dankend an." Und dabei den Kopf ein wenig nach hinten beugend, setzte er das Gläschen an den Mund, sodaß wir die Muskeln und Adern des langen hagern Halses sehen konnten.

Bald war Alles auf der Suche nach seinem Truppenteil. Schon nach einer Stunde hatte ich mein Regiment gefunden. Die Fahne, die ich an einem Erlenast befestigt hatte für den zerschossenen Schaft, hochschwingend, trafen wir uns. Dann zogen wir weiter, hitzig dem Feinde nach.

Der Narr.

Wir belagerten die große Festung.

Ich hatte den Befehl erhalten, um Mitternacht mit drei Unteroffizieren und dreißig Mann den vor unsrer Postenlinie liegenden Hof La Grenouille anzuzünden. Bald lag der Feind, bald steckten wir darin. Es war ein ewiges Gezänk. Nun sollte dem ein Ende gemacht werden.

Um zehn Uhr abends ließ ich antreten, und war nach einer Stunde, nachdem ich die nächstliegenden Feldwachen in Kenntnis des mir gewordenen Auftrags gesetzt hatte, vor den Doppelposten.

Ja, wie soll ich sagen: So etwa, als wäre ich jetzt außerhalb der Erde, in der Luft, abseits unsers Planeten im Weltraum. Wir waren ganz allein; keine Fühlung mehr. Die Schleichpatrouillen, hatte ich die Feldwachkommandeure gebeten, nicht ins Vorland gehen zu lassen. um nicht zu Verwechslungen Veranlassung zu geben; und nun war Alles stumm um uns.

Wir hatten wachsenden Mond. Der alte Herr hatte die Liebenswürdigkeit, sich gänzlich hinter Wolken zu verbergen. Ich sandte ihm für seine Artigkeit eine Kußhand: denn es war dunkel, doch nicht in dem Maße, daß Alles unerkennbar verschwamm.

Los ... Schst ... Katzen auf dem Raubzug ... Kein Geklirr ... Vorsichtig, vorsichtig, langsam schleichend, zuerst lange Zeit in einem Graben, dann längs einer Garteneinfassung, Mann hinter Mann, zuweilen „auf allen Vieren", zuweilen blitzschnell über die Landstraße, Pst, wieder gebückt wie ein Apotheker im Moor, Halt . . . Vorwärts . . . Was war das? Langer Halt. War nichts . . . wieder weiter . . . „Nach rückwärts geben, leise: Meier soll nicht so prusten" . . . Weiter . . . Pst . . . „Halt" . . . und — Langer Halt . . . Ganz leise: „Sergeant Barral!" „Hier, Herr Leutnant!" „Schreien Sie doch nicht so . . . Hansen soll herkommen!" Einer drängt sich an mich . . . „Vorwärts."

Ich immer voran. Den Revolver hielt ich bereit. Meinen Säbel, als überflüssig, hatte ich zurückgelassen. Unmittelbar hinter mir Sergeant Barral und Gefreiter Hansen.

Weiter ... Lautlos ... Katzen auf dem Raubzug ... Kein Geklirr ... „Halt" (leise nach rückwärts gebend; einer poltert auf den andern). „Ruhig, Kerls" ...

Vor uns tauchten, dicht vor uns, auf: das Schlößchen La Grenouille und zwei Nebengebäude, alles in einem großen Garten ...

Ist es besetzt? ... Halt ... Tiefe Stille: man hätte den Kaiser von China und seine erhabene Mutter, die Kaiserin, von Peking her niesen hören können.

Ich krieche allein vor ... Was ist das? Eine Barrikade. Verflucht. Zurück. Im Flüsterton: „Vorwärts." Wieder an der Barrikade. Ich fange an zu klettern. Sachte, sachte ... Jeden Augenblick kann mir ein feindlicher Schuß in den Rippen sitzen: der Feind kanns bemerkt haben, läßt uns erst alle in die Mausefalle. Es knackt etwas: ich bin mitten auf der Barrikade mit einem Stiefel zwischen die Speichen eines Rades geklemmt. Es gelingt mir, mich zu befreien ... Mein Kommando krabbelt nach ... Nun sind wir alle drüber weg; wir stehen im Hofe. Der Feind ist nicht da ... Nun aber muß alles gedankenschnell gehn. Ich nehme Barral und zehn Mann, um mich gegen den Feind, vor den Gebäuden, als Sicherheit für das Brandkommando aufzustellen ...

Ich lausche atemlos in die Dunkelheit hinein. Neben mir links steht Barral, rechts Hansen. Einen Augenblick tritt der Mond vor. Ich sehe Barral an, ich sehe Hansen an: Ihre Gesichter sehen fahl aus, aber gespannt. Hansen sagt leise: „Herr Leutnant, Herr Leutnant!" Was denn? „Da sind Spahis vor uns." Unsinn, Hansen ...

Noch kein Brandschein ... Da blitzt es in den Forts vor uns auf, und, wie auf ein gegebnes Zeichen, fliegen hoch über uns in das weit hinter uns liegende Lager ungeheure Granaten. Sie hinterlassen einen langen feurigen

Streifen. Blaues Licht scheint, bald hier, bald dort in den Kasemattenluken . . .

Da steigt eine einzelne grasgrüne Rakete; dort, eine halbe Meile davon, eine purpurrote . . . Und ist doch Alles so still, so still . . .

Nun bricht hinter uns die Flamme aus . . . Unterdrücktes Schreien . . . Ein Schwein grunzt kläglich. „Hansen, gehen Sie sofort zurück: das Schwein soll lautlos erwürgt werden.“ Zu Befehl, Herr Leutnant.

Knister, Knister . . .

* * *

Mein Auftrag war erfüllt. Ich hatte meine Meldungen gemacht. „Wissen Sie schon, daß Helmsdorff diese Nacht schwer verwundet ist durch einen Granatsplitter,“ sagte mir der Oberst. „Nein, Herr Oberst, ich hörte nichts. Ist die Wunde tödlich?“ „Wir erfuhren es nicht. Ich habe ihn außer Granatbereich nach Grand Doubs bringen lassen.“ „Ich bin eng mit Helmsdorff befreundet. Erlauben mir Herr Oberst, auf einige Stunden hinüberzureiten?“ „Ich bitte darum. Wollen Sie mir nach Ihrer Rückkehr Bericht über seinen Zustand geben.“ „Zu Befehl, Herr Oberst.“

* * *

Um den Herd des Hauses in Grand Doubs finde ich eine alte Großmutter, die einen Schnurrbart hat und Gebete murmelt, zwei Kinder und einen finster stierenden Mann. Alle sehen in die Flamme. Es sind die Bewohner. Der Vater zeigt wortlos, den Daumen seiner rechten Hand als Richtung nach rückwärts in Bewegung setzend, auf eine Tür. Ich trete hinein. Auf einem breiten französischen Bett liegt Helmsdorff. Er schläft. Sein Gesicht ist gelbgrau. Er rührt sich nicht. Drei Ärzte stehen an seinem Bett, und zwei graue Schwestern aus Deutschland. Ein Lazarettgehilfe, in beiden Händen eine große Schüssel tragend, die mit Blut bis an den Rand gefüllt ist, will gerade heraus-

treten. Über den Arm trägt er in Purpur getauchte Handtücher. Die rote Masse schwappt gallertartig und nimmt immer dunklere Farben an bis zum tiefsten Schwarzblau.

Die Ärzte ziehen sich zu einer letzten Beratung zurück. Der eine von ihnen, der bisher Rock- und Hemdsärmel über die Knöchel zurückgebogen hatte, glättet sie wieder nach vorn und schließt die Knöpfe. Ich bitte die Schwestern — Deutschland, küsse ihnen den Saum ihrer Gewänder! sie sind in den Kriegen deine Engel — auf einige Zeit der Ruhe zu pflegen: ich würde wachen.

Dem jungen Offizier hat der Granatsplitter das Fleisch vom rechten Oberschenkel völlig weggerissen.

Ich bin allein mit ihm.

Ich kniee an seinem Lager nieder, nehme des Schlafenden Hand in die meine, und lege meine Stirn auf sie. Meine Gedanken sind ein Gebet: Gott, nimm ihn noch nicht zu dir! er ist ja mein bester Freund.

Nun richt ich mich auf, lasse aber seine Hand nicht frei. Über sein Gesicht spielt es oft wie matte Irrlichter. Es huscht etwas darüber hin. Wie der Schatten eines fliegenden Vogels. Er schläft ruhig; seine Atemzüge gehen regelmäßig.

Auf dem Nachttischchen an seinem Kopfende brennt die Lampe. Sie ist mit einem Schirm bedeckt. Auf diesem, mir zugekehrt, tanzt ein Narr in der Schellenkappe; mit seiner Pritsche schlägt er auf eine kleine Handtrommel. Er hat ein widerwärtiges Gesicht.

Ich starre und starre, bewegungslos, um den Verwundeten nicht durch die leiseste Regung zu wecken, auf die Lampe. Seine Hand liegt immer noch in der meinen. Eine nicht mehr zu bewältigende Müdigkeit überkommt mich: die vielen Feldwachen, mein nächtliches Kommando, die furchtbaren Anstrengungen, das tagelange Liegen in den nassen Gräben zu steter Abwehr, die Eindrücke auf das junge Herz . . . aus den Schlachten . . . Ich kann . . . meinen . . . Kopf . . . nicht . . . mehr . . . hoch . . . Er sinkt.

* * *

Und vor mir tanzt und springt der Narr, ho und heidi. Wie ausgelassen dieser dumme Kerl ist. Wie er sein breites Maul grinsend verzerrt. Und ich tanze ihm nach; ich muß alle seine Bewegungen mitmachen.

Aber ich w i l l nicht, und ich m u ß . . .

Das Scheusal hält an, steht still. Auch ich bin wie gebannt. Der Narr beugt seinen Kopf. Was will er? Einen Erde aufwerfenden Maulwurf beobachten? Eine Blume wachsen sehn? Den Eilweg eines Käfers verfolgen? . . . Er winkt mich heran. Ich folge; ich schaue mit ihm in ein tiefes, großes Grab. Und viele tausend nackte Arme, in hechtgrauer Farbe, mit ineinander gekrampften Fingern streckten sich mir entgegen. Solche Arme sah ich oft auf den Schlachtfeldern.

Und der Narr lacht und lacht und schlägt Purzelbaum wie ein Clown, und lacht, und zeigt hinunter.

Ich will ihn schlagen . . . Ich . . . kann . . . nicht . . . von . . . der . . . Stell . . . e . . . Hund, verfluchter . . . deck zu, deck zu . . .

* * *

Ich wache jählings auf; ich kann keine fünf Minuten geschlafen haben. Ich reiße den Kopf in die Höh. Die Hand meines Kameraden liegt noch in der meinen. Herr Gott, was ist das? Sie ist feucht, schleimig, nicht kalt, nicht warm . . . ein bißchen letzte Wärme noch, wie der erkaltende Ofen . . . Sein Gesicht ist auf der linken Seite etwas nach oben verschoben . . . Die Augen . . . „Helmsdorff!" schrei ich, und werfe mich über ihn . . .

Die Tür öffnet sich. Die barmherzigen Schwestern erscheinen, sanft, liebevoll . . . Die eine, die ältere, beugt sich über mich . . . Ich liege wie ein Sohn in Mutterarmen. Sie sagt mir so gütige, beruhigende, tröstende Worte; immer im gleichen Tonfall spricht sie. Und an ihrer Brust schluchz ich wie ein zehnjähriger Knabe.

Portopeefähnrich Schadius.

General Faidherbe hatte seit einigen Wochen seinen leichten Lendenschurz, den er am heißen Senegal getragen, mit einem tüchtigen Pelz in Lille vertauscht.

Mit schnellkräftiger Hand hatte er die dort vorgefundenen Truppen gerüttelt, geschüttelt, gemengt, gesondert, hatte sich neue Bataillone geschaffen, alte aufgefrischt und ihnen wieder Lebensmut eingeblasen, und war nun wie ein zierlicher Fechter von der großen nordischen Stadt aus vorgestoßen, einmal, zweimal, dreimal, viermal . . . unermüdlich. Aber einmal, zweimal, dreimal, viermal hatte er von den Deutschen empfindliche Schläge gefühlt. Jedesmal gelang es ihm, sich mit besondrer Geschicklichkeit aus der Schlinge zu ziehen und in seinen vielfach Lille umgebenden größeren und kleineren Festungen zu verschwinden. Zahlreiche Gefangene und zahlreiche Stiefel und Schuhe, die das gute England in seiner bekannten Parteilosigkeit den Franzosen geliefert hatte, blieben jedesmal in unsern Händen. Die Gefangenen wurden nach Deutschland gesandt; die Stiefel und Schuhe ließen wir stehen, weil sie gar zu schlecht gearbeitet waren.

Endlich bei St. Quentin, am neunzehnten Januar, an einem grauen, mißmutigen Wintertage, schlug ihn der geniale, klargeistige General Goeben für immer zurück.

General Faidherbe, klug, durchgreifend, weiten Blickes, hatte während seiner sich wiederholenden Vorstöße — er sollte unsre Nordarmee beim Abrücken auf Paris behindern, sie deshalb stets am Mantel zupfen — gewissermaßen zu seiner linken Seitendeckung, in der östlichen Picardie, in den Ardennen, im nördlichen Teil der Champagne Freischärler-Abteilungen, große und kleine, gebildet, die uns mancherlei Abbruch taten, uns zum wenigsten recht unbequem wurden.

Der Franctireur in Masse, das heißt: in Trupps geteilt, in Uniformen gekleidet, und wenn auch nur durch ein ge-

meinsames Abzeichen kenntlich, wurde stets als regelrechter Feind behandelt, trat er uns so gegenüber. Aber jeder Franctireur, der einzeln, vom Hinterhalt aus, einen einsam reitenden Adjutanten, eine Ordonnanz, einen Feldposten erschoß, wurde auf der Stelle an den nächsten Baum geknüpft, wenn wir seiner habhaft werden konnten; denn das blieb und bleibt in jedem Fall Meuchelmord. Beschönigungen gibt es nicht.

Um diesem Unwesen entgegenzutreten, wurde, gleich nach der ersten Schlacht bei Amiens, im Dezember, eine aus den drei Hauptwaffen gemischte Truppe zusammengesetzt, die den Auftrag erhielt, die Linie Rheims—Rethél—Mézières unter fortwährender Beobachtung zu halten. Alles Übrige war dem Kommandeur durchaus überlassen. Die gemischte Abteilung bestand aus meinem Infanterie-Regiment, aus den einundvierzigsten Husaren und einer reitenden Batterie.

Als Befehlshaber war uns von Versailles ein junger Reitergeneral gesandt, der erst vor kurzem die schmalen Biesen seiner Hose in breite rote Streifen umgewandelt sah. Die ganze Armee kannte ihn schon seit Jahren. Sein Ruf als Sportsman, als Pferdekenner, als ein leidenschaftlich die Frauen Verehrender war bekannt, nicht minder aber auch, daß er als einer der vorzüglichsten und lebhaftesten Offiziere galt. Aus diesem Grunde, so hieß es bei uns, sei er vom großen Hauptquartier hierhergeschickt. Man fand dort keine rechte Verwendung für den feurigen, oft tollkühnen Mann.

Ich erinnere mich der Stunde, als ich ihn zum ersten Mal sah, sehr deutlich. Unser Kommando stand einige hundert Schritte nördlich von Amiens auf der Landstraße. Wir erwarteten den gestern Abend spät eingetroffenen Führer, um uns dann sofort in Bewegung zu setzen. Schon eine Stunde wohl hatten wir in den Gräben gesessen, geplaudert, gefrühstückt, manchen Schluck getan, als sich uns von der Stadt her rasch eine kleine Staubwolke näherte. „An die Gewehre", „An die Pferde", „An die Geschütze"

rief es durcheinander. Aber ehe noch „Gewehr in die Hand" kommandiert war, raste wie auf einem durchgehenden Pferd der General bei uns vorbei. Er hielt seinen Gaul erst beim vordersten Mann an. Dann schrie er mit lauter Stimme: „Die Herren Offiziere", und „die Herren Offiziere" klang im Echo der Ruf der Unterkommandeure. Bald hatten wir um ihn einen Kreis gebildet und hörten nun sein erstes Wort: „Meine Herren! Räubertag — Freudentag!" Er wollte uns damit sagen, wie sein Herz vor Lust poche, auf die Hasenhetze zu reiten, und wie auch wir uns wohl glücklich schätzten, mit dem Gesindel uns herumzuschlagen. Dann hielt er in kurzen Sätzen eine kleine Ansprache, wie er die Sache anzufangen gedenke. Der Batterie befahl er, an den Kopf der Kolonne zu fahren, zu unserm allseitigen inneren Entsetzen! Eine Batterie vornweg! Das war noch nicht vorgekommen. Freilich, beim Anmarsch trabte er mit einer Schwadron eine halbe Meile vor, sodaß die Geschütze doch nicht ganz in den blauen Dunst hineinrollten.

Keineswegs „pochte uns das Herz vor Lust", in den Guerillakrieg zu ziehen. Dabei kam nichts heraus, das wußten wir. Ging die Kolonne geschlossen vor, dann würden die Franctireurs schnell wie die Wiesel in ihren Schlupflöchern, die sie überall hatten, verschwinden; zeigten wir uns einzeln, in kleinen Abteilungen, dann, ja dann würden die Banden zum Vorschein kommen, um uns zu überfallen.

Während der General uns seine Belehrungen gab und, wie gesagt, in kurzen, markigen Sätzen seine Absichten für die nächsten Tage verkündete, hatte ich Zeit, ihn zu betrachten. Nicht oft wohl hat es einen schöneren Mann gegeben. Früher durch Jahre im großen Generalstab beschäftigt, trug er noch, ich möchte es so nennen, den leidenden Zug im Gesicht. Die überaus angestrengte Arbeit gräbt ihn unsern Generalstabsoffizieren ein. Aber andererseits, wie wir dies namentlich bei den jüngeren dieser Herren finden, war ihm aus jener Zeit das (im guten Sinne natürlich) „Geschnie-

gelte und Gebügelte" geblieben. Wie saß ihm die Schärpe. Wie sehr gepflegt glänzte der starke, schwarze, in zwei scharfgedrehte Spitzen auslaufende Schnurrbart.

„Also, meine Herren, den Stab in die Hand," schloß der General.

In den ersten Tagen und auch fernerhin hatten wir keine Belästigungen, so lange wir geschlossen blieben. Dennoch war die äußerste Vorsicht geboten. Diese ewige „Vorsicht" brachte unsern Nerven nicht gerade Ruhe. Sobald wir ins Quartier kamen, mußten wir erst Alles durchsuchen, die Kirchen, die Boden, die Keller, die Abseiten, jede kleinste Räucherkammer. Starke Wachen zogen auf, dichte Postenlinien wurden ausgestellt, Patrouillen gingen hin und her, hierhin und dorthin. Und dazu das ungünstigste Wetter; Schnee und Regen tauschten fortwährend. Der Wind blies schwach, sodaß wir nicht den Vorteil hatten, von ihm getrocknet zu werden. Mit durchnäßten Kleidern, oft bis aufs Hemd, rückten wir in die großen, kalten Kirchen und Scheunen als in unsere Massenbehausung ein. An ein wärmendes Feuer war, der Gefahr wegen, nicht zu denken. Und wie aufgeweicht schwammen die Wege; wir versanken in ihnen bis über die Knöchel. Der Däne hat hierfür das hübsche Wort: sjapssig.

Das waren wirklich Strapazen und fast übergroße Anstrengungen. Die Verpflegung wurde schlechter und schlechter. Langer Marsch und frostig Dach, und was das Schlimmste war: wir sahen und hörten nichts vom Feinde. Wenn wir uns doch einmal tüchtig hätten raufen können: das wäre eine Erlösung gewesen.

Unserm Führer war diese ewige „Hinundherzieherei, ohne die Kerls an den Kopp zu kriegen," ebenfalls sehr unerwünscht. Er lenkte deshalb seine Aufmerksamkeit darauf, sich irgendwo mit der ganzen Abteilung festzusetzen, um von hier aus seine Unternehmungen zu beginnen. Schon nach drei Tagen hatten wir den gesuchten Punkt gefunden. Er lag einige Kilometer westlich von der großen Straße. Séran-

court selbst, das, nach seiner Ausdehnung zu urteilen, fünf- bis sechstausend Einwohner zu haben schien, lag in einem Tälchen; sich ihm unmittelbar nach Norden anschließend, auf einem Hügel, entdeckten wir ein Schlößchen im Mansardenstil. Diesem wieder eng naheliegend, standen viele gewaltige Fabrikgebäude. Bald wußten wir das Nähere. Das Herrenhaus und die große Eisenbahnwagenfabrik gehörten Herrn François Bourdon. Seine von ihm beschäftigten zweitausend Arbeiter wohnten mit ihren Familien oder als Junggesellen in Sérancourt. Zur Zeit zwar lauerte und lungerte wohl über die Hälfte davon in den Wäldern umher. Die Fabrik war gänzlich geschlossen. Herr und Frau Bourdon und ihr einziges Kind, Fräulein Fanchette, waren vernünftiger Weise zu Hause geblieben.

Was hauptsächlich den Befehlshaber vermocht hatte, diese Stellung als Ausgangspunkt für seine Streifzüge, nach allen Seiten hin, zu wählen, war die günstige Lage. Überall dämmerten erst in weiter Entfernung Berg und Holz. Überallhin überschaute das Auge vom Hügel aus Alles. Jede Annäherung konnte am Tage von uns frühzeitig entdeckt werden. Nachts allerdings mußten strahlenförmig Patrouillen, stehende Unteroffizierposten und Horchtrupps vorgetrieben werden. Dafür ließ sich der Wachdienst in Sérancourt, auf dem Schlößchen und in den Fabrikgebäuden einschränken.

Im Orte selbst stand das Infanterieregiment. Im Herrenhaus hatte sich der General und sein Stab eingerichtet. Auch hatte dieser hierhin die vierte Kompagnie, die von mir geführt wurde, befohlen. Ich lag also vortrefflich, von meinen Kameraden viel beneidet. Während es sich meine Leute, so gut es gehen wollte, bequem machten in Ställen und andern Nebengebäuden, wohnte ich selbst mit meinem Leutnant in zwei hübschen Zimmern der Villa. Endlich hatten in den weitläufig angelegten Fabrikräumen das Husarenregiment und die Batterie Unterkunft gefunden. Zwar hatte der Befehlshaber erst alle die Riesenmaschinen, und diese mit nicht geringer Mühe, sowie die fertigen und unfertigen

Eisenbahnwagen rücksichtslos entfernen lassen. A la guerre comme à la guerre. Die Eisenbahnwagen dienten uns vorzüglich zu einer Art Wagenburg, die wir wie eine Umwallung um die Villa aufgeführt hatten.

Herr und Frau Bourdon schienen die liebenswürdigsten Leute. Doch nie vergaßen sie den „Franzosen" (die kleine dicke Madame war übrigens eine Engländerin), bewahrten aber jene Höflichkeit, die unsern unruhigen Nachbarn so gut steht. Auch mochte ihnen die Klugheit, wie sie namentlich aus den Augen des Herrn Bourdon leuchtete, gesagt haben, daß es das Beste sei, sich in das Unabänderliche zu fügen.

Morgens und abends, auch fast den ganzen übrigen Tag, lebten wir für uns. Nur das Hauptessen zeigte uns bei Tisch unsern unfreiwilligen Wirt und seine Damen.

Die körperliche Erscheinung Fräulein Fanchettes, der Tochter des Hauses, schien mir gar sehr auffällig und absonderlich von den andern Menschenkindern, die ich bisher im Leben gesehen hatte, abzustechen. Auf einem schlanken Halse saß ein Kopf, der mich dermaßen beim ersten Anblick in Erstaunen setzte, daß ich beinahe zurückgeprallt wäre. Auch den andern Offizieren geschah dasselbe, wie ich deutlich bemerkte und wie wir es uns später unter uns erzählten. Das längliche Gesicht Fanchettens zeigte überall eine gleichmäßig elfenbeinerne Farbe. Die Haare, durch einen graden Scheitel über den Kopf geteilt, schlangen sich im Nacken zu einem griechischen Knoten. Sie schimmerten mehr ins Rötliche als ins Blonde. Ihre großen Augen, die von sehr langen Wimpern beschattet wurden, schienen aus dunkelbraunem Samt geschnitten zu sein.

Auch der General trat wie bestürzt einen Schritt zurück, als er ihr vorgestellt wurde.

Bei Tisch saßen wir in folgender Reihenfolge: Madame, rechts von ihr der General, Fräulein Fanchette, ein Oberstabsarzt, der Adjutant des Befehlshabers. Links von Ma-

dame: mein Regimentskommandeur, Herr Bourdon, ich, mein Kompagnieoffizier.

* * *

Am andern Morgen ritt der General mit einem Trompeter und einem Husarenunteroffizier, der eine lange Stange mit sich führte, um deren oberes Ende ein großes weißes Laken gewunden und gebunden war, bei Tagesanbruch von Hause weg. Ich sah es von meinem Fenster aus. Selbst sein Adjutant, den ich später fragte, wußte nicht, wohin er sich begeben habe.

Etwas vor fünf Uhr nachmittags stieg er wieder lachend mit seinen Begleitern vor der Villa ab. Beim Mittagessen verriet er nichts, bis er sich plötzlich mit artiger Bewegung an Frau Bourdon wandte und dieser einen Gruß bestellte vom Vicomte de Combières, dem Gouverneur von Le Dragon de Muraille. Die Dame dankte erstaunt mit großen Augen, während Herr Bourdon ihn von unten ansah, dabei seinen Suppenlöffel, den er schon dicht vor den Lippen hatte, zum Stillstehen bringend. Auch Fanchette schielte, ohne ihr Haupt zu wenden, einen Augenblick zu ihm hin. Aber der General gab geschickt dem Gespräch eine andre Wendung, sodaß jede weitere Frage der Tischgesellschaft unterblieb. Als wir uns nach Beendigung der Mahlzeit von der Familie Bourdon verabschiedet hatten, bat uns der General, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen.

Hier erzählte er uns: „Meine Herren! In der letzten Nacht fiel es mir in den Sinn, ob es mir nicht möglich sein würde, die kleine Felsenburg Le Dragon de Muraille, die wir von unsrer Wohnung hier sehen können, und von der unser Hauptmann (er machte eine leichte Handbewegung zu mir) gestern behauptete, daß sie sich im Mondschein wie eine Doré'sche Zeichnung ausnähme, zu überraschen.

Gedacht, getan! Ich ließ um sieben Uhr früh einen Trompeter und einen Husarenunteroffizier rufen und war um acht Uhr schon auf dem Wege nach der kleinen Festung. Wir

hörten früher, und ich habe es heute selbst in Erfahrung gebracht, daß dies Steinnest, außer einem Gouverneur, vierzig bis fünfzig uralten Invaliden den letzten Lebensort bietet. Außerdem hausen dort oben etwa fünfhundert Einwohner, von denen die männliche Bevölkerung zur Bedienung der Geschütze eingeübt ist.

Es bestätigt sich vollkommen, daß das Städtchen uneinnehmbar ist. Daß es den Namen der kleinen Eidechse führt, wurde mir oben dadurch erklärt, daß sich unendlich viele dieser zierlichen Tierchen hier auf den Mauern, im Gerölle und in den Felsspalten bis zur Stunde aufhalten."

Der General setzte seine Erzählung fort.

„Meine Herren, wenn ich die Phantasie hätte der schönen Märchenerzählerin, so würde ich Ihnen jetzt aus Tausend und einer Nacht vortragen. Das kann ich nicht, und so müssen Sie sich mit meinem nüchternen Bericht begnügen:

Als wir heute Morgen zu Pferde stiegen — ich hatte sie schärfen und die Bügel stark mit Stroh umwickeln lassen, denn es hatte in der Nacht gefroren — umwehte uns ein sanfter Südwind, der aber schon nach einer halben Stunde in einen unangenehmen Ost überging, sodaß ich es bereute, statt meines Mantels meinen Überzieher angezogen zu haben. Aber deshalb umzukehren, schien mir die Sache nicht wert.

Ich hatte geglaubt, wie Sie wohl alle derselben Ansicht sind, in etwa zwanzig Minuten den Fuß des Kegels und in weiteren zwanzig Minuten das Städtchen selbst zu erreichen. Wie hatte ich mich getäuscht. Nach Verlauf einer Stunde erst gelangten wir zu dem Punkte, von wo aus uns ein Schneckenweg in eineinhalb Stunden auf die Spitze brachte. Es gibt nur diesen einen, etwa wagenspurbreiten Hinaufstieg, der an einzelnen Stellen kleine Ausbuchtungen zum Ausbiegen hat. Die Straße ist rechts und links mit meterhohen Mauern eingefaßt, über die wir in immer tiefere Abgründe schauten. Plötzlich, bei einer Biegung, riß ich meinen Hengst zurück, denn vor mir dehnte sich eine bodenlose Tiefe. Zugleich aber sah ich über diesem kaum sechs

Meter breiten Schlund eine aufgezogene Zugbrücke. Rechts und links, auf jeder Seite, starrten jähfallende Felsen. Über dem Tore bemerkte ich eine eingesprengte Nische.

Sofort ließ ich meinen Trompeter blasen. Ich hatte ihm gesagt, daß er, was er wolle, geben könne; und so klang es denn in dieser Wüstenei absonderlich, als hintereinander ‚O du mein holder Abendstern', ‚Mädle, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite', unser prächtiges Signal ‚Trab', ‚Wo du nicht bist, Herr Organist', und das düstere, nüchterne, eiserne, Alles mit sich fortreißende ‚Vorwärts' der Infanterie erklangen. Den Unteroffizier ließ ich unaufhörlich das weiße Laken schwingen. Nun war es Zeit, daß wir einen Bommerlunder (einen ausgezeichneten Schnaps aus meiner Heimat Schleswig-Holstein), den ich in meine Satteltasche gesteckt hatte, zu uns nahmen.

Nichts rührte sich. Nur entdeckte ich links in gleicher Höhe mit mir einen Steinadler, der über dem Schlunde schwebte. Ich nahm mein Glas und erkannte ihn an den gelben Kopf- und Nackenfedern. Da riß eine schwarze Wolke auseinander, sodaß ein schmaler Sonnenstrahl just den herrlichen Raubvogel in ein Meer von Gold tauchte. Dieser Sonnenstrahl traf auch eine Felswand, von deren Rand eine Riesentanne schräg über eine Untiefe hinausragte.

Während ich noch ganz versunken dies mächtige Wildnisbild betrachtete, hörten wir eine Kindertrompete; und als ich darauf nach der Nische sah, von woher der Ton zu schwingen schien, bemerkten wir in dieser einen kleinen eisgrauen französischen Soldaten, gekleidet wie die Invaliden in Paris.

Eine vor Altersschwäche zitternde Stimme fragte, was wir wollten. „Ich wünsche den Herrn Kommandanten zu sprechen." „Den Herrn Gouverneur, wenns gefällig ist", antwortete vorwurfsvoll die Stimme. Was wir denn bei diesem beabsichtigten? „Ich möchte den Herrn Gouverneur in dienstlicher Angelegenheit aufsuchen."

Wie in eine Versenkung verschwand der Mann, und klapp! sagte es deutlich, und es zeigten sich rechts und links des Eingangs plötzlich je drei Geschützmündungen, die drohend ihren offenen schwarzen Hals gegen uns aufsperrten. Die Blenden waren wie durch Zauberschlag gefallen. Gleich dann rasselte schwerfällig die Zugbrücke nieder, die Pferde wurden durch das Geräusch des sich senkenden Belags scheu, und im Handumdrehen wären sie uns durchgegangen.

In der Öffnung stand derselbe Kleine mit dem Kinderhorn, der uns eben in der Nische antrompetet hatte. Jetzt trug er noch ein überlanges Schwert an der Seite. Er lud uns mit einer freundlichen Handbewegung ein, näher zu kommen. Merkwürdigerweise traten unsere Gäule ohne „Geschichten zu machen" über die Bohlen, die den grausigen Grund überbrückten. Sowie wir aber ins Tor ritten, als der leichte Hufklang mit dem dröhnenden wechselte, als plötzlich die sechs Geschütze zugleich abgefeuert wurden, stiegen sie. Doch kein Reiter darf Träumer sein, und so waren wir auf alles vorbereitet. Bald, wenn auch ein wenig aufgeregt und Ohren und Augen in lebhafter Bewegung, ruhten die zwölf Beine wieder auf dem Boden.

Rechts und links wurden Türen auseinander geschoben, und je drei Invaliden — keiner von diesen, wie überhaupt von allen, denen ich im Lauf des Tages begegnete, schien unter siebzig Jahren — traten mit entzündeten Fackeln vor. Die Zugbrücke rasselte, wie durch ein Uhrwerk getrieben, in die Höhe. Nun sah ich bei dem hellen Schein, wie mir sechs der alten Soldaten, die in einer Reihe links von uns standen, mit ihren Gewehren ihre Ehrenbezeugungen erzeigten.

Wir traten in folgender Reihenfolge den Weitermarsch an: Zuerst in einer Linie nebeneinander die sechs Fackelträger (so breit war alles hier weggesprengt), dann ein zwölf- bis vierzehnjähriger Trommelschläger. Hinter diesem der kleine Mann, der das lange Schwert gezogen hatte. Endlich die sechs Invaliden, die mir ihre Ehrenbezeugung gegeben, in

einer Linie nebeneinander. Meine beiden Begleiter hatte ich an mich herangewinkt. Ich sagte ihnen, daß sie keine Miene zu verziehen hätten, was wir auch immer an diesem Tage erleben würden. „Zu Befehl, Herr General," erklang es frisch.

„Je suis le petit tambour" . . .

Dies Liedel fiel mir ein, als ich den unaufhörlich das Kalbfell bearbeitenden winzigen Trommelschläger beobachtete. Mit außerordentlicher Würde schritten die weißschnurrbärtigen Soldaten (keinen Henry quatre hab ich bei ihnen gefunden) voraus. Ihre Bärenmützen wackelten nicht. Ernst lag auf ihren Gesichtern. Wäre jetzt ein Offenbachsches Tschingda, Tschingda, Tschingdada erklungen, eine Operette hätte sich vor mir abgespielt.

Über zwanzig Minuten marschierten wir im Tunnel. Die Wände schwitzten. Wann wird es ein Ende nehmen und wie?

Da kam es mir vor, als wenn mir eine Treibhauswärme entgegenhauchte. Bald streiften Schimmer des Tages an den Seiten hin; heller wurde es und heller. Die Fackelträger bogen, zu je dreien, rechts und links aus, hielten und machten Stirnseite zu uns. Der Trommler schritt weiter; hinter ihm der kleine Mann mit dem großen Schwert. Hinter diesem die sechs Grenadiere . . . Wir ritten aus dem Tunnel ins Freie . . . Und wie entsetzt, wie auf ein gegebenes Zeichen hielten wir die Pferde an . . . Eine Wirrnis von Steinen lag um uns zu beiden Seiten des sich wieder wie beim Aufstieg verengenden Weges . . . Kein Baum, kein Strauch; nur Würfel auf Würfel gestellt, nur nackte Schroffen und unermeßlich tiefe Schlünde . . . Und wärmer und wärmer wurde die Luft. Ich knöpfte meinen Überzieher auf.

Die Trommel hörte auf zu schlagen, und der kleine Mann mit dem Goliatschwert gebot Halt. Die sechs Grenadiere, die der schmalen Straße wegen zu zweien hintereinander gegangen waren, blieben stehen. Gewehr ab. Rührt euch —

und der Führer trat an mich heran. Er mußte mein Staunen in meinen Zügen lesen, denn er begann sofort, ohne mich zu Worte kommen zu lassen: „Ja, das glaube ich, mein Offizier. Hier kann kein Preuße herüber. Diese Einöde legt sich um unsre ganze Festung wie ein Gürtel, wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Eigentlich werden den Unterhändlern die Augen verbunden; in diesem Falle aber sollen Sie sich grade durch Sehen überzeugen, durch Sehen, Sehen, Sehen, ja durch Sehen, mein Offizier! Kommt der Preuße heran, so sprengen wir den Tunnel und die große Brücke, ah, die große Brücke. Und dann ist jeder Angriff unmöglich." Aber erlauben Sie, unterbrach ich ihn . . . „Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Offizier, es ist unmöglich." Aber die Wärme hier, woher . . „Sie werden sehen, Sie werden Alles sehen. Ah, die große Brücke. Und nun bitte ich, daß der preußische Trompeter uns einige Stückchen vorblasen darf, wenn wir wieder antreten. Der Herr Gouverneur ist schon benachrichtigt. Sie werden einen neunzigjährigen Greis finden. Aber er ist voll der Ehre, voll der Ehre. Er wird sich eher töten, als daß er die Festung übergibt."

Ich ließ meinen Trompeter seine ‚Stückchen' blasen, und vorwärts gings. Ich konnte mich eines herzlichen leisen Lachens nicht erwehren, als ich die stolzen Schritte des Knaben, des Führers und seiner sechs Soldaten sah. Die Musik begeisterte ihr altes treues Soldatenherz. Unsre Pferde nickten mit den Köpfen.

Hatte ich vorher an Schillers Drachentöter gedacht: ‚Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck', oder daß ich den Mont-Salvage hinanritt als ‚tumber' Parcival, so kam mir nun der Gedanke, daß ich dem lustigen dicken König von Yvetot einen Besuch abstatten wollte.

Lange schon hatten wir ein dumpfes Geräusch vernommen. Plötzlich, bei einer Biegung der Schneckenstraße, hielt ich im Ruck meinen Hengst an. Dem Trompeter blieb mit

einem schrecklichen Mißlaut sein ‚Stückchen‘ in den Lippen sitzen.

Vor uns zeigte sich eine wohl vierzig Meter lange Brücke, die über eine grauenhafte Höllentiefe führte. An unsrer Seite und an der gegenüberliegenden stürzten die Felsen lotrecht hinunter. Am Rande stiegen ungeheure Tannen in die Lüfte. Einige abgestorbne standen schräg oder lagen wagerecht über dem Schlunde. Wasserfälle, Gießbäche, große und kleine Rinnen sprangen und schossen, rauschten, polterten und plätscherten hinab. Aus dem Tal selbst quoll ein grauweißer Dampf empor, ohne uns zu erreichen. Zuweilen sahen wir, oder so schien es uns wenigstens, einen breiten, schnell vorbeiwirbelnden Strom unten.

Der kleine Mann trat wieder zu mir, beguckte mich, freute sich über meine großgewordnen Augen und lachte. Dann fing er an (doch kaum wars zu verstehen vor dem Lärmen der Wasser): „Ja, das haben Sie nicht geahnt, mein Offizier. Wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt“ (er brauchte wieder denselben Vergleich), „so umzieht dieser Fluß unser Städtchen. Die Wasser, die hinunterfallen, sind eiskalt, aber frieren nie. Der Strom ist glutheiß. Wo seine Abflüsse sind, hat bisher niemand entdeckt. Vor einigen Jahren ließen wir einen jungen Gelehrten, einen Naturforscher, trotz aller erdenklichen Warnungen, an Stricken hinunter. Als wir ihn nach einer halben Stunde vorsichtig wieder heraufzogen, lag er tot in den Seilen. Seine linke Hand umschloß einen Stengel, auf dem eine große himmelblaue Blume saß, wie wir sie nie gesehen haben.“

In diesem Augenblick flog ein Reiher (ein Reiher im Dezember? aber mir fiel ein, daß er oft Standvogel ist) kaum haushoch über uns weg. Seine Flügel donnerten, als wären sie von Erz.

‚Huchda, huchda! der Houben los!‘ beginnt ein Jagdgedicht, das dem furchtbaren Kaiser Heinrich dem Sechsten zugeschrieben wird. Und ‚Huchda, heida, der Houben los!‘ hätte ich gleich gerufen, als mir der große Fischvertilger

über den Scheitel flog. Dem Edelfalken die Haube ab, und ihn nachgeworfen. Der Reiher hat ihn gesehen; er entledigt sich des Inhalts seines Kropfes, steigt, steigt in die Wolken. Der Edelfalke ihm nach. Nun hat er ihn überflogen, er zupft ihn an den Schwingen. Der zweite Falke wird geworfen. Ah, ein wundervolles Bild: der Kampf am Himmelstor. Endlich überschlagen sich alle drei zur Erde. Reiter und Reiterinnen jagen hin. Dem Reiher werden einige Prachtfedern genommen; ihn ziert jetzt ein Blechschildchen, das schnell ihm umgehangen ist. Und wieder Freiheit, Freiheit, Freiheit . . . So war es einst. Die edelste Jagd.

Verzeihung, meine Herren, für diese durchaus unnötige Abschweifung.

Mein Lakenträger bibberte mit den Lippen und sah mich von der Seite an; ich bemerkte, daß er mir etwas sagen möchte. Nun, Meier, wollen Sie mir etwas mitteilen? Ich bog mich zu ihm, denn sonst war nichts zu verstehen. Er flüsterte mir wie in Besorgnis: Dies ist wie eine andre Welt, Herr General.

Endlich zogen wir weiter, ohne Spiel, ohne Wort, über die lange, lange Brücke, die sich am andern Ufer wieder in den schmalen gewundnen Weg verengte. Alle Schroffen und Schluchten waren verschwunden. Wir pilgerten durch eine Ebene.

Der kleine Trommelschläger fiel wieder ein. Und vorwärts gings. Plötzlich ein weites, offenes Tor, Festungsmauer, Giebel einzelner Häuser, die Spitze eines Kirchturms, und drumdirum marschierten wir durch die Wölbung ins Städtchen ein. Gleich voran streckte sich ‚das Schloß‘ über die andern Dächer empor. Hier machten wir Halt, und der kleine Mann mit dem großen Säbel führte mich in dies Gebäude.

Ich stand dem Gouverneur, dem Vicomte de Combières, gegenüber. Nie hab ich so etwas erlebt. Ein unendlich in sich zusammengesunknes Männchen mit einem Stelzfuß, in

voller Uniform, geschmückt mit Orden über die ganze Brust, am Krückstock — lachte mich höhnisch von unten an, indem er den Kopf ganz schief hielt und mißtrauisch wie ein Rabe mich anblinzelte.

„Sie kommen, Sie wollen, mein preußischer Kamerad —" und nun humpelte er durch den Riesensaal, worin wir uns befanden, und lachte, lachte, lachte, nicht mehr höhnisch, aber so fröhlich, lachte wie ein Kind. Dann stellte er sich wieder vor mir auf, guckte mich abermals schief von unten an, und sagte:

„Nun gut, was wollen Sie? Meine Festung haben, mein Eidechschen?"

„Ich bin in der Tat hierhergekommen, mein Gouverneur," erwiderte ich ihm, „um Sie zu bitten, die Tore zu öffnen für meinen Obergeneral, der mit dreißigtausend —"

„Mit dreißigtausend Mann," und wieder holperte der Alte im Zimmer umher. Aber sein Lachen klang anmutig und gutmütig. Rasch stampfte er auf mich zu, ergriff einen Rockknopf von mir und zerrte mich in ein Nebengemach. Hier stellte er mich vor ein ungeheures Fernrohr, putzte emsig mit seinem gelbseidenen Taschentuch an den Gläsern und schrie mich an: „Schauen Sie durch, bitte, wenns gefällig ist; schauen Sie durch." Ich legte mein Auge an und sah unsre Villa vor mir, bemerkte deutlich, wie unsre Leute über den Hof gingen.

Der Greis rief: „Dreißigtausend Mann, dreißigtausend Mann! kaum viertausend haben Sie dort. Und wollen mich zur Übergabe zwingen. Und wenn es über viermalhunderttausend wären, unmöglich, unmöglich. Ich sprenge ja einfach meine lange Brücke. Durch den dampfenden Fluß, der meinen Platz wie ein Ring umfließt, kann kein Mensch durch."

„Dann werden wir die Ihnen anvertraute Burg aushungern."

„Wie, was," schrie er, aus vollem Halse lachend, „aushungern wollen Sie uns, aushungern? Kommen Sie, kom-

men Sie, mein Kamerad, ich will Ihnen zeigen —" und damit stapfte er voraus.

Als wir aus dem Schlosse traten, wollte ich dem Vicomte meinen Arm geben; er erwiderte, die Einwohner und Soldaten würden ihn für meinen Gefangenen betrachten. Statt dessen mußte ich ihn unterfassen. Und so traten wir denn durch hügelige Gassen und Gäßchen unsern Weg an. Überall liefen die Leute an die Fenster und an die Türen. Überall mußte ich hören: Ah, Herr Bismarck . . . Ah, Herr Moltke . . . und die ausgesuchtesten Schimpfworte folgten. Als es einmal gar zu arg wurde in einer Gruppe, hob der Vicomte den Stock: „Wollt ihr wohl eure Fischmäuler halten." Alles jauchzte und rief: „Es lebe der Gouverneur!"

Bei einer jungen, hübschen, schwarzäugigen Frau blieb der Alte stehn und fragte sie ganz gemütlich, was sie heut Abend auf dem Herd habe. Erbsen und Schweinefleisch lautete die rasch gegebene Antwort.

Einmal trat ein Graukopf dicht an den Vicomte und flüsterte ihm, während wir im Weitergehen blieben, etwas ins Ohr. Ich denke mir, irgend eine Feindseligkeit gegen mich, oder einen Vorschlag, mich gefangen zu nehmen. Wütend war die Gegenrede: „Willst du deinen Rachen halten, du ausgedörrtes Stück Rindfleisch du?"

Bald traten wir aus dem Städtchen ins freie Feld. „Wie, was, aushungern wollen Sie uns?" rief Seine Exzellenz. „Sehen Sie hier, das ist der Acker Pierre Bomballons, dann folgt Auguste Rochambeau, Erneste Lièvre, Charles Matin, Henri Manier" . . . Und fort und fort, daß mir der Kopf wirbelte, gab er Namen auf Namen.

Schließlich führte er mich in den Gouvernementsgarten. Dieser war ins Gelände eingeschnitten. Hier strömte uns dieselbe feuchtwarme Luft entgegen wie auf der Brücke. Ein Apfelbaum stand in Blüte, im Dezember! Doch belehrte mich der Greis, daß aus dieser Jahreszeit die Blüte niemals zur Frucht gedeihe.

Ins Schloß zurückgekehrt, hatte ich die Ehre, Ihrer Ex-

zellenz vorgestellt zu werden. Ich fand eine ebenfalls uralte Dame. Ihre Ruhe und Würde stach wohltuend ab gegen die quecksilberige Lebhaftigkeit des Gouverneurs.

Beim Frühstück erschien eine Enkelin der Alten, die mit ihrem siebenjährigen Kinde, einem reizenden Mädchen, vor dem Krieg hierhergeflüchtet war. Die kleine Julienne war kaum eingetreten, als sie vor mir „Stellung nahm", die Ärmchen in die Seite stemmte und sehr drollig sagte, während sie mich von oben bis unten und von unten bis oben musterte: „Das also ist der preußische Buhmann, Herr Bismarck." Ich glaube, sie hätte mich angespuckt, wenn die Mama sie nicht rasch weggezogen hätte. Später haben wir Freundschaft geschlossen.

Meine beiden Unteroffiziere erzählten mir auf dem Heimritt, wie vortrefflich sie verpflegt worden seien.

Auf der langen Brücke ließ ich halten, um die märchenhafte Umgebung noch einmal auf mich wirken zu lassen. Ich dachte an den jungen Gelehrten, der hier die „blaue Blume" gefunden, das Finden aber mit dem Tode gebüßt hatte.

Was war es doch mit der ‚blauen Blume', lieber Behrens," wandte sich der General an meinen Kompagnieoffizier. „Sie sind der Jüngste von uns, und müssen daher Bescheid wissen."

„Sehr wohl, Herr General. Erinnere mich deutlich. Vorbereitung zum Examen. Famöse Blume das. Irgend ein Reimschmied, wollte sagen Dichter, suchte sie. Feudaler Name das . . . Heinrich von Oster . . . Osterdingen . . . nein, Hardenberg, richtig Hardenberg. Hätte nur hierherkommen sollen."

Wir brachen alle in ein helles Gelächter aus, weniger über die treuherzige Aufklärung über die „blaue Blume", als über die gezierte, näselnde Sprache unsers Leutnants. Wie oft war er deshalb schon von den Kameraden aufgezogen und geneckt worden. Nun, in nicht langer Zeit wird er selbst finden, wie wenig hübsch eine solche Sprechweise ist.

Sonst hatten wir Behrens alle gern. Er war außerdem ein ausgezeichneter Offizier.

„Sie suchen auch die ‚blaue Blume', lieber Behrens; und wohl Allen, die sie noch suchen," schloß der General.

* * *

Mitten in der Nacht wurde ich geweckt. Der Feldwebel stand vor meinem Bett. „Warten Sie einen Augenblick, Bruns. Gleich mach ich Licht . . . So, nun brennts . . . Was gibts denn" . . .

Mein Feldwebel las:

Regimentsbefehl.

> Die vierte Kompagnie steht morgen früh acht Uhr als Begleitkommando zum Abmarsch nach Brettonville bereit. Die Wache bleibt zurück.

„Schreiben Sie, Bruns:

Kompagniebefehl.

> Die Kompagnie steht morgen früh dreiviertel acht Uhr zum Abmarsch bereit. Ohne Tornister; sonst feldmarschmäßig."

Der Feldwebel meldete mir dann ferner, daß erst vor einer Stunde aus Brettonville beim Herrn General die Mitteilung eingegangen sei, daß dort Liebesgaben für unser Regiment aus der Heimat eingetroffen wären. Der Herr General habe dem Herrn Oberst Befehl erteilt, und dieser, der Kürze der Zeit halber, die vierte Kompagnie bestimmt. Zahlmeister Franz sei benachrichtigt, morgen früh dreiviertel acht Uhr mit zwei Wagen im Schloßhof zu stehen.

Nachdem ich mit dem Feldwebel das Erforderliche besprochen, ihm namentlich auf die Seele gebunden hatte, daß die Mannschaften nicht zu frühzeitig geweckt würden, entließ ich ihn.

Während ich mich noch im Bette aufstützte und eben im Begriff war, das Licht auszublasen, rief ich: „Behrens, Behrens," es zugleich bereuend: weshalb denn störte ich ihn; er wird sich schon zeitig genug die Augen reiben müssen.

Leutnant Behrens drehte sich schwer in seinem Bette herum, und fing an, im Halbtraum eine ganze Geschichte zu erzählen:

„Fanchette . . . wirklich famöses Frauenzimmer . . . wie Nubierin, nein Ägypterin Kleo . . . Kleopatra . . . Anton . . ." (Anton, steck den Degen ein! lachte ich leise) „Antonius . . . nein . . . wie hieß doch der schneidige Hund . . . wirklich famöser Kerl" (Rebus gestibus Caesar venit in Galliam, lachte ich wieder leise) . . . „Cäsar, wirklich famöser Kerl . . . Kleopatra . . . Cäsar . . . Cäsarion . . . Fanchette" . . . und mit diesen Worten schlief mein Leutnant wieder fest ein.

Nachdem ich das Licht gelöscht hatte, lag ich gleich darauf auch selbst im tiefsten Schlaf.

Am andern Morgen, als wir in die Landstraße einbogen, umstieß ein häßlicher Nordost unsre Nasen. Die Mannschaften trugen Ohrenklappen. Just als die Trommelschläger ihre Stöcke und die Hornisten ihre Pfeifen ins Futteral steckten, erblickten wir Le Dragon de Muraille. „Kann mir gar nicht denken, Herr Hauptmann, daß der Taubenschlag da oben nicht mit zwanzig, dreißig Kerls ausgenommen werden könnte," meinte der neben meinem Pferde gehende Leutnant.

„Der General erzählte uns doch gestern Abend," antwortete ich, „daß die kleine Festung uneinnehmbar sei."

„Wort des Herrn Generals in Ehren; aber die Geschichte mit dem dampfenden Fluß, der sich wie eine sich in den Schwanz beißende Schlange um den Wolkenschlitzer da ringelt, und die Geschichte mit dem blühenden Appelboom ist mir doch etwas schleierhaft."

Behrensens und meine Gespräche mußten bald abgebrochen

werden, da wir beide dienstlich zu sehr in Anspruch genommen wurden.

Ich kannte den Weg nach Brettonville. Auf einem „Räuberzug“ hatten wir ihn schon einmal betreten. Bald hinter Sérancourt begleiteten ihn rechts und links dichte Waldungen bis fast nach Brettonville. Nur zwei große Dörfer unterbrachen diese. Es war also beim Hin- und namentlich beim Rückmarsch die äußerste Vorsicht geboten. Beim Rückmarsch um so mehr, weil dann jedenfalls längst bekannt und verraten worden war, daß ich zu irgend einer Abholung am Vormittag mit zwei Wagen nach Brettonville marschiert sei.

Unser Vorrücken wurde dadurch recht verlangsamt, daß ich zahlreiche Seitenläufer schicken mußte, die sich nun, um unter sich und mit uns in Fühlung zu bleiben, fortwährend leise zuriefen. Die Spitze trieb ich weit vor; das bedang wieder Zwischenposten. Mein ganzer Schützenzug war als Schleier und Fühlhorn in Verwendung getreten.

Als wir durch die beiden Dörfer zogen, standen in ihren Holzpantoffeln wohl alle männlichen Einwohner harmlos vor den Türen. Sie trugen ihre blauen Blusen, vergruben ihre Hände in den Hosentaschen und lachten uns nichts weniger als gemütlich an.

In Brettonville hatte sich einige Tage nach Sedan eine Johanniter-Niederlage eingerichtet, die dort zugleich einem großen Lazarett ihre Säle öffnete. Zwei starke Landwehrbataillone lagen im Städtchen zum Schutze.

Sérancourt trennten von Brettonville nur neun Kilometer.

Gegen elf Uhr trafen wir in Brettonville ein. Nicht das geringste Hemmnis hatte uns unterwegs aufgehalten.

Vor dem Auseinandergehen meiner Kompagnie befahl ich ihr, an diesem Platze dreiviertel zwei Uhr nachmittags wieder zum Nachhausemarsch anzutreten. Ihrer vorzüglichen Verpflegung unterdessen in der Niederlage war ich sicher.

Nun gingen Behrens und ich zum Kommandanten, wo ich mich zu melden hatte, und dann zum „Oberbonzen", wie sich mein Leutnant ausdrückte, um uns mit diesem und den andern Johannitern bekannt zu machen. Zahlmeister Franz, ein alter, von uns vielgeliebter Prachtmensch, der so hübsch Schubertsche Lieder sang und die Gitarre spielte, lenkte seine beiden leeren Wagen in einen großen Torweg, um sie dort füllen zu lassen.

Wer jemals die aufopfernde Tätigkeit der Johanniter und ihrer Angestellten im Kriege zu beobachten Gelegenheit hatte, wird für sie sein Leben lang eine tiefe Bewunderung und eine tiefe Dankbarkeit behalten. Vom Fürsten abwärts besorgen sie ihren Samariterdienst und seine Abzweigungen in uneigennützigster Weise, einzig bedacht den Verwundeten und Kranken die möglichste Pflege zu geben, den gesunden Truppen nach vorn ins Feld soviel Gutes nachzuschicken, als irgend ihre Räume nur fassen können.

Nachdem ich mich beim Kommandanten gemeldet hatte, gingen Behrens und ich in die Niederlage. Vor allen Dingen konnten wir dort ein „schneidiges" Frühstück erwarten. „Werde ihnen die Hammelbeine schon grade ziehn, wenn sie nicht mit ihrem besten Madeira rausrücken," schnarrte mein lieber Behrens.

Wir traten in ein Kloster ein, das zum Hospital und zum Aufbewahrungs- und Versendungsort der Liebesgaben umgewandelt war. Gleich im ersten Raum, den wir aufsuchten, sah es wie in einem Laden aus, der aller Welt Waren in sich barg. Ich bat hier um wollene Decken, die uns sehr fehlten. Ein kleiner dicker schlesischer Graf, der eine grüne Schürze vorgebunden hatte wie ein Krämerlehrling, nahm eine Leiter, trug sie an eine bestimmte Stelle und kletterte hinauf. Von oben rief er, nach schnellem Überblick, über seine Brille wegsehend, einem andern Herrn nach unten zu: „Hier liegen noch siebzig bis achtzig. Wie viele können wir abgeben, mein Prinz?" Dieser antwortete: „Wollen Sie

etwa fünfzig bestimmen, lieber Graf. Grade für diese Tage ist uns ja eine neue Sendung angesagt."

Als ich im Lager auf und ab schritt, fiel mein Auge wie zufällig durch eine offen stehende Tür in ein Nebenzimmer: Auf einer noch nicht geöffneten Kiste saß, den Kopf an ein aus einem Fache herausdrängendes Bündel Leibbinden gelehnt, die Hände lang aneinander gestreckt zwischen den Knieen haltend, ein Knirps in Uniform, die die Abzeichen meines Regiments zeigte, und schlief. In die blasse Stirn wagte sich ein tiefschwarzes Löckchen, das, zum Ärger meines Hauptmannsherzens, nicht ganz ordnungsmäßig verschnitten war.

„Ich bitte Sie, Durchlaucht," wandte ich mich an den neben mir stehenden Prinzen, „wer ist denn das?"

„Ah, der dort, das Kerlchen. Ja, der ist gestern hier bei uns eingeschneit. Er trat außerordentlich diensteifrig auf, uns, ich möchte sagen, anflehend, ihm den Weg zu seinem Regiment anzugeben. Er hätte Befehl, sich so rasch wie möglich dort zu melden. Aber wir merkten, wie ermüdet und abgespannt er war, und packten ihn daher schleunig ins Bett, wo er sofort einschlief. Es ist der Portepeefähnrich Schadius, der vom Ersatzbataillon nach Frankreich nachgeschickt ist. Nun findet er ja eine gute Gelegenheit, wenn Sie ihn unter Ihre Flügel nehmen wollen . . . Ich werde ihn übrigens gleich wecken: die Frühstückszeit ist gekommen. Wir werden doch die Ehre haben, Sie, Herr Hauptmann, und die beiden andern Herren heute beim Lunch zu sehen?"

Mit diesen Worten ging der Prinz hinein. Ich folgte mit den Augen seinen Schritten. „Sie, Junker, wachen Sie auf. Ein Hauptmann von Ihrem Regiment ist hier," hörte ich ihn mit gedämpftem Ton sprechen, während er ihm sanft die Schultern bewegte. Schadius erwachte, öffnete noch halb im Traume seine großen blauen Augen, sah den Prinzen verwundert an und sprang dann von der Kiste. „Ja, ja, ein Hauptmann von Ihrem Regiment ist hier, der Sie mit-

nehmen will zu Ihrem Herrn Obersten," wiederholte der Prinz. Verschwunden war der Fähnrich, um gleich aufzutauchen in Helm und mit stramm umgeschnalltem Seitengewehr. Dann in straffer Haltung vor mich hintretend, meldete er: „Portepeefähnrich Schadius, kommandiert vom Ersatzbataillon zum mobilen Regiment."

Nun gab es die Fragen und Antworten, wie sie immer in gleicher Folge bei ähnlichen Veranlassungen lauten. Ich betrachtete mir unterdessen den Junker. Fein und zart, fast überzart war sein Gliederbau. Die Kinderzeit hielt ihn noch ein wenig mit ihren unschuldigen Händen. Der Übergang zum Jüngling war noch nicht vollendet, wenn er auch schon achtzehn Jahre hinter sich zählen konnte. Aber grade solche zarten, wie zum Umwehen eingerichtet erscheinenden jungen Leute ertragen in den meisten Fällen die Beschwerden und Anstrengungen eines Krieges besser als völlig ausgewachsene Riesen. Das hoffte ich auch von Schadius.

Das Frühstück war „wirklich kolossal schneidig". Einmal hörte ich meinen Leutnant sagen: „Wirklich famöser Stoff das" . . . So brauchte er denn die Johanniter nicht „an den Hammelbeinen zu ziehen".

Um dreiviertel zwei Uhr stand meine Kompagnie zum Rückmarsch bereit. Die beiden vollbeladnen Wagen ließ ich zwischen Spitze und Haupttrupp fahren, um gegebnen Falles so schnell wie angängig fortzueilen. Schadius wollte ich neben den Zahlmeister setzen; aber er bat mich so eindringlich, einen Zug übernehmen zu dürfen, daß ich nachgab. Beim Abrücken drückte mir der Kommandant bewegt die Hand: er bedaure, mir keine Unterstützung mitgeben zu können, aber er habe den strengsten Befehl, sich unter keinen Umständen in Brettonville zu schwächen.

Und dann zogen wir los. Ich hatte noch mehr Vorsichtsmaßregeln angeordnet als am Morgen. Beide Dörfer, in denen diesmal nichts zum Vorschein kam, lagen schon hinter uns. Ich atmete ein wenig auf . . . Da, ein Schuß bei

meinen linken Seitenläufern, ein zweiter, ein dritter, nun vorn, nun hinten und überall.

Was ist einzig nötig in solchem Fall? Ruhe, Besonnenheit. Ich kommandiere (Alles war vorher schon genau eingeübt): „Siebenter Zug links, achter Zug rechtsum machen." Und blitzschnell warfen sich die beiden Züge in den Wald. Den einen führte Behrens, den anderen Schadius.

In einem Zeitraum von höchstens zwei Minuten sehe und höre ich:

Der alte Zahlmeister haut mit der flachen Klinge auf seinen Kutscher ein. Dieser jagt davon, was das Riemzeug hält. Der andre Wagen rast hinterher. Jetzt, bei der Wegebiegung, liegt der Zahlmeister auf dem Rücken, immer noch die flache Klinge gebrauchend. Er wird umtanzt von in die Höhe fliegenden und niederfallenden Schinken und Würsten . . .

Behrens brüllt: „Näher heran zu mir mit Ihrer Gruppe, Unteroffizier Becker. Haut se uf'n Deetz, Kerls, haut se uf'n Deetz! Marsch, Marsch, Hurra" . . .

Ich will mit meinem Braunen über den breiten Graben. Es m u ß gehen. Aber der Wallach hinkt, bleibt stehen. Ich springe ab. Zwei Kugeln haben das linke Vorderbein getroffen, eine ist durch den Hals gegangen. Rasch dem armen Tier den Revolver hinters Ohr gesetzt. Er hält die Mähne, als ob er die Erlösung erwartet, schon zum Schuß gesenkt, so daß ich gut reichen kann. Er bricht zusammen . . .

Einer umklammert meine Hüften. Wer ist es? Mein kleiner Portepeefähnrich. Sein Gesichtchen ist versteint: vor ihm steht ein riesiger, greulich aussehender, schwarzbärtiger Kerl, der sich vorher im Graben versteckt haben mochte. Schon hat der Kerl den Kolben erhoben und will ihn niedersausen lassen mit Wucht. Kaum zwei Schritte ist das von mir. Mein Revolver scheint noch zu rauchen. Ich ziele dem Unhold ruhig aufs Herz. Ich schieße. Er fällt mit dem Gesicht zur Erde. Sein Gewehr fliegt weg. Seine linke

Hand krampft sich in den Schweif meines verendeten Pferdes . . .

In kaum einem Zeitraum von zwei Minuten ist das alles geschehen.

Keine Zeit, keine Sekunde Zeit mehr. „Bleiben Sie an meiner Seite, Fähnrich!" Und hopp! Über den Graben in den Besuch zu meinen prächtigen Leuten. Ich übernehme selbst den Zug. Und: „Marsch, Marsch, Hurra!"

Seht den kleinen Fähnrich. Er stürzt sich wie ein Teufel ins Gefecht. Sein Käsemesserchen schwingt er über sich. Er ist immer weit voran. Wir können kaum folgen. „Bravo, bravo!" ruf ich ihm zu . . .

Wir messen uns im Handgemenge. Jeder Baum scheint einen neuen Feind zu gebären. Immer mehr, immer mehr. Wir sind in bedeutender Minderzahl. Der Pulverdampf verzieht sich schwer durch die Kronen. Jede Übersicht fehlt. Alle sind nur mit sich beschäftigt und ihrem nächsten Angreifer. Allmählich ist unser Häuflein an den Grabenrand gedrängt. Einer meiner Hornisten ist stets an meiner Seite geblieben. Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf: Roland im Tal von Roncesvalles. „Blasen Sie Ruf, Weber." Und die drei kurzen Töne, wie ein Verzweiflungsschrei, verhallen im Walde. „Noch einmal, Weber." Und wieder die drei kurzen Stöße ins Horn . . .

Wir sind bis an die Landstraße zurückgeschoben. Auf der anderen Seite seh ich Behrens und seine Leute. Bis hierher und nicht weiter. Lieber den Tod als Gefangenschaft.

„Blasen Sie Ruf, Weber." Noch einmal solls erklingen, dann nur noch ein Signal: „Vorwärts" . . . Da dringts, da singts in unser Ohr. Wir hören deutlich unser Reitersignal „Galopp" und wieder und wieder . . . Großer Karl, hast dus vernommen? . . . Und um die Biegung des Weges braust der General, und hinter ihm das Husarenregiment.

Wir sind gerettet.

Der General, bei uns angekommen, ließ absitzen und sandte einen Teil der Husaren zum Gefecht zu Fuß rechts und

links ins Holz. Wir hörten keinen Schuß mehr. Die Franc-tireurs waren, wie von der Erde aufgesogen, verschwunden.

Der General umarmte und küßte mich. Dann stellte ich ihm den Portepeefähnrich Schadius vor, zugleich hervorhebend, wie ausgezeichnet sich der Junker im Gefecht benommen habe.

Nun ging es vor allen Dingen an das Aufsuchen der Verwundeten. Die Dunkelheit wollte schon einsetzen. Die Schwerverwundeten wurden getragen — der Weg nach Sérancourt war kaum noch eine halbe Stunde entfernt —, die Leichtangeschossenen gingen zu Fuß. Am schwersten getroffen schien Leutnant Behrens zu sein. Eine Kugel hatte ihm den rechten Oberarm und eine die linke Schulter zerschmettert, eine dritte ihm den Hals gestreift. Wir reichten ihm in tiefer Bewegung die Hand. Er konnte noch leise sprechen: „Wirklich famöses Draufgehn unsrer Leute; stark angekratzt; wird schon besser gehn" . . . Wir setzten ihn mit vieler Mühe und größter Vorsicht auf ein Pferd zwischen zwei ihn stützende Husaren. „Wirklich lächerlich . . . solche Umstände" . . . Dann hörte ich ihn nicht mehr sprechen. Seine Schulterwunde schien mir die gefährlichste zu sein.

Nachdem der General Appell und ich Sammeln hatte blasen lassen, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Toten mußten wir, wegen der eintretenden Finsternis, vorläufig liegen lassen.

Auf dem Heimweg erzählte mir der General, daß ihn den ganzen Tag eine Unruhe geplagt habe, den Wagen zum Empfang der Liebesgaben ein zu kleines Bedeckungskommando mitgegeben zu haben. Endlich, am Nachmittag, hätte er es nicht mehr ertragen können; er wäre uns mit den Husaren entgegengekommen. Gleich beim Abritt von Sérancourt wären ihm in wahnsinniger Flucht die beiden Wagen entgegengeschossen. Da hätte er Alles gewußt. Mein Signal ‚Ruf' sei von ihm, trotz des Gewehrgeknatters, deutlich gehört worden. Daraufhin habe er unaufhörlich das Signal ‚Galopp' zu mir hingeschickt.

Am andern Morgen marschierte unsre ganze zusammengesetzte Abteilung, die Verwundeten in der Mitte, nach Bretonville, um diese dort abzugeben. Das zweite Bataillon meines Regiments blieb an der Stelle zurück, wo wir gestern das Gefecht gehabt hatten. Es sollte die Toten in ein Massengrab legen. Auf unserm Rückmarsch schloß sich dies Bataillon uns wieder an, und mit klingendem Spiel, mit lustigen Märschen rückten wir ins Quartier ein. Statt des schwerverwundeten Leutnants Behrens war mir Schadius als Offizierdiensttuender zugeteilt. Statt meines Leutnants saß nun mein kleiner zarter Junker bei Tisch an meiner Seite.

Ein großer Rachezug wurde beschlossen. Aber auf diesem, wie auf einigen folgenden, wurde nichts erreicht. Die Batterie kam nicht zum Abprotzen, die Husaren nicht zum Angriff, wir nicht zum Schuß. Es war eigentlich eine recht klägliche Geschichte. Die Städte und Dörfer, die wir durchzogen, zeigten immer nur die größte Stille. Nur wo sich von uns eine einzelne Kompagnie oder Schwadron auf dem Weg befand, war sie sogleich von allen Seiten gefährdet und bedroht.

Ärgerlich berichtete darüber der General seiner vorgesetzten Behörde. Es kam die Antwort zurück, daß der Zweck völlig erreicht sei; er möge so lange in seiner Stellung dort ausharren, bis ihn weitere Befehle träfen. Seine Streifzüge habe er nach wie vor zu unternehmen.

In unserm täglichen Leben hatte sich, wenn wir nicht auf dem Marsch waren, nichts geändert. Bei Tisch klang das Gespräch heiterer als früher. Selbst Herr Bourdon scherzte und lachte. Seit einiger Zeit schien er wie umgewandelt. Seine kleine dicke runde Frau sprudelte. Nur Fanchette blieb gleichmäßig ruhig. Ihre Augen aber spielten öfter als zuvor zu ihrem schönen Nachbar hin. Das Benehmen des Generals gegen sie schien mir anfangs unerklärlich. Bald behandelte er sie mit ausgesuchtester Höflichkeit, bald mit einer bis zur Schroffheit gehenden Kälte.

Nun merkte ichs: er war in das fremdartige Mädchen „sternhagel“ verliebt.

Aber auch ein Andrer, mein kleiner Schadius, wie ich nachts aus seinen lauten Träumen erfuhr, fand die Augen Fanchettens als die schönsten im Himmel und auf der Erde. Zum ersten Male griff mit süßen Klängen die Liebe in die Saiten seines Knabenherzens.

Eines Morgens, als Schadius und ich durch eine Zimmerflucht gingen, und ich die Tür zum Saale geöffnet hatte, prallten wir bestürzt und wie beschämt zurück. Der kurze Augenblick hatte uns Alles erklärt: Fanchette saß im Sofa, und neben ihr, zu ihr hingebeugt, auf einem Lehnstuhl der General. Seine linke Hand umspannte den Knöchel der rechten Fanchettens. Er sah ihr lächelnd ins Gesicht. Aber auch ihre Augen verkündeten seinen Sieg.

Schnell traten Schadius und ich zurück, schlossen leise die Tür und suchten andre Wege. Der General und Fanchette hatten uns nicht bemerkt.

Am Abend desselben Tages, nach dem Mittagessen, bat der General seinen Adjutanten, meinen Obersten und mich in sein Zimmer. Kaum saßen wir, als der Bursche einen Unteroffizier aus Sérancourt meldete. Der Unteroffizier trat ein, machte Kehrt, Gewehr ab, Tür zu, Front, Gewehr auf, und trat an den General, ihm ein geschlossenes Schreiben überreichend. Der Befehlshaber erbrach es hastig, überflog es und sagte dann dem Unteroffizier: „Es ist gut. Warten Sie draußen.“

Als sich dieser entfernt hatte, las der General laut:

Sérancourt, den 9. Januar 1871.
Abgang: 5 Uhr 35 Minuten.

Meldung.

Seit heute Nachmittag drei Uhr treffen einzeln, oder zu zweien und dreien, junge Leute, meistens Bewohner der Ortschaft, hier ein. Ich habe Befehl gegeben,

daß jeder Neuankommende sofort nach Waffen untersucht werde. Verdacht habe ich, daß diese jungen Leute Franctireurs aus den Wäldern sind.

von Langfeldt,
Major und Bataillonskommandeur,
Garnisonältester.

Der General gab hierauf, ohne zu zögern, seinem Adjutanten folgendes in die Bleifeder:

Abteilungsbefehl.

Sämtliche Wachen, Patrouillen und Posten sind nach Bekanntmachung dieses Befehls bis auf weiteres zu verdreifachen. Von heut an legen sich die Herren Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften unausgekleidet zur Ruhe. Morgen früh neun Uhr findet überall eine scharfe Durchsuchung nach Waffen statt. Das Gefundene ist hierher abzuliefern. In jedem Quartier hat von nun an ein Mann zu wachen.

p. p.

Der Adjutant eilte von dannen, um das Weitere zu veranlassen.

Der General wandte sich mit den Worten zu uns: „Fast scheint die eben eingetroffene Mitteilung eine Bestätigung zu sein. Denn ich wollte Sie fragen . . . Halten Sie, Herr Oberst, es für möglich, daß unser unfreiwilliger Wirt, Herr Bourdon, uns verraten könnte? Ja, halten Sie ihn für fähig, daß er sein Leben, seine Familie, sein Haus, seine ganze Zukunft zu opfern imstande wäre, wenn nur uns dabei die Gurgel abgeschnitten würde? Sein Benehmen in den letzten Tagen, seine übergroße Heiterkeit haben mir Argwohn gegeben."

„Ja," antwortete mein stiller, immer ernster Oberst, „ich halte Herrn Bourdon zu dem allen für fähig. Er ist — Franzose."

„Nun denn," entgegnete der General, „dann müssen wir von diesem Augenblick an lauschen wie die Katzen und sehen wie die Luchse."

Als ich in der auf diesen Abend folgenden Nacht einmal erwachte, hörte ich Schadius, der im Bette des Leutnants Behrens schlief, heftig schluchzen. Es war jenes Weinen, das wir ersticken wollen und es nicht fertig bringen, vergraben wir auch noch so sehr den Kopf in die Kissen.

Soll ich Schadius rufen? Ich unterließ es: wußt ich doch nur zu gut, daß ich hier nicht helfen konnte, daß erster Liebeskummer und erste Eifersucht sein junges Herz zerwühlten und quälten.

Ich tat, als wenn ich schliefe.

Nach wenigen Minuten beobachtete ich, wie sich Schadius im Bette aufrichtete und mit tränengefüllten Augen in den Mond starrte.

Am andern Morgen verriet ich natürlich durch nichts, daß ich, ohne zu wollen, ihn belauscht hatte. Aber ich zog ihn einmal an mich, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte zu ihm: „Wir alle haben im Leben unaufhörlich zu kämpfen, lieber Schadius; keinem wird das Dasein nur mit frohen Stunden erlaubt. Wir dürfen uns unserm Schmerz unter keinen Umständen hingeben, sondern müssen uns immer wieder herausreißen aus Allem, was uns drückt."

Er sah mich etwas verwundert mit seinen großen Augen an und sagte nur im dienstlichen Ton: „Sehr wohl, Herr Hauptmann."

Die nächsten zwei, drei Tage schwanden, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Die Haussuchung nach Waffen hatte wenig erzielt. Die Wachen, Posten und Patrouillen waren verdreifacht. Unsere Nerven litten durch das ewige Annehmenmüssen eines Überfalles.

In der vierten Nacht konnte ich durchaus nicht schlafen; ich lag, wie immer fast ganz angekleidet, abgespannt auf

meinem Bett. Endlich konnte ich meine Unruhe nicht mehr bemeistern, stand auf und trat ans Fenster. Eine dunkle, windige Nacht glotzte mich an. Einsam zu mir her klang nur das fortwährende Anrufen der Posten und Patrouillen.

Auch der Fähnrich hatte keinen Schlaf finden können. Ich ließ ihn zu mir treten. Eine große schwarze Wolke gab in diesem Augenblick das Sternbild des Großen Bären frei. „Wie merkwürdig, Herr Hauptmann, daß bei mir zu Hause der Große Bär in ganz andrer Stellung steht." Ich lachte laut auf und bemerkte Schadius, daß diese seine Beobachtung auf irgend einer Täuschung beruhen müsse.

Mir fiel bei der kindlichen Äußerung eine Stelle aus einem Trauerspiel „Pokahontas" ein, das ich unmittelbar vorm Ausbruch des Krieges gelesen hatte. Sie hatte sich mir genau eingeprägt: Ein Offizier erzählt, wie er mit seinem Freunde Lord de la Ware auf den Wällen Jamestowns in Virginia einen mutmaßlichen Angriff der Indianer erwartet habe:

. . . Der Himmel, schwarz bedeckt,
War aufgeregt durch eines Sturmes Toben,
Der wie ein Stier mit eingestemmtem Nacken
Die Wolken vor sich trieb wie feige Hunde.
Nur einmal, schnell, als wärs ein Gruß aus England
Sah ich des Großen Bären Sterne blitzen.
Dann blieb es dunkel.
De la Ware und ich,
Beisammenstehend, lauschten, hohl die Hand
Am Ohr, hinaus in Nacht und Wetterlärm.
Doch nur der Blätter Rauschen und das Pfeifen
Des Windes, wenn er unsern Helmturm stieß,
Ein leises Werdarufen, ab und zu, war hörbar.
Da plötzlich klangs wie ferner Falkenschrei,
Und dann, als wär es das Signal gewesen,
Schoß, wie vom Blitz entzündet, auf uns zu
Ein ungeheurer Schwarm von heißen Pfeilen . . .

„Hörten Sie nichts, Schadius?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Klang es nicht wie Eulenruf?"

„Ich hörte wirklich nichts, Herr Hauptmann."

Nun riß ich das Fenster auf und rief die unten hin- und hergehende Schildwache an:

„He, Posten!"

„Herr Hauptmann?"

„Schrie nicht eben eine Eule?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, die sind hier jede Nacht zu Gange."

Schadius und ich starrten schweigend hinaus.

Da fiel ein Schuß, ganz fern, unendlich fern.

„Nun haben Sie doch den Schuß gehört, Schadius?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann, ganz deutlich."

„Kommen Sie, wir wollen hinunter gehen. Ich will den Feldwebel wecken. Irgend etwas ist nicht in Ordnung."

Unten auf dem Hofe horchten wir gespannt. Aber nur das Rauschen der Bäume und das Pfeifen des Windes um unsern Helmturm hörten wir. Sonst wars still. Ich konnte meine Unruhe nicht los werden.

„Glitt nicht dort ein Schatten um die Ecke, Schadius?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann. Ich habe auch den Schatten erkannt; es war Herr Bourdon."

„Kommen Sie, wir wollen zum Feldwebel."

Bald standen wir drei draußen. Bruns trug eine kleine Diebslaterne. Wir horchten und horchten. Alles blieb still.

Plötzlich heftiges Gewehrfeuer. Es kam von den äußersten Posten. Dann ein Geheul wie von zehntausend Teufeln, die, den Tomahawk über den Köpfen schwingend, wie ein reißender Bergstrom herandonnern.

Im Nu wirbelten unsre Trommeln, riefen unsre Hörner und Trompeten. Nach drei Minuten schon hatte meine Kompagnie — wie oft wars blind durchgemacht — ihre bestimmte Stellung hinter der Wagenburg eingenommen. Auch

der General und die übrigen Offiziere aus unserm Hause erschienen sofort.

Der Überfall.

„Hätte ich doch Herrn Bourdon, den Halunken, gleich festnehmen lassen, als uns der Verdacht kam. Nun ists zu spät," sagte der General.

Nach kurzer Zeit waren wir umzingelt. Auch Sérancourt und die Fabrik standen schon im Kampfe.

Die ersten Angriffe sind abgeschlagen.

Aber was ist das? Hinter uns steht, wie durch eine Zauberformel, als wenn es von oben bis unten mit Petroleum begossen sei, das ganze Schloß in Flammen. Sollt es ein Zeichen sein? War es zu früh, war es zu spät angezündet?

Frau Bourdon stürmt heraus. Sie fällt mir ohnmächtig in die Arme. Aber ich kann, ich darf sie nicht halten. Ich habe nur meinen Dienst zu versehen. Während ich sie sanft auf die Erde gleiten lasse, sehe ich zu meinem Entsetzen ihre Tochter in einem der Fenster. Alles um sie her brennt. Fanchette ringt die Hände. Vor dem wüstem Geschrei der Stürmer und vor dem furchtbaren Geknalle hör ich ihr Rufen nicht; ich seh es nur. Schon will ich selbst ins Schloß, als mir der General mit mächtigem Sprunge zuvorkommt. Aber unmittelbar vor dem Eingang ereilt ihn die tödliche Kugel. In den Hinterkopf getroffen, überschlägt er sich nach rückwärts, beide Arme nach den Seiten lang ausstreckend. Kein Glied an ihm rührt sich mehr.

Noch ist es Zeit, Fanchette zu retten. Sie steht an einem Mittelfenster, das noch nicht im Feuer knistert. Da stürzt sich mein kleiner Fähnrich in die Lohe. Mit Blitzesschnelle ist er oben. Er umfängt das ohnmächtig werdende Mädchen. Doch statt sie wegzuschleppen, küßt er wütend ihren Hals, ihre Lippen, ihre Augen, ihre Stirn . . . Zu spät . . . Prasselnd schießt das Dach herunter . . .

Das flammende Herz ist durch Flammen ausgelöscht für immerdar.

* * *

Wir hatten auf allen Seiten den rasenden Sturm abgeschlagen. Das alte gute deutsche Soldatensignal „Vorwärts!" hat wieder gesiegt. Die Franctireurs sind verschwunden.

Herrn Bourdon finden wir erschossen im Graben.

Am andern Morgen erhielten wir den Befehl, in Eilmärschen an die Somme zu marschieren, um uns dort mit der Nordarmee zu vereinigen. Dann schlugen wir am 19. Januar unter Goeben General Faidherbe vernichtend bei St. Quentin.

Und dann kam der Waffenstillstand.

Und dann kam der Friede und verschenkte auf den zerstampften Äckern Spaten und Pflüge. Seine kühlenden Palmen aber senkte er auf die heißen Augen der Hinterbliebenen.

Der Richtungspunkt.

In zwei Schlachten und einigen heftigen Scharmützeln hatte ich schon meine Kompagnie zu führen die Freude gehabt. Für morgen stand der dritte Strauß in Aussicht. Wir lagen, in Massen auf beiden Seiten, der Feind und wir, uns nah gegenüber.

Es war nachmittags vier Uhr. Ich hatte eben die Gewehre nachgesehen und saß nun mit meinen Offizieren unter Haselnußgesträuch. Unser Gespräch drehte sich um den letzten Zusammenstoß. Meine Kompagnie, die einen Verlust von zwei Leutnants und hundertundsieben Mann erlitten hatte, war notdürftig wieder zusammengeflickt. Ehe der Ersatz aus der Heimat uns einholte, mußte ich mit dem Rest, so gut es ging, weiter. Jeder Hauptmann kennt seine Leute, ihre Eigenschaften, ihre Gemütsart, ihre Begabungen, Veranlagungen, ihre häuslichen Verhältnisse. Er ist ganz mit ihnen verwachsen: was Wunder, wenn die Lücken schmerzlich empfunden werden, wenn er manchen vermißt, den er in schwerer Friedensarbeit erzogen hat. Im Kriege macht sich enge Kameradschaft geltender zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, als in ruhigen Zeiten. Das liegt in der Natur der Sache.

Und wir saßen, gebräunt wie die Zigeuner, unter dem Haselnußbusch. Um uns her flackte das webernde Leben des Biwaks. Aus den Feldkesseln zog der Dampf des kochenden, ganz frischen Kuhfleisches. Sich oft gegen den aufschlagenden Dunst mit der Linken die Augen schützend, schöpften die Soldaten emsig mit ihren an hölzernen Stielen befestigten Löffeln den brodelnden Schaum ab. Sie schnitten dabei, sich mit dem Kopfe abwendend, zuweilen recht wunderliche Gesichter, kam ihnen der Brodem zu stark in die Nase. In einer Stunde hegten wir die Erwartung, uns dem Genusse dieser nichts weniger als zarten und wohlschmeckenden Speise hingeben zu können. Lagerbier, im wirklichen Sinne des Wortes, aus den Fässern der Marketender (diese Zäh-

linge waren uns bis heute, höchst dankenswert, gefolgt) sollte zum Hinunterspülen helfen.

Während unserer lebhaften Unterhaltung erschien unerwartet, zu Fuß, mein Regimentskommandeur und teilte mir mit, daß ich zum Adjutanten des Oberbefehlshabers, dem in den letzten Tagen zwei Offiziere seines Stabes aus dem Sattel geschossen waren, ernannt sei. Wie gern wäre ich bei meiner Kompagnie geblieben.

Schon nach einigen Minuten hatte ich sie um mich versammelt, um ihr meinen Weggang bekannt zu machen und sie ihrem neuen Führer, einem Oberleutnant, zu übergeben. Dieser Oberleutnant und ich fühlten nicht die gleichgestimmtesten Herzschläge für einander. Es ging mir wie ein Stich durch die Brust, als seine feine, überlaute, hastige Stimme an mein Ohr schlug: „Die Kompagnie hört auf mein Kommando." Am andern Tage, in veränderter Lage, vernahm ich die gleichen Worte bis auf die Silben „mando", die der Tod einem andern Kameraden von den Lippen wegbiß.

Ich fand, schon nach einer halben Stunde, den Kommandierenden, um ihm meine Meldung abzustatten, in einem einzeln stehenden Bauernhause. Er bog sich über Karten, die mit langen buntköpfigen Stecknadeln bespickt schienen. Seine ganze Begleitung, in ehrerbietiger Zurückhaltung, stand hinter ihm. Ihm zunächst der Chef des Stabes, an den er ab und zu Fragen richtete, die dieser schnell und sicher, mit gleichbleibender, sich nie hebender oder senkender Stimme beantwortete. Gegen den Chef des Stabes, den ich schon von der Garnison her kannte, hatte ich, wie man zu sagen pflegt, eine Pike. Sein fürchterliches Mathematikherz, das auf der weiten Gotteswelt keine Freude, keine Lust kannte, als die Freude und die Lust des Rechnens und Berechnens, flößte mir von jeher ein Grauen ein. Sein fahlblasses, auch durch den stärksten, unaufhörlichsten Sonnenschein nicht um einen Ton gefärbtes Gesicht mit der ewig finstern Stirn, mit den blutlosen, schmalen Lippen, die niemals lachten oder lächelten, mit den kalten grauen Augen

war mir schrecklich. Auch dem General, wie ich sehr wohl wußte, war er unheimlich. Nur die unglaubliche, nie ermüdende Arbeitskraft, das gänzliche Aufgehen in die Pflicht der Stunde, die Schweigsamkeit dieses Generalstabsoffiziers, zwang auch mich, wie uns alle, ihm Bewunderung und Hochachtung zu schenken.

Die übrigen Offiziere des Stabes waren mir ebenfalls aus der Garnison bekannt. Besonders in mein Herz geschlossen hatte ich den dicken, fröhlichen, lachenden Husarenmajor, der seine Munterkeit und Gutmütigkeit in allen Lagen des Lebens bewahrte.

Als der General mich bemerkte, trat ich auf ihn zu und machte ihm meine Meldung. Er sagte mir einige verbindliche Worte und schloß mit einer seiner trocknen, nie verletzenden, witzigen Bemerkungen, die ihm stets zu Gebote standen. Alles lachte — ich war die Zielscheibe gewesen — nur der Chef des Stabes musterte mich mit strenger Miene, um dann mit seinen wie gestochen aussehenden Buchstaben irgend ein Merkzeichen in sein Notizbuch zu schreiben.

Den General, ja, den liebte ich. Gleich ernst und schweigsam wie der Chef seines Stabes, von heiligster Pflichterfüllung beseelt, gab sein ganzes Leben den Menschen eine große Sonne der Güte. Wo er konnte, half er. Manchen leichtsinnigen jungen Offizier, dessen hüpfendes, warmdämpfiges Blut einmal aus dem rechten Weg ausgesprungen war, leitete er in die alte Bahn, wenn es irgend zu ermöglichen war. Ich bin nach meiner Kenntnis von ihm fest überzeugt, daß er im Grunde wenig von den Menschen hielt; daß er genau wußte, in welchen Kreisläufen sich Alles bewegen m u ß bei ihnen. Dennoch ließ er nicht nach in seiner milden Liebe. Ein wenig spottsüchtig war er. Aber seine Spötteleien flossen ihm harmlos von den Lippen. Er war zu klug, um nicht dies Türlein offen zu halten, daß i h m der Seele Schweres nicht zuweilen entschlüpfen konnte. Trat einmal in seiner Gegenwart eine Dummheit zu stark zu Tage, dann allerdings hatte sein Bogen Pfeile zu versenden, die tüchtige

Wunden rissen; doch selbst in diesen Fällen mußte ihm der Getroffene verzeihen für das liebenswürdige Lächeln, das Alles wieder gut machte.

Der General, als er sich von den Karten erhoben und meine Meldung angenommen hatte, wandte sich zu uns und meinte, daß er sich über einen Punkt im Vorlande, aus dem er in den Plänen nicht klar werden könne, selbst unterrichten wolle. Er bäte uns, mit ihm nach einer halben Stunde zu Pferde zu steigen. Mir befahl er, einen Zug des 7. Garde-Ulanen-Regiments zum Mitritt zu beordern.

Bald langten die Lanzen an, geführt vom Leutnant Grafen Kjerkewanden. Auch für den folgenden Tag behielt der General diesen Zug zu seiner besonderen Verfügung.

Graf Kjerkewanden, mir bisher nicht bekannt, ein äußerst ruhig scheinender, bescheidener Offizier, hatte in seinem wachsbleichen Gesicht zwei fast asiatisch schiefliegende dunkelbraune Augen. „Der wird morgen zuerst fallen; der Tod sitzt schon in seinem Blick," flüsterte ich dem dicken Husarenmajor zu. „Ach was, machen Sie keene Geschichten," antwortete dieser lachend. Durch sein Lachen aber klang ein leiser Vorwurf gegen mich.

Schlag sechs Uhr setzten der General und wir uns in Bewegung. Wir trabten fast von der Stelle aus, in jenem gleichmäßigen, schlanken Vorwärts, in dem ein gutes Pferd ohne Störung Meilen zurücklegen kann. Der Ulanenzug folgte uns. Während des Durchtrabens des Biwaks, der Dörfer, Gehöfte kamen von allen Seiten die dort Befehlenden an den General heran, um zu melden. Die zur Zeit im Sattel Sitzenden setzten die Sporen ein, um heranzupreschen. Allen diesen Herren dankte der Oberbefehlshaber, nach rechts und links in unnachahmlicher Grazie mit der Hand flüchtig grüßend, mit dem Kopfe leicht, verbindlich nickend, sie hierdurch von der näheren Meldung entlastend. Alle Augenblicke wäre sonst ein Aufenthalt geboten gewesen.

Durch den glühenden Sommertag, dessen Hitze durch einen

kräftigen Nordost gemildert wurde, trabten wir weiter und weiter. Im Staube blitzten unsre Uniformen. Wir trabten, ohne uns zu unterhalten, der General eine Pferdelänge voraus, durch den dichten Truppenmantel. Immer dünner, spärlicher ward er. Nun fegten wir in die Vorposten hinein. Allmählich waren wir, so zu sagen, aus dem heiteren Biwaksleben, aus der sorgloseren Haltung in den ganzen Ernst des Krieges gekommen, gewissermaßen in das Zusammengeschnalltere, Geschlossnere. Endlich hielten wir bei einem Doppelposten der Feldwache Nummer dreizehn. Die beiden Soldaten standen nach ihrer Vorschrift, mit Gewehr über, Gesicht nach dem Feinde, neben dem General. Der Feldwachkommandeur kam und meldete. Seine Antworten auf die Fragen des Höchstkommandierenden waren sicher und klar. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören.

Der Oberbefehlshaber, der in seine Karte gesehen hatte, bat um Aufklärung, wo L'arbre, wie ein einzelner Punkt in der vorliegenden Ebene genannt war, zu finden sei. Der Leutnant führte uns zum nächsten, südlich stehenden Doppelposten. Von hier aus sahen wir mitten in der Sandfläche auf einem Hügelchen einen einzeln stehenden großen Baum. Er sprang uns, ohne daß wir die Krimstecher zu gebrauchen gezwungen waren, ganz deutlich in die Augen. Eine halbe Stunde nur mochte er von uns entfernt sein. Der General erklärte uns erst jetzt, daß er sich diesen Baum habe selbst ansehen wollen. Wir alle suchten eifrig auf der Karte und fanden bald den Punkt: L'arbre genannt. Berichte über ihn, sprach der General weiter, seien ihm bisher in keiner Meldung zugegangen. Er schloß, sich zu mir wendend: „Wollen Sie sich, in Begleitung des Zuges, sofort dorthin begeben, eine kleine Zeichnung aufnehmen und mir mündliche Meldung namentlich darüber geben, wie sich von dem Punkt aus die Umgebung zeigt, was überhaupt von dort aus, und wie es gesehen wird. Ist der Erdhügel stark besetzt, so werden Sie sich in kein Gefecht einlassen."

„Zu Befehl, Exzellenz."

Der General und die Offiziere seines Stabes empfahlen sich. Ich erkundigte mich beim Feldwachtkommandeur, ob Horchkommandos, größere und Schleich-Patrouillen zur Stunde im Vorlande wären, prägte mir und den Ulanen noch einmal Losung und Feldgeschrei ein und setzte mich dann mit Kjerkewanden in Anmarsch. Das ausgedehnte Land schien leer wie eine Sandwüste. Doch fanden wir nördlich eine geringe Mulde, in der wir, ungesehen vom Baume aus, vorrücken konnten. Das kostete uns ein Viertelstündchen mehr Zeit; aber wir hatten eben dadurch den Vorteil, bis hart ans Ziel, unbeobachtet von dort, vordringen zu können.

Ich hatte dasselbe Gefühl, das ich immer gehabt habe, wenn ich der letzten Postenlinie entrückt bin, bei Ausführung von größeren Patrouillen und Aufstellung von Horchkommandos. Ich möchte sagen: Es kam mir dann jedes Mal vor, als sei ich auf einem ganz fremden Stern, auf dem es so einsam war, daß selbst keine Tiere dort lebten. Ja, ich bildete mir ein, daß sogar Vögel und Insekten fehlten. Und in der Tat, die Öde dieser menschenverlassenen Strecken, die zwischen den beiderseitigen Vorposten liegen, hat etwas Geheimnisvolles. Wie beim Jagen, wie denn auch beim jedesmaligen Ausgang eines frischen Menschenkindes durch die Natur, so namentlich bei diesen Ausforschungen im Vorlande nach dem Verlassen der Doppelposten der Feldwachen heißt es: Augen auf! Jedes Gesträuch, jeder Stein, jede kleinste Erhebung oder Senkung ist uns unbekannt wie auf dem Uranus: wer, was kann dahinter stecken und sich verstecken? Ein Schuß, aus großer Entfernung selbst, kann uns in jeder Minute vom Sattel in den Sand Rad schlagen lassen. Alle Befehle werden flüsternd gegeben: Winke mit dem Säbel, mit dem Kopf, mit den Händen statt lauter Worte. Minutenlanges, ja stundenlanges Kleben hinter einem Erdhaufen wie lauernde Panther. Ich kenne kaum im Leben etwas, das mehr die Seele in höchste Spannung setzt.

Graf Kjerkewanden und ich trabten dem Zuge, der wegen der Enge der Mulde oft zu Einem abbrechen mußte, voraus.

Ich hatte den jungen Czapkaträger gebeten, er möge, wenn es uns gelänge, unbemerkt an den Hügel zu kommen, rasch dort aufmarschieren lassen und im Angriff auf Hügel und Baum lossprengen. Man könne nicht wissen . . .

Und wir kamen wirklich unbehelligt so nahe heran, daß, nachdem wie der Blitz der Zug aufmarschiert war, der Graf kommandieren konnte: „Zur Attacke Lanzen gefällt! Marsch, marsch! Hurra!" Und vor den langen, eingelegten Kitzelstöcken rasten Kjerkewanden und ich mit geschwungenen Säbeln auf den Baum los. Kein Mensch zeigte sich, keine Kugel zischte uns um die Ohren. Nur ein Fuchs sprang auf. Das erste lebende Geschöpf, das wir erblickten. Er verschwand im Hügel vor uns, wie das aufgescheuchte Reh, das einst der gute „Pfalzgraf am Rhein", Herr Siegfried (aus Genoveva, dem Trauerspiel der Verleumdung; hätte Shakespeare den Stoff gekannt!) aufgespürt und verfolgt hatte, und Genoveva mit ihrem Schmerzensreich stand vor uns. Zwar war sie es nicht, und auch der gehetzte Fuchs legte seine Glieder nicht an sie an; wohl aber streckte uns ein junges Mädchen die Arme flehend entgegen. Ein todängstliches Kind schmiegte sich an sie; sie wollte es vor uns beschützen. Hinter diesen beiden humpelte ein wohl hundertjähriger Greis am Stocke. Er kicherte freundlich-blödsinnig vor sich hin, wackelte fortwährend mit dem Haupte und schien, wie eine kauende Kuh, Brot zwischen den zahnlosen Kiefern zu zerreiben.

Die Ulanen nahmen die Lanzen auf die Lende.

Die drei Menschen waren aus einem Häuschen getreten, das wir nun erst entdeckten. Es lag wie eine Höhle im Erdhügel. Und auf diesem Hügel stand in riesiger Größe: „L'arbre", eine Esche mit prächtigem Gezweige. Unter ihrem Schatten nicht allein, auch unter ihren Wurzeln wohnten die drei. Wir erfuhren bald, nachdem wir uns überzeugt hatten von jeder Abwesenheit des Feindes hier, daß Monsieur Regnier mit Enkelkind und Urenkel diesen Platz sein Eigen nenne.

Trotzdem wir weitesten Blick hatten, wie vom Deck eines Schiffes auf offener See, ließ Graf Kjerkewanden die vorgeschriebenen Sicherungen nicht außer Acht. Ich selbst machte mich sofort an die Zeichnung und richtete vor allem meine Aufmerksamkeit darauf, was es von diesem an und für sich durch seine Winzigkeit unwichtigen Punkt aus im Umlande zu sehen gäbe. Ich schrieb mir Schlagworte zu diesem Zweck in mein Notizbuch, verglich nach der Karte die Umgebung und fand Alles übereinstimmend. Die Ebene, die an den Rändern mit Dörfern, Gütern, Höfen, Weilern, einzelnen Gebäuden übersäet schien, hatte um den Hügel die ungefähre Ausdehnung eines Geviertkilometers. Diese Wüste war flach wie ein Pfannkuchen. Vor dem eingegrabenen Häuschen lag ein bunter Wiesenfleck, eine Oase, die den Garten ersetzte. Taubnesseln, hellgelbe Syrupsblumen, rote Futterwicken, Baldrian, Gundermann, Klappertopf, Kamillen, Männertreu wucherten durcheinander. Bin ich denn damals ein Pflanzen suchender und Pflanzen bestimmender Apotheker gewesen? Ich denke, nein! Und doch sind alle die Blumen und Kräuter in meinem Gedächtnis haften geblieben. Es mag wie ein Traum gewesen sein, daß ich, und wärs eine Zehntelsekunde nur geschehen, das Friedensbild in mich auffog.

Als ich mit meiner Zeichnung und mit der Eintragung meiner Festsetzungen fertig geworden war, sah ich wie zufällig in die Höhe der majestätischen Esche. Über ihr im wolkenlosen Blau zog ein Geierflug. Er mochte Witterung haben : . . Die acht Kirchtürme, die von unsrer Sandburg erschaubar waren, gleißten im Abendsonnenschein. Nahm ich mich in diesem Augenblick als eine gemütliche dicke Kreuzspinne an, die mitten in ihrem Netze aufpaßt, so hätten meine Fäden den nächsten Anhalt gehabt im Süden an einer Wagenfabrik, im Norden an einem Schlößchen.

Als ich meinen Handriß in die Satteltasche geschoben hatte, sah ich mich nach meinen Ulanen um, um den Befehl zum Rückritt zu geben. Ein malerischer Anblick überraschte

mich: Unter einem Goldregenbusch, der trotz des Julitages, den wir heut durchlebten, noch in voller Blüte stand, unter diesem, dem einzigen Gesträuch bei dem Riesenbaume, hielt der Leutnant. Er bog sich lächelnd zu dem ihm seitwärts, etwas erhöht stehenden Mädchen hinunter und hielt ihre auf den Sattelknopf gelegten Hände mit den seinen gefangen. Auch sie lächelte zu ihm hinauf. Es war wie im tiefsten Frieden. Leider mußte ich die kleine Liebesszene unterbrechen: „Wenn es Ihnen recht ist, lieber Graf, so wollen wir aufbrechen."

Als wir unterwegs waren, mußte ich von dem jungen Offizier eine kleine Bosheit, wohl aus leichtem Ärger über meine Störung, einheimsen: ob nicht unser rasender Anritt mit den gefällten Lanzen auf Baum und Hügel ein ganz klein wenig Ähnlichkeit gehabt habe mit jenem Ansturm auf die Mühlen, wie ihn ein berühmter spanischer Roman erzähle.

Noch vor Dunkelheit erreichten wir die Doppelposten. Bald sprang ich von meiner Stute Gemma, die von meinem Burschen selbstverständlich Emma genannt wurde, und brachte dem Oberbefehlshaber Meldung und Handriß. Als ich mich zurückziehen zu dürfen bat, unterließ ich nicht zu sagen: „Erlauben Euer Exzellenz eine gehorsame Bemerkung, so wäre es die, daß ich den Baum morgen als den besten Standpunkt wählen würde, von wo aus die Schlacht zu leiten wäre." „So wäre es die, daß auch alte Exzellenzen schon diesen Gedanken gehabt haben," antwortete der General, mich leise verspöttelnd. Aber sein gutmütiges, liebenswürdiges Lächeln scheuchte schnell eine starke Röte zurück, die meine Wangen wegen meiner ein wenig fürwitzigen Worte überströmen wollte.

Bald kam die Nacht, und mit ihr zog der Vollmond über den lichten Himmel. Aber es war keine Nacht. Abend und Morgen, nur durch kurze Sommerstunden von einem keuschen Dämmerungsschleier geschützt, küßten sich die rosigen Lippen.

Zu drei Uhr morgens hatte der Oberbefehlshaber den An- und Aufmarsch befohlen. Um einen kurzen Schlummer zu

tun, hatte sich der hohe Offizier in den breit ausladenden Bauernsessel gelehnt. Indessen verlas der Chef des Stabes die Schlachtordnung für den folgenden Tag und ließ sie von etwa hundert herbeigeeilten Adjutanten durch ihre Bleistifte festhalten. Alle schrieben eifrig. Laternen, Windlichter und schnell hergerichtete Fackeln überhellten den dichtgedrängten Kreis der Scheunendiele. Der Oberst las langsam, jedes Wort messerscharf springen lassend, ohne Tonfall; und jedes Häkchen paßte in seinen Haken, und alles ging seinen Gang wie ein tadelloses Uhrwerk. Oft allerdings wurde der Vorsagende unterbrochen durch meldende Offiziere und Ordonnanzen, die den Eingang zur Scheune wie in einem Bienenkorbe, herein, hinaus, sich vorbeischiebend (ich möchte sagen: die Flügel schließend, die Flügel entfaltend), drängend, ausfüllten. Trat einer heran, dann hielt der Oberst inne, las den überreichten Zettel oder hörte die mündliche Meldung, um gleich wieder, ohne das nächstfolgende Wort in seinem Diktat verloren zu haben, in seinem Vortrag fortzufahren. Einmal befahl er mir, den General zu wecken, um eine Entscheidung einzuholen, die nicht in seinem Dienstkreis lag. Der Höchstkommandierende hatte angeordnet, ihn unter allen Umständen wach zu machen, wenn ein Ereignis von Belang eingetreten, ein Wichtiges vorgefallen sei. Ich trat sehr behutsam und sachte ein. Da ich ihn wecken mußte, hätte ich nur gleich besser mit Geräusch die Tür aufklinken sollen. Aber so sind wir Menschen oft. Und sogar auf Zehen schlich ich mich hin. Von der Lampe schwach beschienen, stützte er die Stirn in die Linke; der Ellenbogen ruhte auf der Stuhllehne. Er schlief. Ich wagte kaum, ihn zu rütteln. Aber Rücksichten galten jetzt nicht. So tickte ich vorsichtig mit dem Zeigefinger an seine Schulter: „Exzellenz haben befohlen" . . . Er stand auf der Stelle vor mir, sagte mit seinem lieben Lächeln: „Nun, was gibts?" und antwortete sofort und bestimmt und ohne zu zögern.

Um drei Uhr setzten wir uns zu Pferde. Ich ritt wieder meine kleine hannoversche Stute Gemma-Emma. Sie war

eine tüchtige Springerin, hatte flotte Gänge und konnte, das wußte ich, viel Ausdauer zeigen.

Als der Chef des Stabes den Fuß in den Bügel stellte, riß dieser. Nie werde ich die kalten, höhnischen, wohlgesetzten, langsam gesprochnen Drohworte vergessen, die er seinem blaß gewordnen Reitknechte sagte. Tausend noch einmal: ein paar feste Scheltausdrücke, ein Ohrenzupfen, und der gutmütige Bauernjunge, der sonst so stramm stets auf seine „Sachen" paßt, wäre genug bestraft; und es wäre nicht wieder vorgekommen. Dem General, der die Szene hatte anhören müssen, war es augenscheinlich peinlich; er trieb seinen Braunen an.

Und wir bewegten uns in den Tanz hinein. Bis zur Unausstehlichkeit kamen mir in dieser Minute die Kommandos aus dem Kontre in den Sinn, und ich wiederholte fortwährend bei mir:

En avant deux,
Chaîne des cavaliers
Balancez,
Demi-chaîne anglaise,
Traversez,
Chassez croisez,
Toutes les dames traversez, le cavalier au milieu,
Retraversez,
Balancez, en ligne à quatre,
Demi-ronde à gauche . . .

Unerträglich. Endlich befreite mich der dicke Husarenmajor. Fröhlich, lustig wie immer, kalauerte, witzelte er, kitzelte seinen Gaul hinter den Ohren, erzählte mir, daß er diese Nacht eine Stunde „brillant" geschlafen habe auf zwei Koffern des Herrn Korpsauditeurs. Dann bot er mir eine dunkle Flasche an, die er seiner Satteltasche entnommen hatte. „Ich setzt ihn an," aber ich kriegte keinen Tropfen zu fassen. Sie war leer. Der Major, der solche Scherze liebte, lachte und schlug sich vor Vergnügen den Schenkel. Was half da böse Miene machen. Und gleich darauf, das kannten

wir alle, entwickelte der frohsinnige Husar ein andres Fläschchen, das den besten Nordhäuser enthielt. Strafe muß sein, und ich nahm einen langen, tüchtigen, gewaltigen Schluck, „daß euch die Tränen aus den Fingerspitzen sickern," wie mein alter, prächtiger Sergeant Cziczan zu wettern pflegte, wenn er uns „Griffe" üben ließ.

Der Oberbefehlshaber hatte am Schlusse seiner Schlachtordnung bestimmt: Meldungen treffen mich, wenn Umstände nicht andern Standort erheischen, bis 7 Uhr früh auf Feldwache Nummer 13.

Dorthin trabten wir los.

Wir hielten da, wo wir von dem Doppelposten aus L'arbre zuerst gesehen hatten.

Und Alles war im Anmarsch.

Selbst als sich die Feldwachen hatten aufnehmen lassen, blieben wir, wie der General befohlen, noch an der genannten Stelle.

Der Tanz begann: En avant deux.

* * *

Einzelne Schüsse fallen Tag und Nacht, wenn sich zwei große Armeen dicht gegenüber stehen und sich Guten Morgen sagen wollen, von Patrouillen, einsamen Posten. Bald ballerts hier, bald ballerts dort; oft aus weiter Entfernung.

Die Zeit zeigte 5 Uhr 37 Minuten früh, als das erste scharfe Geknatter hörbar wurde. Im Umsehen war es heftiger. Geschützschläge prasselten schon dazwischen. Wir saßen alle, mit vorgehaltnen Krimstechern, mit Halblinks in den Sätteln und schauten nach Südwesten, wo sich die Fabrik in weißen Dampf hüllte. Wir sahen auch jene dicken, graugelben, langsam aufsteigenden, sich langsam verziehenden Wölkchen, die von den einschlagenden Granaten, wenn sie den Sand aufgewühlt hatten, herrührten. Ich setzte mein Glas ab und prüfte noch einmal mit Augen und Hand Bügel, Gurten und Riemenzeug: wußte ich doch, daß ich mich bald zum Reiten fertig halten mußte. Auch flüsterte

ich meiner Stute zu: „Alte, aufgepaßt jetzt! Nimm dich zusammen!“

In des Generals Gesicht ging eine leise Veränderung vor: der freundliche Zug um den Mund verlor sich, die Lippen schlossen sich mehr und mehr. Seine Hand glitt dreimal, viermal, gegen seine Gewohnheit, schnell über die Mähne. Er riß seinen Braunen ziemlich unsanft empor, als dieser sich an dem vorgestreckten rechten Vorderbein mit den Zähnen rieb. Der Oberst hielt regungslos: er rechnete. „Passen Sie auf, jetzt zieht er gleich seinen Taschenzirkel heraus. Die Logarithmentafeln werden folgen,“ zischelte mir der Major ins Ohr. Hinter uns wartete Graf Kjerkewanden mit seinen Ulanen.

Das Gefecht schien an der Nagelfabrik zum Stehen gekommen. Augenscheinlich war sie stark besetzt. Immer bissiger und lauter kämpften dort zwei Doggen.

Der Oberbefehlshaber rief mich: „Reiten Sie zur Fabrik und bringen mir, ich bitte volle Gangart, Bericht.“

„Sehr wohl, Exzellenz.“

Während ich wegritt, hörte ich plötzlich auch lebhaftes Gewehrfeuer im Nordwesten, am Schlößchen.

Ich tat einen langgezogenen grellen Pfiff. Meine Stute kannte ihn: und während ich mich ein wenig vorbog, griff sie aus, daß in immer kürzeren Pausen der Huf die Erde berührte. O Reiterlust! O Männertag!

Grad war von uns die Fabrik genommen, als ich eintraf. Ich fragte nach dem hier Kommandierenden. Ein hagerer General wurde mir gewiesen. Ich ritt auf ihn zu. Er trug im linken Auge das Einglas. Die Wange, hierdurch etwas verschoben, gab dem Gesicht etwas Lächelndes. Aber, o Wetter! wie sollte ich mich irren. Er „fuhrwerkte“ umher wie nichts Gutes; gab mir aber doch, als ich den Befehl des Oberbefehlshabers vorbrachte, eine ruhige Antwort. Noch während seiner Auseinandersetzung griff der Feind mit verstärkten Massen wieder an. Der General und ich sahen uns mitten im Getümmel. Und wies kam: ja,

Gott weiß, wie sich so etwas ereignet im Gewühl einer großen Schlacht: der General und ich befanden uns mit den verteidigenden Bataillonen im großen, hohen Hauptgebäude. Ich hatte mein Pferd mit hereinziehen können. Wir waren gänzlich umzingelt. Niemals werde ich den Höllenlärm, das furchtbare Getöse vergessen. Die feindlichen Granaten schlugen, über die Köpfe der Stürmenden weg, unaufhörlich, unabgebrochen in die Fabrik. Zuweilen platzten sie auf den viele Zentner schweren Ambossen: welch ein Rumor! Das Geschützfeuer verstummte plötzlich. Die Franzosen setzten zur letzten Anstrengung an. Aus den verrammelten Türen, aus den Fenstern, aus den rasch gebrochenen Schießscharten, aus dem durchlöcherten Dache sandte unsre Infanterie ein rasendes Schnellfeuer. Da, im letzten, verhängnisvollsten Augenblick, kam uns Hilfe. Wir konnten wieder aus der Fabrik hinaus. Der Feind wurde abermals geworfen. Meine Stute und ich waren nicht vom kleinsten Granatsplitter belästigt worden. Nun konnte ich wieder zum Oberbefehlshaber zurück mit meiner frohen Botschaft. Aber noch saß ich im Knäuel. Es kostete mir Mühe, mein Pferd durch die Vorwärtsdringenden zu zwängen. Ich sah, wie der General, dem der Gaul gefallen war, nach seiner Brust griff und sank. Er ließ auch in dieser schmerzlichen Minute den Kneifer nicht abschnellen. Ein junger, blonder Adjutant kam mit wehendem Backenbart von irgend woher herangeflogen; er suchte, suchte . . . will sein Pferd anhalten . . . da läßt er den Zügel fahren, wirft beide Arme hoch in die Luft, schwankt zweimal hin und her wie ein allmählich frei werdender Ballon und stürzt dann jählings zur Erde. Aber ich habe jetzt wahrlich keine Zeit, Beobachtungen zu machen. Über tausend Hindernisse muß ich weg, über Rohre und Räder, Eisen und Axen, Helme und Hufe, Tornister und Nüstern. Einmal bin ich wie verfitzt in einem Schießbedarfswagenzug. Ich fluche und schelte wie ein Bürstenbinder, um wieder Luft zu kriegen. „Welcher Hundsfott schreit denn da so," hör ich eine grobe, tiefe Stimme. Aber

schon hab ich mich gelöst aus dem Tohuwabohu und jage auf den Höchstkommandierenden zu, auf der letzten Strecke die Zügel in jene mahlende, kochtopfrührende Bewegung setzend wie oft beim Wettrennen.

Ich machte meine Meldung und bestieg dann mein zweites Pferd. Die Gemma-Emma dampfte wie in einem Schwitzbade . . .

Und abermals richtete sich unsre ganze Aufmerksamkeit auf die Nagelfabrik, die wieder umstritten wurde. Fort und fort warf der Feind frische Truppen dorthin. Der Oberbefehlshaber sandte einen Adjutanten an die in Reserve stehende 192. Infanterie-Division, daß sie unverzüglich dahin abrücke, um endlich Luft zu schaffen.

Auch am Schlößchen schien kein Fuß breit gewonnen zu sein. Der Feind hielt es zähe in seinen Fingern. Der General sandte mich zur Berichterstattung hin, mir die Weisung gebend, nach dem „Baume" den Rückweg zu nehmen, wohin er sich jetzt begeben wolle. Mehr und mehr hatte es den Anschein, als wenn Freund und Feind, wie durch eine übernatürliche Kraft gezwungen, diesen Baum als Richtungspunkt betrachteten. Namentlich zogen, wenn auch noch in meilenweiter Entfernung, große Reitermassen hüben und drüben drauf zu.

Am Schlößchen ging es bunt her. Wie zwei aufeinandergegangne wütende Messerhelden rangen die beiden Gegner. Ein kleiner General mit goldner Brille und ganz kurz geschornen schneeweißen Haaren führte hier und suchte den Feind auf alle mögliche Weise zu verdrängen. Als ich ihn traf, riß sein Pferd mit hochgestrecktem Hals an einem Buchenzweig. In stark ausgeprägtem thüringischen Dialekt zog er den Zügel nervös zurück mit den Worten: „Ei, tu Luter." Mich sprudelte er heftig an, als ich ihm meinen Auftrag kundgab: Er sende alle halbe Stunde über den Weitergang des Gefechtes Bericht an Seine Exzellenz. Und als wenn er plötzlich höchst ärgerlich geworden sei, rief er: „Ei, da wolln mer doch ämal de Lutersch an'n Kopp nähm'."

Damit sprengte er auf einen Fahnenträger zu, entriß ihm das heilige Zeichen und schwenkte es hoch hin und her. Alle Trommeln und Hörner ließ er zum Angriff schlagen und blasen und ging so zum letzten Sturm über. Ich blieb an seiner Seite, um Gewißheit über den Ausgang zu erlangen. Kein Blei traf uns oder unsre Pferde. Und umflattert von der Fahne, die der tollkühne kleine General noch immer im steten Vorwärts über seinem Haupt hin und her schwang, ritt ich in den Höllenrachen hinein.

Da machte es sich, daß ich mit meiner alten Kompagnie zusammenstieß. Sie empfing mich mit Hurra. Ein Sergeant sprang an mich heran und gab mir Kunde (während ich mich zu ihm hinunter bog, und er atemlos die Stirn zu mir hob), daß der Oberleutnant, der Führer, eben gefallen sei. Ich zog meinen Säbel. Und da ich doch erst den Ausgang abwarten mußte über unsre Lage, so war es gleichgültig, ob ich im allgemeinen Treiben mitschwamm oder meine mir bekannten Leute zum Siege führte. Der Oberbefehlshaber würde mir Recht geben, wenn ich ihm später die Sachlage aufklärte.

Bei solchem „letzten" Sturm, bei solcher „letzten" Zusammenraffung aller seelischen und körperlichen Kräfte, scheint jeder taktische Verband gelöst. In allen deutschen Soldaten, ob sie Vorgesetzte sind, ob nicht, ist nur der eine Wille, der eine Gedanke: der Feind muß unter die Füße!

Und Alles ist durcheinander. Mit meiner Kompagnie haben sich Mannschaften fremder Truppenteile gemengt. Wie sie dahingekommen sind, sie wissens nicht. Neben mir rechts stürmt ein junger Offizier mit einem Knabengesicht, den ich nie vorher gesehen habe; er ist von einem andern Regiment. Seine Augen glühen, sind aufgerissen. Er stößt, weit vorgebeugt, fortwährend mit dem Säbel nach vorn; seine Linke zeigt gleichfalls, der Zeigefinger, mit unaufhörlichen Stößen vorwärts. So zieht er wie ein Racheengel in den Schlund. Links, mit gleichem Taktschlag, nicht schneller, nicht langsamer werdend, hat sich mir mein Trommler Franke zugesellt. Zu-

weilen sieht er mir ins Gesicht. Sonst kümmert er sich um nichts; er trommelt, trommelt, trommelt ohne Ende, ohne stärker, schwächer, langsamer, schneller zu werden ... Vorwärts! Nur vorwärts! ... Ein einziges, brüllendes, gleichsam die ganze Erde umfassendes Hurrageschrei ist der Schluß. Wir sind am Ziel. Wo? Ich ahn es nicht. An einer Gartenmauer, im Park, auf Rosenbeeten, in Gebüschen, an einem Lusthäuschen ... Mann gegen Mann ... Degen und Flinten und Kolben und Revolver, Fäuste und Zähne, Fleisch in Fleisch ...

Auf einem Teiche, den wir umlaufen, durchwaten, durchschwimmen, rudert, dessen entsinne ich mich genau, ein geängsteter Schwan mit geblähten Fügeln. Ein Musketier greift nach ihm im Sinken als Stütze. Er schlägt mit den eisernen Fittichen; das weiße Gefieder ist schon rot gefleckt ... Durch! Vorwärts! ... Wir sind auf der andern Seite des Gartens ... Neben mir, auf einer Anhöhe, arbeitet sich eine Batterie hinauf. Einzelne Pferde fallen, verschlingen sich im Sturz mit andern. Die Mannschaften helfen den Rädern nach, greifen in die Speichen, reißen das Geschütz von den Protzen, wenden, schieben, drängen ... Es gelingt! In diesem Augenblick schießt der Hauptmann Purzelbaum vom Pferde. Sofort schreit der älteste Leutnant: „Die Batterie hört auf mein Kom —" — „mando" mußte er verschlucken, denn ihn verschluckte der Tod ... Die Blutarbeit ist geschehen. Die Franzosen ziehen sich zurück. Ich muß zu meiner Exzellenz. Neben dem brennenden Schlosse treff ich den kleinen General mit der goldnen Brille und den kurzgeschornen schneeweißen Haaren. Er schreit mir zu: „De Lutersch habn mer" ...

Ich ritt auf den Baum zu, um dem Oberbefehlshaber zu melden. Dort auch fand ich ihn.

Das ganze Gefolge hielt im Schatten unter dem riesengroßen Eschenbaum. Das Höhlenhäuschen, das Wiesenstückchen mit den mancherlei Kräutern und Blumen, der ganze kleine Fleck Erde lag so frisch, so unberührt, so fried-

lich. Kein Huf, keine Sohle hatte ihn heute noch betreten. Der General, als ich ankam, sprach gütig und freundlich mit dem Mädchen, das wieder wie gestern das Kindchen an der Hand führte. Sie schielte aber, während sie den Worten des Oberbefehlshabers scheinbar Gehör schenkte, nach dem Grafen mit seinem goldblitzenden Kragen hin. Auch der Hundertjährige humpelte, wie gestern, seelenvergnügt mit fröhlich-blödsinnigem Lächeln, die zahnlosen Kiefer reibend, als kaue er Brot, zwischen uns umher.

Seit Beginn des Gefechtes hatten sich Aller Augen auf den Baum gerichtet. Dahin schien Alles zuströmen zu wollen. In Einzelraufereien aufgelöst, fochten die Truppenkörper in größeren oder kleineren Verbänden ihren Schlachttag für sich durch.

Nur die feindliche Reiterei, die sich schon seit Stunden drohend gezeigt hatte, drängte jetzt näher heran. Jedenfalls wollte sie sich ihrem an allen Punkten geworfnen Fußvolk beizustehen anschicken. Der scharfe Blick des Höchstkommandierenden hatte längst erkannt, daß ein Durchbruchsversuch gemacht werden sollte. Er hatte deshalb vier Kavallerie-Brigaden zusammenziehen lassen. Diese mächtige Masse rückte nun heran, und nach aller Wahrscheinlichkeit mußte am „Baum“, auf der weiten Ebene um diesen, der Entscheidungsschlag des Tages geschehen.

Von allen Seiten flogen Adjutanten und Ordonnanzen zu uns, auf deren freudestrahlenden Gesichtern schon von weitem zu lesen war, daß der Feind überall den Rücken zeige.

Nur einmal noch versuchte er es, mit seinen Reiterwolken den Sieg an seine Fahnen zu fesseln.

Es war fünf Uhr nachmittags, als mir der Husarenmajor zuflüsterte: „Wollen Sie gefälligst in den Himmel schauen. Da haben sich Vater Abraham, Moses und die Propheten, der heilige Antonius, Petrus und die Apostel, Sem, Ham und Japhet und die Erzengel auf den vordersten Plätzen

postiert, um einem der größten Reitersträuße, die jemals ausgefochten wurden, zuzusehen."

„Aber, Herr Major," erwiderte ich, „Ihre Phantasie —"

Er fiel mir lachend in die Rede: „Übrigens, daß wir hier so sorglos halten. In nicht zehn Minuten sind wir mitten drin. Und ich glaube fast, die Franzosen sind uns näher. Nun, der General muß es wissen."

Wir. sahen, wie sich von den feindlichen Mähnen rechts und links, gleich kleinen Zügen aus einem unermeßlich zahlreichen Vogelschwarm, der sich grad auf uns zu bewegte, Abteilungen lösten, um sich auf unsre Infanterie zu werfen, die sich aus der Fabrik und aus dem Schlößchen endlich vorwärts entwickelte.

Immer näher rückten sich die beiden sich beständig schwach verschiebenden Linien. Ein grandioserer*) Anblick ist mir nie geworden. Jedes Künstlerherz hätte aufschreien müssen vor Entzücken:

Hinter den beiden gewaltigen Geschwadern hob sich und zog mit ihnen eine große graugelbe Staubwolke. Ein wenig bog sie sich, wie ein nach vorn stehender Helmbusch, muschelartig, über die Centauren. Sie diente all dem blitzenden, glitzernden, funkelnden, flüssigen, fließenden Gold und Silber, Eisen und Stahl, den roten, weißen, blauen, gelben, allen möglichen Farben, die sie vor sich herschob im blendenden Sonnenlicht, als Hintergrund, als eintönige Wand.

Während von den französischen Schwadronen her die lustigsten Märsche unser Ohr deutlicher und deutlicher trafen, klangen von unsrer Kavallerie nur Signale zu uns, jene Signale, die eine Welt von Poesie in sich bergen.

Zu verstecken war auf beiden Seiten nichts mehr; heranziehen, ohne erkannt zu werden, ließ die große, ebene Fläche

---

*) Ich muß das Fremdwort hier zu meinem Bedauern behalten; „großartig" deckt den Begriff nicht ganz.

für solche Massen nicht zu. Deshalb tönten überall Musik, Signale, laute Kommandos.

Und immer näher rückten die Geschwader aufeinander los. Während uns in der Entfernung Halbrechts- und Halblinks-Wendungen und die Schwenkungen wie Blitze ins Auge schossen, konnten wir jetzt schon die Wendungen und Schwenkungen, als Roß und Reiter, deutlich erkennen.

Und immer näher rückten sich die Geschwader. Verworrenes Wiehern, Schnauben, Klirren, Prusten ging über in Einzeltöne. Mann und Tiere traten geformter heraus aus dem Ganzen. Just, während ich erstarrt saß vor Freude über die Pracht, die sich mir bot, fielen mir, wie war denn das denkbar in dieser Minute, Hiobs wundervolle Verse ein:

Das Roß stampfet auf den Boden, und ist freudig mit Kraft, und zieh aus den Geharnischten entgegen.
Es spottet der Furcht, und erschrickt nicht, und fliehet vor dem Schwert nicht.
Wenn gleich wider dasselbe klinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanze.
Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompete Hall.
Wenn die Trompete hell klinget, spricht es: Hui! und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen.

Nun sind sie sich ganz nahe. Und zwanzig Tausend frische, blühende, kraftvolle Männer setzen sich zum wütenden Anprall noch einmal wurzelzäh in den Sattel.

Trr—a—a—b.
Galopp!
Und dann die Fanfare!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der General und wir hatten während dieser kurzen Zeit völlig ruhig unter der Esche gehalten. Da ruft der Oberbefehlshaber: „Ziehen, meine Herren!“ Und die Pallasche, die Degen, die Säbel flogen, wie befreite, mord- und luftlustige Falken, aus den Scheiden.

Die Franzosen näherten sich eher dem Hügel, dem Baume, als die Unsrigen.

Unverzüglich stürzte sich mit seinen paar Ulanen Graf Kjerkewanden in die tausendfache Überzahl . . .

Aus dem Teifun, im Mittelpunkt des Teifuns, des Erde und Luft vermischenden Wirbels, worin ich mich befand, wo jeder für sich kämpft, weiß ich mich kaum einer Einzelheit zu entsinnen. Ich war im letzten Augenblick an den General herangesprengt, um ihm nahe zu sein, ihn zu schützen nach Kräften . . .

Die wilde, fliegende, zerzauste, nach beiden Halsseiten übervolle, hellgelbe Mähne eines dunkelfuchsigen Berberhengstes, der mit den Vorderhufen den Kopf des Pferdes meines Generals schlägt . . . Das Gewoge der Schwerter . . . Silberne Blinkeräxte aus einem schwarzen, unruhigen, kurzwelligen Blutsee tauchend . . . Kreise . . . Einmal seh ich den Chef des Stabes. Mit meisterhafter Geschicklichkeit weiß er sein Pferd auf der Stelle zu wenden, sich zu drehen. Er verteidigt sich mit dem Revolver, jedesmal erst ruhig zielend . . . Einer reißt mich nach hinten; mein Kopf, helmlos geworden, liegt auf der Kruppe meines Pferdes, dicht über meiner Stirn ein schwarzes Gesicht, große weiße Augen, heißer Atem, Schellen, kleine gelbe Flitterhalbmonde, purpurne Troddeln . . . Ein hochgehobner Arm mit dem Flammenschwerte des heiligen Michael will auf mich niedersausen; nein, er sinkt lahm. Die leere Nordhäuserflasche des sich im Tumult in einiger Entfernung hauenden Majors, der den Todeshieb auf mich hatte ausholen sehen, schoß dem wüsten Afrikaner aufs Nasenbein . . . Hurra, hurra . . . Der Feind zeigt die Schwänze seiner Gäule . . .

Der General und wir, sein Stab, während die Verfolgung bis zum letzten Pust weitergeht, sammeln uns. Keiner ist ernstlich verwundet. Nur den Grafen vermissen wir. Doch fand ich nicht Zeit, nach ihm zu suchen. „Einstecken, meine Herren!“ befahl der Oberbefehlshaber, und die grimmigen Falken fliegen wieder zurück in ihre Käfige.

Wir setzten uns zum Vorritt in kurzen Backäppelgalopp. Einen Blick werfe ich zurück auf Baum und Hügel. Zertreten ist Alles . . .

Der Tag ist unser!

Es lebe der König!

• • •

Als ich um Mitternacht den Befehl erhielt, einen weit zurückstehenden Truppenteil heranzuholen, ritt ich quer über das große Sandfeld, wo die Reiterschlacht getobt hatte. Ich nahm meinen Weg nach dem Richtungspunkt, denn so wurde von nun an der Punkt genannt, obgleich er als solcher nur der Reiterei gedient hatte. Der Baum war in der hellen Nacht schon von fern zu erkennen. Wie stumm und tot lag das Plätzchen. Weit ins Feld hinein fiel der Schatten der großen Esche, die regungslos in der schönen Sommernacht schlief. Alles Leben hatte hier geendet. Mit den Füßen unter einem gefallnen Dragonerpferd, das die Beine in den Himmel streckte, lag das kleine vier- fünfjährige Kind erdrückt, erschlagen, zerstampft. Die blonden Härchen umzirkelte wie ein Heiligenschein, im milden Sternenlicht glänzend, eine Blutlache. Unter dem blühenden Goldregenbusch, dessen Trauben der volle Mond durchschimmerte, streckte sich Graf Kjerkewanden. Ein Stich ins Herz hatte ihn den glücklichen, beneidenswerten Tod finden lassen, den Tod für seinen König und für sein Vaterland. Sein Haupt lag im Schoß des jungen Mädchens, das ein Schuß getötet hatte. Ehe sie die tödliche Brustwunde empfangen, oder vielleicht schon mit dem Tod im Herzen, mußte sie die Leiche des Ulanenoffiziers hierher getragen oder gezogen haben. Wahrscheinlich war er in unmittelbarer Nähe des Baumes, als er sich für uns ins Getümmel warf, gesunken. Und hatte er gestern auf dem Sattelknopf ihre Hände gefangen gehalten, so hielt, wenn auch im Tode, heute sie die seinen umspannt. Die braunen, asiatischen Augen des Grafen

schauten, gebrochen, zu ihr auf. Ihr Hinterkopf lehnte, ein wenig nach rechts verschoben, an den Stamm . . .

Von fern herüber tönte Siegessang . . .

Und all das frische, gesunde, junge Blut, das hier langsam, langsam in die Erde sickerte! Und zwischen den Erschlagnen humpelte als einzig Atmender der Hundertjährige umher mit seinem freundlich-blödsinnigen Lächeln, mit den zahnlosen Kiefern die reibende, mahlende Bewegung machend.

Das Wärterhäuschen.

Als ich zur Kundschaft in Begleitung von sechs Ulanen weggeritten war, hatte ich beim Austritt aus einem Gehölz, an dessen jenseitigem Rande, plötzlich in geringer Entfernung eine Schienenlinie vor mir gesehen. Wohl war es mir aus meinen Karten bekannt, daß in der Nähe die Eisenbahn von Beauchamps nach Telfort liege. Und der Hauptzweck meines Rittes war auch der, diesen Strang zu suchen und ihn näher zu betrachten. Besonders war mir von meinem General der Auftrag geworden, genauer zu erforschen, ob Bahnkörper und Telegraph zerstört seien oder nicht; ob hinter dem Wall der Feind Verteidigungsmaßregeln getroffen, und im Nichtfall, ob es sich lohne, dort vor Beginn des morgen zu erwartenden Gefechtes durch flüchtige Verschanzungen die gegebene Lage zu verstärken.

Ich war daher rasch entschlossen, hinzusprengen. Meine Ulanen ließ ich zurück. Mit gespanntem Revolver galoppierte ich drauf los. Kein Schuß empfing mich. Auch, als ich auf den Damm hinaufkletterte, wie ich mit Recht auf meinem kleinen behenden, ausdauernden Pferde sagen konnte, sah ich in unmittelbarer Nähe nichts vom Feinde. Nur in der Entfernung einer Meile etwa — aber das war uns allen bekannt — bemerkte ich die gegnerischen Vorposten. Von einer Schleichpatrouille, deren Standpunkt ich nicht genau entdecken konnte, fielen Schüsse auf mich. Die Kugeln zischten mir in großer Nähe vorbei. Ich nahm artig meinen Helm ab, grüßte, ihn schwenkend, zwei- dreimal hinüber und „kletterte" wieder hinunter. Aber unten, nun gedeckt, hielt ich an und winkte meine Ulanen heran. Bald waren sie zur Stelle. Dem einen mein Pferd übergebend, ging ich, wieder allein, vorsichtig drei Minuten weiter, immer die Innenseite des Bahnkörpers benutzend. Nun hatte ich mein Ziel erreicht, ein Wärterhäuschen, das ich vorhin entdeckt hatte.

Dieses Wärterhäuschen stand an einem Übergang. Fünf,

sechs hier zusammenstoßende Telegraphenpfähle, Signalvorrichtungen, rote und grüne Laternen mit ihren Blendungen und Verschiebungen auf hohen Stangen waren hier zu sehen. Dann auf jeder Seite zwei durch eine Kurbel zu schließende und zu öffnende Wegschranken.

In der Bude selbst, die aus vier Räumen: einer Küche, zwei Familienzimmern und dem kleinen Raum für den Wächter bestand, fand sich im Raume des Wächters eine nach unten gekehrte glockenartige Metallschüssel, in der Höhe des Gemachs angebracht, an die im gegebenen Fall ein Hammer anschlug: das Läutwerk. Kurz, es zeigten sich jene Einrichtungen, die wir alle schon an oder in Wärterhäuschen beobachtet haben.

Der Aufseher, ein hart blickender, noch junger Mann, antwortete mir mürrisch und immer erst nach einiger Überlegung. Augenscheinlich belog er mich stark. Dies blieb mir ziemlich gleichgültig, da ich über Zahl und Stellung gut unterrichtet war.

Außer dem Befragten saß in einem der Zimmer seine junge Ehefrau. Sie hatte ein Kind an der Brust. Ängstlich, und doch in dieser Minute ihr Mutterglück nicht verbergend, forschte sie in meinen Zügen.

Ich hatte genug gesehen und ritt zu meinem General zurück. Als ich ihm Meldung und ausführlichen Bericht gebracht hatte, beschloß er: schnell zwei aus Husaren und aufgesessenen Pionieren bestehende Abteilungen nach Norden und Süden hin — in dieser Richtung lief die Linie — zu senden, um den Bahnkörper zu zerstören. Eine dritte, ebenfalls aus Husaren und hinter diesen aufgesessenen Pionieren zu bildende Abteilung sollte, unter meiner Führung, sofort an den Teil des Schienenstranges geschickt werden, von wo ich hergekommen war, um diesen durch rasch aufgeworfne Erdverschanzungen zu befestigen. Ich machte, es war über Mitternacht hinaus, auf die Entfernung aufmerksam. Doch der General wiederholte nur seinen Befehl; und so ritten

die Abteilungen, die mittelste unter meinem Kommando, schon nach einer Viertelstunde ab.

Als wir um drei Uhr morgens — wir waren im September und hatten deshalb, bei schon untergegangenem Monde, noch dunkle Nacht — an Ort und Stelle anlangten, wurden wir von einem wütenden Feuer empfangen. Der Feind, dem sicher meine Auskundschaft gemeldet worden, war an die Schienen mit starken Vortruppen herangerückt und hatte sich dort eingenistet.

Obgleich viel zu schwach, den Platz zu erzwingen, tat ich doch, was jeder deutsche Offizier in meiner Lage tut: ich zog meinen Säbel und preschte mit meinen Leuten zum Angriff vor. Vergebens! Gleich zu Anfang stürzte ich mit meinem erschossenen Pferde. Die Hälfte meiner Mannschaft fiel. Feindliche Infanterie drang in dicken Haufen vor. Ich warf mich auf einen ledigen Gaul und schrie: „Vorwärts, Vorwärts!" . . . Vergebens. Mit einem leichten Schrammschuß am linken Arm, mit meinem sehr gelichteten Kommando traf ich wieder beim General ein, um ihm Bericht zu geben. Er befahl nun den sofortigen Anmarsch, um durch einen gewaltsamen Vorstoß auf alle Fälle die wichtige Bahnlinie in die Hände zu bekommen.

Auch die beiden nach Norden und Süden entsandten Abteilungen hatten, durch große Übermacht überrascht, zurückgehen müssen.

* * *

Gegen fünf Uhr rückten wir ab. Noch hatte die Dämmerung dem Tag nicht erlaubt, sein großes Lichtauge aufzuschlagen. Bald aber siegte er. Es war ein windiger, doch warmer Herbstmorgen. Gleichmäßig bedeckte ein einziges Grau den ganzen Himmel.

Unsre Vorhut — die Feldwachen, die Vorposten überhaupt, hatten den Befehl erhalten, sich nicht vom Gros aufnehmen zu lassen, sondern ohne Verzug vorzugehen — stand bald in ihrer ganzen Ausdehnung an der Bahnlinie im Feuer.

Doch sie erreichte nichts. Sie mußte unsre Massen abwarten. Durch unsre Krimstecher konnten wir von einer Höhe aus den Kampf verfolgen. Deutlich bemerkte ich, wie in schnellster Gangart feindliche Batterieen und Reiterregimenter ihren Kameraden zu Hilfe eilten. Augenscheinlich mußte der Bahnkörper zum Brennpunkt des Tages werden. Der General trieb deshalb zur möglichsten Beschleunigung an. Und in der Tat: wir waren bald „heran“, so schnell heran, daß der Feind, wie es offenbar in seiner Absicht gelegen hatte, nicht mehr wagte, uns über den Schienenstrang hinaus anzugreifen. Das Gefecht war zum Stehen gekommen. Von beiden Seiten — unsre Truppenkörper mochten hüben und drüben je ein Armeekorps bilden — wurde zäh festgehalten, was zu halten war. Als wir einigemal unter starken Verlusten versucht hatten, den Gegner aus seiner Stellung zu vertreiben, ging das Feuern in Schnellfeuer, in einen Feuerregen über.

Ich entsinne mich aus diesen schweren Stunden einiger Einzelheiten.

Bald hierhin, bald dorthin von meinem so klugen und ruhigen wie energischen General gesandt, suchte ich einmal den Obersten eines Infanterie-Regiments, um diesem den Befehl zu bringen, durch eine Umgehung nach Norden hin zu versuchen, dem Feinde in die Flanke zu kommen. Das ganze, in Reserve stehende Regiment, das Schutz und Deckung in einem Tannenhölzchen gefunden hatte, stand dort, der Enge wegen, in Bataillonskolonnen hintereinander, mit Gewehr ab. Der Oberst, einige Stabsoffiziere und Adjutanten hielten zu Pferde vor dem Wäldchen: der Aussicht wegen und um so schnell wie möglich bei der Hand zu sein, wenn ihnen Befehle geschickt würden. Als ich mich den Herren, ventre à terre, näherte, raste mir, unterwegs den Degen herausreißend, der Oberst schon entgegen. Grade als wir mit weit zurückgebogenen Oberkörpern, beim Zusammentreffen, unsre Gäule zum Stehen bringen wollten, platzte zwischen uns eine Granate. Sie hatte — sehr wunderlich sind oft

die Launen dieser unangenehmen Schwerenöter — im Vorbeifliegen den Kopf und ein Stück des Halses von dem Braunen des Regimentskommandeurs völlig abgerissen. An Kopf und Hals des Pferdes, hier den ersten Widerstand findend, war sie zersprungen. Aber außer dem sofort tot zusammenbrechenden Tiere waren weder der Oberst noch ich auch nur in der geringsten Weise verletzt. Der Oberst, der geschickt und rechtzeitig den Sattel verlassen hatte, stand schon, noch fast in der Staubwolke verschwunden, neben mir und hörte gelassen, indem er sich nur wie im gleichgültigen Nebenher mit dem Zeigefinger der Rechten etwas angesprungenen Sand wegknipste, meinem mir gewordnen Auftrag zu.

Ein andermal hatt ich den Befehl, in die vorderste, dichtest gekettete Schützenlinie zu reiten, um dort, ohne erst Zeit zu verlieren, den kommandierenden Offizier zu finden, die nächsten Hauptleute und Leutnants zu ersuchen, sprungweise vorzugehen. Das war, was man einen Todesritt nennt. Alle Offiziere waren zu Fuß dort; die meisten aus dem Grunde, weil ihnen die Pferde schon gefallen, die übrigen, um nicht sofort abgeschossen zu werden. „Dat mut hindör," wie wir Holsteiner sagen. Also ohne Besinnen (davon kann überhaupt, wenn der Befehl gegeben ist, nie die Rede sein) vorwärts! Es war ein grausiger Ritt; bis heute ist es mir völlig unerklärlich, wie ich ohne jede Verwundung, ja selbst ohne ein Loch, ohne einen Riß in meiner Uniform, und ohne daß selbst mein Fuchs gestreift wurde, „durch" gekommen bin. Ich also an den nächsten Offizier heran! Im Kürzernehmen meines Tempos rief ich ihm zu . . . und so zum zweiten, zum dritten . . . In den Ohren klingt mir noch das gellende Kommando der Offiziere, der Führer: „Auf! Marsch, Marsch! Hurra!" . . . Die Nebenzüge folgen. Alles ist in der Vorwärtsbewegung. Ich wende mein Pferd zum Zurückreiten; muß wenden, der raschen Gangart wegen, im Bogen. Aber der Bogen ist zu kurz: mein Pferd gleitet in einem Bluttümpel aus, ich stürze mit ihm ins Gras. Aber gleich sind wir beide wieder auf den Beinen. Neben mir,

über alle Maßen grauenhaft durch den Unterleib geschossen, liegt mit verzerrten Lippen, kurze, wie Wiehern klingende Schmerzenstöne ausstoßend, ein mir sehr lieber Freund. Es ist mein alter guter Kamerad aus der Garnison. Seine weitaufgerissenen Augen flehen mich um etwas an; seine Worte, die er sprechen will, sind ein Gurgeln. Er hebt den linken Arm schwach nach seinem Revolver, der ihm entfallen ist. Er sieht mich bittend-entsetzt an. O mein Gott, ich verstehe . . . Einen Augenblick kämpfe ich mit der größten Versuchung. Schon will ich die Waffe heben. Aber ich bücke mich nicht über sie, ich bücke mich über den Schwerverwundeten: „Bleib du im ewigen Leben, mein guter Kamerad" . . . und ich bin wieder im Sattel und jage zurück.

Und wieder bin ich unterwegs. Diesmal gilt als Ziel ein Dragonerregiment, das der General näher nach vorn haben will. Ich soll mit dem Regiment vorreiten, um den Punkt zu zeigen, wo es halten soll. Bald bin ich da und entledige mich meines Auftrags. Der Regimentskommandeur, von seinem Adjutanten und zwei Trompetern begleitet, galoppiert mit mir vor. An die Höhe, hinter der die Dragoner bleiben sollen, ist schwer heranzukommen. Eine ganze Batterie, die dort hinauf gesollt, ist dorthin gar nicht gelangt. Ein Platzregen von Granaten muß hier über sie niedergegangen sein. Es ist alles ein matschiger, ineinander gewühlter Haufen. Als das Dragonerregiment sich nähert, muß es sich, die Durchgangsstelle ist zu schmal, fast einzeln durchwinden. Dies langsame Vorrücken hat abermals eine feindliche Batterie bemerkt, und wieder geht ein Granatenplatzregen nieder. Aus den kleinen grauen Wölkchen entwickeln sich, wenn sie zerflossen sind, schreckliche Bilder von Verstümmelten, von zerfetzten Menschen und Pferden. Durch! wer durchkommt! Und ein Drittel des alten berühmten Regiments ist durch. Rasch sammeln sich die Schwadronen. Ein zweiter Adjutant des Generals ist zur Stelle: Das Regiment soll unverzüglich auf über den Damm vorgebrochne Infan-

terie losgehen. Und unverzüglich reiten die gelichteten Dragoner an. Sie gehen, fast vom Fleck aus, zur Attacke über und in die Vierecke und Knäuel hinein. Ich werde mit dem Strudel fortgerissen. Wir sind mitten in der Infanterie. Jeder haut auf Bajonette, vorgehaltene Kolben, Käppis, Schnurrbärte, Milchgesichter mit aller Lebenskraft ein. Die Standarte, hoch über dem tanzenden Gewoge sichtbar, fängt Lorbeerkränze auf, die ihr die Siegesgöttin lächelnd über die vergoldete Spitze wirft. Was nicht niedergeritten, niedergehauen wird, löst sich in Flucht auf. Ewigen Ruhm hat das herrliche Reiterregiment errungen . . . Ich melde mich wieder bei meinem General.

Nach diesem Angriff ließ der Oberbefehlshaber zum allgemeinen letzten Vorstoß blasen. Er gelingt! Wir haben den Eisenbahndamm. Als der General und ich durch den Übergang am Wärterhäuschen reiten wollen, fühl ich, aber ohne jeden Schmerz, als wenn mich einer ganz leicht mit der Handfläche geschlagen hätte, einen Ruck am linken Knie. Einige Schritte noch reit ich weiter, ohne etwas zu merken. Der General bietet mir eine Zigarette an. Es wird eine Wohltat sein nach den heißen Stunden. Ich will die Zündhölzer aus meiner Hosentasche nehmen. Es will nicht recht. Ei, was ist denn das! Plötzlich blitzt und leuchtet es mit tausend Feuerkugeln vor meinen Augen. Aber ich möchte mir die Zigarette anzünden. Wie denn, wer denn, ich selbst etwa? Das ist ja merkwürdig. Ich krabbele mit meiner linken Hand in der Mähne meines Pferdes umher. Ich schwanke, kann mich — zum Donner auch, was ist das — nicht mehr im Sattel halten . . . Räder um mich her, glühende Räder . . . Mir wird sehr leicht . . . Der Arm des Generals langt nach mir . . . Stärkstes Ohrensausen . . . Und ich erwache im Wärterhäuschen.

* * *

Ich erwachte. Wie lange hab ich geschlafen? Wie bin ich hierher gekommen? Wer hat mich hergebracht?

Mir ist sehr dumpf im Kopf. Meine Gedanken sind nicht ganz klar. Es ist das Gefühl, das der deutsche Mann kennt, das Gefühl des Katers. Wüst, wüst . . . Ich liege vollkommen ausgestreckt, ohne Kopfunterlage. Rechts und links von mir, hart an mich herangelegt, schlafen? zwei schwer verwundete Franzosen. Wir sind im Dienstraum des Wärters. Die Haustür, die unmittelbar in dies Zimmer geht, steht weit auf nach außen. Ich sehe nur den gleichgrauen Himmel. Gegen diesen hebt sich, wohl überm Pfosten losgerissen, eine im Winde schaukelnde Weinranke ab; an dieser sitzt ein einziges großes, grünes, fast durchsichtiges Blatt, das sich fortwährend dreht. Dieser Anblick vermehrt zuerst meinen Schwindel, dann aber beruhigt er mich: die grüne Farbe, von der grauen abgehoben, tut mir wohl.

Ich versuche den Kopf zu heben. Der ganze Raum ist angefüllt mit Toten, Sterbenden, Verwundeten. Alles ist dicht wie Heringe aneinander gerückt. Auf der rechten Schulter eines bewußtlosen, verwundeten Dragoners hockt eine schwarze Katze. Sie macht einen Buckel, als sie einen Hühnerhund erblickt, der sekundenlang, Luft einziehend, durch die Tür, wie suchend, ins Innere äugt. Durch die Tür höre ich draußen: „Nein, nein, nein, ich will nicht, Herr Stabsarzt." Eine andre Stimme, sicher die des Doktors: „So beruhigen Sie sich endlich. Ich will Ihnen doch helfen; Sie sehen doch" . . . Und die gleiche Stimme, wahrscheinlich zu einem Lazarettgehilfen, brüllend: „Zum Kuckuck auch, Ehmke, so packen Sie doch zu" . . . Dann gräßliche einzelne Schreie, drei-viermal hintereinander; dann Stille.

In der Ferne hörte ich das Gefecht. Ich hatte das köstliche Bewußtsein, daß der Feind geschlagen war.

Einmal erschienen im Rahmen der offnen Tür, sich scharf vom Himmel ausschneidend, drei preußische Lazarettgehilfen. Sie schienen sich ganz gemütlich zu unterhalten. Wollten sie sich etwa zu einem Skat niederlassen? Dieses heilige Nationalspiel nimmt der Deutsche, wie bekannt, in alle Lagen des Lebens mit . . . Die drei Lazarettgehilfen verschwanden.

Nur die Ranke mit dem schönen großen grünen Weinblatt schaukelte . . .

Weshalb bin ich denn eigentlich hier? Nun erst fällts mir ein: ich muß verwundet sein. Aber wo? Ich fühle nirgends einen Schmerz. Ich taste, taste, taste. Plötzlich bemerk ich, daß bei meinem linken Knie die Hand sehr warm wird. Ich ziehe sie weg; sie ist blutig über und über. Ich versuche, das Bein zu krümmen. Ein stechender Schmerz geht mir durch den Körper. Ich entsinne mich des leichten Schlages ans Knie. Dort also traf mich das Blei. Mühsam erlang ich mein Taschentuch. Mühsam richt ich mich ein wenig in die Höh. Mühsam, sehr mühsam, mach ich mir einen Notverband. Weiter konnt ich nicht. Die Sinne werden dunkler und dunkler. Das letzte Bild: Durch die Tür ein auffallend kleiner, zum Kriege eingezogner Oberstabsarzt. Er trägt einen kurzgehaltenen feuerroten Schnurrbart. Ich kenne den Herrn vom Stabe her; auch aus der Garnison war er mir erinnerlich. Er genießt als Arzt wie als Mensch eines ausgezeichneten Rufes.

Der kleine Oberstabsarzt hatte den Arm eines baumlangen jungen Unterarztes gefaßt wie in großer Ermüdung. Von seinen Augen aus geht ein freundlicher sanfter Zug. „Nun hier an die Arbeit, lieber Schmidt. An eine Pause dürfen wir nicht denken."

Ich verlor die Besinnung.

* * *

Als ich zum zweiten Mal erwachte, fand ich mich in der gleichen Lage wie vorhin. Aber ich fühlte mich erfrischt. Meinem Kopfe ist ein zusammengelegter Uniformrock untergelegt. Ich fühlte weder Schwindel noch Schmerzen. Ich konnte klar denken. Mein erster Blick fiel auf die noch immer sperrangelweit geöffnete Haustür. Ich sah wieder die Ranke und das schöne grüne Blatt schaukeln. Dann glitt mein Auge auf mein linkes Bein. Die Wunde war mit Bin-

den stramm umwickelt. Nur einige durch die Leinwand gedrungene Blutstropfen bemerkte ich.

Ich stellte weitere Beobachtungen im Zimmer an: Der Franzose links von mir war gestorben. Seinem Haupte war ein Tornister untergestellt. Aber dieser hatte sich durch irgend einen Umstand verschoben. Der Kopf, nach mir gewendet, war abgeglitten, nach hinten gefallen. Ich schaute in die gebrochnen Augen des Mannes, dicht, dicht neben mir. Der Mund stand groß geöffnet. Der linke Arm zeigte sich, erstarrt, im rechten Winkel erhoben; die Hand dieses Armes scharf gekrallt.

Rechts von mir, ebenso dicht wie meinen linken Nebenmann, fand ich einen französischen Gardekapitän. Aus dem blassen, länglichen Gesicht sahen mich groß, fragend zwei dunkelbraune Augen an. Ein schwarzer Henriquatre stand dem bleichen Gesicht gut. Dieser Franzose atmete noch. Nur die linke Hand, die er schwer auf die Brust drückte, als wolle er einen sprudelnden Quell aufhalten, verriet mir, daß ihn hier die Kugel erreicht hatte. Auch er war, wie die andern im Raum Anwesenden, verbunden. Trotzdem sickerte unaufhörlich Blut durch seine Finger.

Ich konnte meine Uhr aus der Tasche ziehen. Sie zeigte drei Minuten nach fünf nachmittags.

„Mein Kamerad,“ sagte leise zu mir der französische Kapitän. Ich wähnte, daß er die Zeit wissen wollte: ich drehte ihm die Uhr hin. Er lächelte, nickte schwach und schloß die Augen.

Ich sah mich, ein wenig mich aufstützend, nach allen Seiten um. Das Wärterhäuschen trug überall die Spuren eines hier heftig getobt habenden Kampfes. Gewehrkugeln waren in die Wände geschlagen oder hatten den Putz abgerissen. Vor dem Fenster hing ein halb heruntergezerrter, zerfetzter Vorhang. Möbel und Gerätschaften lagen, was davon weniges noch vorhanden war, in Trümmern. Vor meinen Füßen ruhte eine zerbrochne Lampe; nur der Zylinder war merkwürdigerweise heil geblieben. Unversehrt auch

hing unter der Decke das Läutwerk. Der elektrische Strom mußte jedenfalls durch Zerstörung während des Gefechtes aufgehört haben zu arbeiten, und doch immer klang es mir, als wenn der Hammer ganz feine Töne an der Metallglocke in Schwingung setzte: Bim, bim, bim . . . Das schien mir das einzige Geräusch, denn sonst war es still um mich. Im ganzen mochten wir zu zehn, zwölf beisammen hier sein. Von diesen schliefen aus Erschöpfung und Blutverlust die meisten, die andern waren Leichen. Es herrschte gleichsam eine Grabesstille, eine feierliche Stille. Von außen, außer dem Schießen aus großer Entfernung, kam kein Klang. Die Insassen des Häuschens blieben verschwunden. Die Ärzte und Lazarettgehilfen schnitten und sägten und bepflasterten und klebten und verbanden längst an andern Plätzen. Ja, so still war es zeitweise, daß ich die Weinranke an den Türpfosten schlagen hören konnte. Und dann das mir fortwährend ins Ohr klingende — war es Täuschung? nur durch meine erregten Nerven hervorgerufen? — feine Bim, bim, bim des Läutwerks.

Ich sah wieder auf den mit ruhigen Atemzügen schlafenden Kapitän. Das Blut sickerte nicht mehr durch seine Finger. Der Quell schien versiegt. Aber es hatte wohl nur eine andre, gefährlichere, schneller den Tod bringende Richtung genommen, die Richtung nach innen.

Mein Nachbar erwachte und schlug die großen braunen Augen zu mir auf. Und wieder war es mir, als ob er sie prüfend auf mich richtete. Er bat um einen Trunk. Ich konnte ihm zu meiner Freude dienlich sein; denn durch die Vorsorge des kleinen Oberstabsarztes standen bei jedem von uns Kochgeschirre mit schmutzigem Brunnenwasser. Anderes war nicht zu haben. Und auch: im Kriege, in der Schlacht ist jedes noch so mit Schlamm durchsetzte Wasser ein klares Brünnlein. Als ich den Gardekapitän erlabt hatte — es gelang uns mit vereinten Kräften — drehte er sich langsam zu mir und sagte:

„Sie sind mein Kamerad. In ganz geringer Zeit werde

ich sterben. Ich fühle noch so viel Kraft in mir, daß ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen kann. Es ist eine Beichte und eine Bitte. Ich weiß, Sie erlauben es; Sie sind mein Kamerad."

Die einfachen Worte: „Sie sind mein Kamerad", und wie er sie so einzig vertrauensvoll sprach, hätten das härteste Herz erweicht. Wir bogen uns, so gut es gehen wollte, zu einander hin. Drei, vier Zoll nur trennten unsre Augen. Aber wie es sich bei der Natur unsrer augenblicklichen Verhältnisse von selbst verstand, redeten wir zuerst vom heutigen Tage und von unsern Wunden. Dann erst begann er. Und während seiner ganzen, scheinbar ohne Beschwerden geführten Aussprache klang es sehr fein, mit Pausen von etwa zwanzig, dreißig Sekunden, bim, bim, bim, bim, bim, bim vom Läutwerk her, schlug die Ranke an den Pfosten, hörten wir in der Ferne das allmählich schwächer werdende Schießen und, wie es mir vorkam, vom Winde herübergetragen das Ächzen, Stöhnen, Wimmern und Klagen der Verwundeten und Sterbenden.

Mit Anstrengung entnahm er einer Tasche im Futter seines Vorderschoßes zwei Schreiben, von denen das eine einen bedeutend größeren Umfang hatte als das andre. Zuerst übergab er mir das kleinere mit dem Ersuchen, es so bald wie möglich an seinen Bruder, den Vicomte Gautier de Perouse, nach Lille gelangen zu lassen. Er erzählte mir, sein Bruder sei ein edler Mensch, der die Welt kenne und nicht kleinlich denke; daß dieser die Vermögensverhältnisse seiner (des Kapitäns) geliebten Frau und seiner Kinder ordnen, daß er — und der mit dem Tode Ringende neigte sich flüsternd an mein Ohr — auch für Manon Deurpierres sorgen werde, wenn . . .

Ich konnte seine Worte, die sehr leise und hastig wurden, nicht verstehen; aber ich erriet, was er sagen wollte. Ich legte meine Hände auf seine Hände und gab ihm dadurch zu bedeuten, daß ich sein Vertrauen ehrte. Ich sagte ihm, er könnte sich darauf verlassen, daß ich den Brief so

schnell wie möglich besorgen würde. Ein dankbarer Blick und ein dankbares Lächeln war seine Antwort.

Nun gab er mir das zweite, größere Schreiben. „Dies schrieb ich," so begann er wieder, „vor zwei Tagen, als wir einen Ruhetag in Belleville hatten. Ich übergebe es Ihnen mit dem Wunsche, daß Sie es, wenn Sie es in ruhigeren Zeiten gelesen haben, vernichten. Es ist eine Selbstanklage und Rechtfertigung, eine Rechtfertigung, so weit dies möglich ist. Bald stehe ich vor Gott dem Herrn, und Er, der alle Triebfedern unsres Herzens, alle Kämpfe unsrer Seele kennt, wird mir verzeihen."

Weiter kam er nicht. Äußerst erschöpft lehnte er sich zurück und schloß die Augen. Nur einzelne Worte und Sätze, Phantasieen, sprach er noch. Immer und immer wieder nannte er voller Liebe die Namen seiner Frau und seiner Kinder. Seine Brust hob sich schwerer, langsamer, und ohne Todeskampf ging er hinüber.

Ich drückte ihm, mich unter Schmerzen zu ihm beugend, die Augen zu. In dieser Minute fing das Läutwerk an zu rumoren, sehr laut, wie eine verrückt gewordne Wanduhr. Und unausgesetzt klang ein rasches Bim, bim, bim, bim, bim, bim, bim . . . Ich sah deutlich den Hammer schlagen.

Als die Dämmerung einsetzte, hörte ich Stimmen. Ein Trupp Leichtverwundeter, mit verbundnen Köpfen und Armen, ging an der Haustür vorbei. Gleich darauf erschien eine Train-Abteilung mit ihren Wagen, um die Beförderungsfähigen von uns abzuholen und nach rückwärts zu schaffen. Als ich hineingehoben wurde, entdeckte ich den guten, tröstenden Mond. Seine volle Scheibe stand dicht über dem einsamen Wärterhäuschen, das dem französischen Gardehauptmann und einigen andern Kameraden zum Leichenhaus geworden war.

* * *

Schon nach zwei Tagen fand ich Gelegenheit, den Brief sicher nach Lille in Bewegung zu setzen.

Das andre Schreiben öffnete ich erst während der Heilung meiner Wunde. Ich hatte eine Art Angst davor gehabt, es zu brechen. Endlich überwand ich mich. Kaum je eine Dichtung wüßte ich, die mich so erschüttert hätte, als die Lesung dieser Beichte. Die Tatsache selbst, die in ihr klar gelegt wurde, war die gewöhnlichste der Welt, täglich finden wir sie im Leben selbst wie in Romanen: Der Vicomte hatte elf Jahre in überaus glücklicher, kindergesegneter Ehe gelebt. Einige Monate vor Ausbruch des Krieges erscheint zum Besuch in seinem Hause eine Verwandte, ein junges Mädchen, die Gräfin Manon Deurpierres. Er verliebt sich heiß und heftig in sie und wird wiedergeliebt. Und nun entsteht der furchtbare Kampf zwischen Pflicht und Natur.

Aber wie war dieser Kampf gegeben! als wenn einer der wenigen wirklichen Künstler, in diesem Falle Dichter, als wenn ein Shakespeare, Goethe, Heinrich von Kleist, Theodor Storm, Fontane, Dostojewski, Turgeniew, Tolstoi, Maupassant, und wie die paar Großen, die paar Dichter-Künstler heißen, diesem Zwiespalt ihre Feder geschenkt hätten. Bis in den tiefsten Abgrund zeigte der Vicomte seine Seele. Ich war bis ins Innerste ergriffen. Ich habe aus dieser, wie soll ich sagen: Erzählung gelernt, daß wir Menschen milde urteilen sollen, milde, milde, denn wir kennen selten die Beweggründe und wissen nichts von den Kämpfen einer fremden Seele. Und milde am meisten sollten über ihre Mitmenschen die Moralprediger urteilen, die selbst nie in Versuchung gekommen sind.

Ich habe sofort das Schreiben, wie ich es versprochen hatte, vernichtet; und weder Frau von Perouse ahnt es, daß ein böser Prüssien das Geheimnis ihres Gatten kennt, noch die süße Manon Deurpierres.

Es wäre eine Frage: Wie konnte der Vicomte mir, dem ihm ganz Fremden, seine Beichte, die das Heiligste enthielt aus seinem Leben, übergeben? Aber sagte er nicht einfach: „Sie sind mein Kamerad".

Könige und Bauern

Zwei Runensteine.

War das ein Gewimmel von Menschen und Hunden, Pferden und Falken! Hier schnürte sich einer den Schuhriemen fester, dort ließen grinsend Neger auf ihren Zeigefingern verkappte Falken auf und nieder; hier umstand lachend ein Kreis von Kriegsleuten einen Erzählenden, dort schnallte einer die Helmbänder, die ihn gedrückt haben mochten, loser; hier hielt ein Überdurstiger den offnen Mund unter den Wasserstrahl, dort ließ einer den Pudel über die Lanze springen . . . ein Hin und Her vor dem großen Backsteinbackofen in Ripen. Dieser große Backsteinbackofen war das Schloß König Gorms des Alten.

Plötzlich erklangen die mörderischen Töne eines Gonggongs. Wie durch einen Zauberspruch trat unmittelbar darauf Ruhe und Stille ein. Jeder blieb, fast schien es so, in der Stellung, in der Gebärde, die er just inne hatte, als das Gonggong ertönte. Nur das Nicken und Scharren der Pferde, das Bellen der Hunde, das Geräusch des Wasserstrahls, das Zischeln in den Birken blieb Leben in der raschen Erstarrtheit.

Oben, aus dem Turm getreten, stand auf den ersten Stufen der riesigen Marmorfreitreppe der hundertjährige König Gorm. Ein leichter Wind wehte den schneeweißen, bis fast auf die Kniee reichenden Bart ein wenig nach der Seite, daß ein Lederkoller sichtbar wurde. Vom Nacken nieder floß ihm ein langer tiefblauer Mantel. Eine Seehundskappe, wunderlich im Gegensatz stehend zu zwei an ihr hängenden Pfauenfedern, umschloß bis zum Kinn, kaum Stirn und Augen freilassend, das immer noch frische Gesicht des Königs. Am Gürtel hing ihm die einzige Waffe, ein steinerner Hammer.

Der alte Herr wehrte rechts und links mit den Händen die Schar seiner Kinder zurück, die sich lachend und rufend und jubelnd bei ihm vordrängen wollten. König Gorm nannte sein Volk den Allvater, denn über hundert Kinder

nannte er sein. Die Ehe nicht kennend oder sie für höchst unbequem haltend, hatte er Zeit seines Lebens sich Blumen gepflückt, wo es ihm beliebte. Sich um seine zahlreichen Frauen und Kinder wenig bekümmernd, liebte er die Kinder — und selbst bei seinem hohen Alter besaß er solche — nur so lange, bis sie ins zehnte Lebensjahr gingen; dann entließ er sie in die Welt. Bei den Hemdstertchen aber trat er zuweilen in die Spielstube. Oft war diese ein ganzes Nest von Knaben und Mädchen. Prügelten und zerrten und zankten sie sich, dann konnte er ihnen, in die Tür tretend, mit heller Freude zuschauen. Zuweilen brachte er eine lange Hetzpeitsche mit, die er hinter seinem Rücken versteckt hielt. War nun gar die Balgerei und Rauferei eine sehr tüchtige, dann schlug er in den Knäuel hinein und lachte bis zu Tränen, wenn die Kinder von der Peitsche nichts gewahr wurden und sich in der Meinung, daß sie sich gegenseitig so wehe schlugen, nur noch mehr balgten. Der soll mein Nachfolger werden von meinen Kindern, der alle andern unter seine Fäuste bringt: das war der Erbverspruch des Alten.

König Gorm ist Heide geblieben; einmal sandte ihm der Bischof Odingar seine Priester nach Ripen, um ihn zu bekehren. Aber die Priester hatten dem damals schon schlohweißen Herrn gesagt, daß er einst als verklärter Engel Hosiannah singen werde vor Gott dem Allmächtigen. Darüber war Gorm außer sich vor Wut geworden: „Wie, was? Ich ein verklärter Engel? Und singen, nichts als singen vor Gott, dem Allmächtigen? Met will ich trinken in Walhalla, meine Ahnen umarmen, die Walküren küssen und von Kampf und Schlachtgewühl plaudern. Das will ich, wenn ich auf Erden die Augen schließen muß." Und die Priester konnten von Glück sagen, daß sie noch mit Haut und Haaren in Hamburg wieder ankamen. Denn nicht viel hätte gefehlt, so hätte der Erzürnte sie seinem Götzen Pui-Pui geopfert, sie in dessen furchtbaren Schlund, aus dem die Flammen züngelten, werfen lassen. Zwar hatte sich der König bei dem Weggang der Heilsbringer auf einen Turm begeben, um sie von hier aus

mit Steinen zu töten. Aber kein Stein hatte getroffen. Sichtlich hatte die Mutter Christi ihren Mantel über die Männer Gottes gebreitet.

Den großen Götzen Pui-Pui hatte Gorm auf einer Raubfahrt an der nord-afrikanischen Küste erlangt. Jedenfalls hatte er mit den Seinen in den Trümmern Karthagos herumgestochert und dort das Scheusal gefunden. Vielleicht Gott Moloch selbst. Größer als zwei Männer in ganzer Länge sperrte das eiserne Ungetüm seinen zahnlosen Rachen so weit auf, daß bequem ein Mensch ihm dort hineingeworfen werden konnte. Unten aber in den Beinen lagen Roste, auf denen ein prächtiges Feuer entzündet wurde. Die Flammen schlugen aus dem Rachen und den hohlen Augen heraus. Gar manches Kind hatte in Karthago der Moloch verschlungen. Nun mußte er die vom Könige gefangnen vornehmen Männer schlucken, und wenn diese sich auch noch so sehr wehrten und ihren Anpackern in die Finger bissen. Hinein mit ihnen!

Merkwürdig, daß der alte Gorm den Götzen Pui-Pui so hoch verehrte. Sehnte er sich doch sonst nur nach den Freuden Walhallas. Doch es war so.

Als sie den Götzen aus den Trümmern Karthagos an die Küste schleppten, wußte der König schon, wohin er den Koloß bringen lassen wollte: auf seine starke Burg Dragasteen (Drachenstein).

Bald stand Pui-Pui auf dem Dragasteen. Wollten die Priester den König züchtigen oder etwas von ihm erlangen, dann stellte sich einer von ihnen in den Götzen und schwang Fackeln in den Augenhöhlen. Das entsetzte den Alten. War aber der König aus irgend einem Grunde böse auf Pui-Pui, dann erhielt dieser tüchtige Hiebe von ihm mit der Hundepeitsche.

Dreiundvierzig Jahre hindurch hatten über zweimalhunderttausend Sklaven, die König Gorm wegnahm, wo er sie fand, täglich am Drachenstein gebaut, gewunden, gehoben. Hinter ihnen, wie beim Babelturmbau, wie in Ägypten, standen mit der aufmunternden Peitsche die Auf-

seher und Vögte. Brachen Seuchen aus, was tat es? Gleich wieder waren die Gestorbnen ersetzt.

Ein mehr wunderbarer Mensch als der Jütenkönig Gorm den Gamle (der Alte) mag kaum über die Erde geschritten sein. Selbst einem Cäsar und Alexander, einem Shakespeare, Friedrich, Napoleon hat die Natur nicht so merkwürdig entgegengesetzte Anlagen in die Wiege mitgegeben wie dem Nordlandsmann Gorm. Despot und der beste, weichste Liedersänger und Harfenspieler, schlangenklug und verschmitzt in der Staatskunst (er betrog, wo er konnte) und zugleich der Tapferste in der Schlacht; der gewiegteste, nüchternste Rechenmeister und von so phantastischem, von so tief phantastischem, von so tief poetischem Sinn — das war König Gorm. Nur einmal hat auf der cimbrischen Halbinsel ein solcher Poet gelebt.

Um der Nordsee zu trotzen, der Flut und Ebbe seine gleichgültige Miene zu zeigen, hatte er an der nordfriesischen Küste (vielleicht ist die Sankt Salvator-Kirche auf der Insel Pellworm, wenn auch Pellworm damals noch zum Festland gehörte und vor sich nach Westen noch zwei Meilen Land hinschob, ein letzter Rest des ungeheuern Baues) den Drachenstein entstehen lassen. Auch deshalb wohl an dieser Stelle, weil er glauben mochte, von hier aus am besten seine Streifzüge in alle Meere ausführen zu können.

Mit Holzkohle auf weißen Birkentischen schrieb er die Zeichnungen vor. Zuerst verliefen zehn Jahre, bis die viereckigen Grundpfeiler eingerammt waren und nicht mehr von der Flut gestört wurden.

Diese, weit und breit in die See hinausgestellt, ließ er mit steinernen Belägen gleichsam überbrücken, und dann schuf er auf diesen seine Burg. Turm auf Turm, Stockwerk auf Stockwerk. An der Südseite entstanden Loggien. Mit unendlichen Mühen schleppte er eine ganze Eichenwaldung hierher. Teiche, Kornfelder, Gärten, Alles mußte vorhanden sein. Die Erde hinaufzubringen, karrten zehntausend Arbeiter Tag und Nacht. Mit dem Festland verband er das

Riesenschloß durch eine lange, allmählich ansteigende Brücke, die zwanzigmal durch Zugvorrichtungen unterbrochen werden konnte.

Die Schätze der Welt waren dort aufgestellt. In einem der Höfe guckte der fürchterliche Pui-Pui auf die Wand. Der Versuch, hierher Feigen und Oliven zu verpflanzen, war natürlich mißglückt. Dafür erhielt Pui-Pui gehörige Peitschenhiebe.

Sah die Besatzung an den mehrere hundert Fuß tiefen Pfeilern hinab, dann schlug die Brandung hoch hinauf. Auf den Wellen, angebunden an den Ringen im Mauerwerk, schaukelten die breiten, dickbäuchigen Piratenboote.

An der Westseite, über allen Zinnen und Krönungen, hob sich, aus englischen Quadern zusammengesetzt, ein dicker, vierkantiger Turm. Ein großer Bronzedrache umkrallte ihn. Hierhin durfte kein Sterblicher hinaufsteigen. Nur der König stand hier in den Wolken. Allerlei Gespräche, war er oben, führte er dann mit dem Allfader Wuotan. Pui-Pui war in diesen Stunden gänzlich vergessen.

* * *

Der König schritt die große Freitreppe hinab. Das Gonggong erklang zum zweiten Mal. Und aus der Erstarrung war wieder das Leben gesprungen.

Jeder wußte, daß es in den Krieg ginge. Aber wohin, konnte keiner sagen. Denn erst im letzten Augenblick offenbarte sich der greise Däne. Zuerst, und das war jedem bekannt, ging der Zug nach dem Dragasteen, wo der König den Götzen Pui-Pui befragte. Auf dem Wege dahin mußten die Hardesvögte des ganzen Reiches stehen. Jeder Hardesvogt brachte tausend Krieger mit.

Dem alten Gorm ward ein milchweißes, mit Purpurdecken behangnes Pferd von einem buntgekleideten Neger vorgeführt. Schon hatte er den linken Fuß im arabischen Steigbügel, den linken Daumen mit der Mähne umwickelt, als er seinen Kanzler Beng Bingsen heranrief: „Vergiß Eng-

land und Schweden nicht. Bereite Alles vor zum letzten großen Kriegszug gegen Deutschland."

Während ihm der Kanzler den Fuß im Steigbügel küßte, hob sich der König wie ein Achtzehnjähriger in den Sattel. Und gleich darauf sprengte er in ruhigem Galopp davon. Ihm folgte, in herrlichster Farbenpracht, in schaukelnder Bewegung, das aus allen Ländern zusammengesetzte Gefolge. Ehe bei der Wegbiegung — nur ein kleines Bauernkind, das den Finger in den Mund gesteckt hatte, war Zuschauerin — das letzte Paar, ein junger Knappe und ein hübsches Mädchen, um die Ecke ritt, zog dieser sie an sich und küßte sie.

Von Wegstunde zu Wegstunde standen die Hardesvögte mit ihren Leuten, meldeten sich beim König und schlossen sich dann dem immer größer werdenden Zuge an.

Auf dem Drachenstein angekommen, befragte er in der nächsten Nacht den Götzen. Fackeln umstellten ihn und erleuchteten unheimlich die Umgebung. Gorm hatte die Hände über den langen weißen Bart gekreuzt und sagte: „Du weißt, großer Gott, daß von allen Kleinkönigen mir nur Kanupa und Silkraskalli noch nicht tributpflichtig sind. Gegen diese geht mein Kriegszug. Werde ich sie besiegen?"

Aus den breiten Lippen Pui-Puis leckte eine Zunge. Ein Priester, der hineingestiegen war, vollzog mit einem großen roten Tuchlappen diese Bewegung. Dann antwortete er, und es klang dumpf und hohl: „Du wirst die Kleinkönige Kanupa und Silkraskalli besiegen, wenn du mir versprichst, das Christentum auszurotten."

„Ich verspreche es."

Am folgenden Tage zog er gegen die beiden Unterkönige und besiegte und tötete sie in einem harten Treffen. Asfrid, die Gemahlin Kanupas, floh zu ihrem Bruder, dem Bischof Odingar nach Hamburg, um hier mit ihrer raschen Tatkraft ein neues Heer zu sammeln und Rache nehmend gegen Gorm den Gamle vorzudringen.

Während Asfrid in Hamburg weilte, fand Gorm einen

Runenstein bei Haddeby (Stadt Schleswig). Auf diesem Steine stand eingegraben:

sun: sin: auk: knubu:
asfrithr: karthi: kuble:
thausi: aft: siktruck:

(Asfrida und Kanupa errichteten ihrem Sohne Sigtrygg dieses Grabdenkmal.)

Wütend beschloß der König, den Stein zu vernichten. Er ließ drei Riesentannen fällen und stellte sie mit den Spitzen zu einem Dreieck zusammen. Dann umwand er das Denkmal mit starkem Bast und ließ es bis in die Höhe der drei Tannenspitzen hinaufwinden. Unten hatte er Alles mit Felsen auslegen lassen. Als der Runenstein oben angekommen war, löste ein Hinaufgekletterter den Bast ab, und donnernd fiel der Stein auf die Felsenlage. Er barst in zwei Teile.

Indessen aber eilte Asfrid heran mit einem großen Heere und schlug in einer furchtbaren Schlacht den alten König in die Flucht. Stolz und rachebefriedigt befahl sie ihrem Runenmeister, einen zweiten Stein zu meißeln. Auf diesem gab sie ihren Sohn als König aus:

Asfrithr: Karthi: Kuble:
thausi: tutir: uthinka:
rs: aft: siktrink: kunuk:
sun: sin: auk: knubu:

(Asfrida machte dieses Grabdenkmal, die Tochter Odingars, zum Andenken an Sigtrygg, den K ö n i g , ihren und Kanupas Sohn.)

* * *

König Gorm war in regelloser Flucht auf dem Drachenstein angekommen. Er konnte nie und nimmer die Schande überwinden. Als alle Brücken aufgezogen waren, ließ er Teer und Werg und Späne überall auf seiner ganzen Burg verteilen. Dann trat er vor den Götzen und peitschte ihn

durch. Und nachdem dies geschehen war, wurde Pui-Pui von der Mauer ins Wasser gestoßen, daß es hoch aufspritzte.

König Gorm aber stieg auf seinen Turm. Von hier aus gab er das Zeichen zum Anzünden. Als Rauch und Qualm und Flammen und Geschrei zu ihm drangen, warf er seinen Hammer weit ins Meer.

Mit hochgehobnen Händen, mit flatternden Haaren sahen ihn noch die vorüberfliegenden Wolken, bis das Feuer in ihre Nässe hineinzischte.

Der ganze weite Nachthimmel leuchtete rot wie Blut.

Die Könige von Norderoog und Süderoog.

Im Jahre 1252 hatte der Rademacher Wessel Hummer von Pellworm auf dem Milderdeich in Eiderstedt mit einem einzigen Axthieb den König Abel (Apollo) erschlagen, als dieser mit starker Heeresmacht gegen die Friesen gezogen war, um sie wegen ausgebliebner Steuern zu züchtigen.

Das konnte der überaus fromme und zugleich stark beschränkte König Christian der Sechste der nun schon lange durch Sturmfluten von Nordstrand getrennten Insel nach fünfhundert Jahren noch nicht vergessen. Er hegte einen Widerwillen gegen Schmerhörn und gab ihr in Kai Pogwisch einen Landvogt, der die Bevölkerung hart bedrängte. Kai Pogwisch ließ die furchtbare Strafe des Feuerausgießens auf drei, fünf, ja auf acht Tage häufig genug vollziehen. Er empörte schließlich die Schmerhörner so, daß sie ihn in seinem Schlosse umzingelten und verbrannten. Doch ehe der König seinen Gegenschlag tun konnte, starb er; und sein liebenswürdiger, von großer Güte des Herzens beseelter Sohn, König Friedrich der Fünfte, suchte seine Rache darin, daß er die Insel Tönnies Buchwaldt unterstellte, der durch seine, von den besten, liebevollsten Absichten geleiteten Maßregeln und durch freundliche Behandlung es bald verstand, die treuherzigen, schweigsamen Friesen an sich zu ziehen.

Tönnies (ein in Schleswig-Holstein nicht seltener Vorname, entstanden aus Antonius) Buchwaldt war Staller (einer der höchsten Beamten; auch mußten die Staller zwei Wintermonate den Kammerherrndienst bei der Königin in Kopenhagen übernehmen), Geheimer Konferenzrat, als Edelmann Offizier in der Wiege, Landvogt und, wie der pomphafte Titel hieß: Generalgouverneur von Helgoland und der Halligen. Außerdem war er Amtmann von Husum und Eiderstedt.

Tönnies Buchwaldt, der sich auch außer den beiden Kammerherrn-Monaten die längste Zeit des Jahres in Kopen-

hagen aufhielt, blieb merkwürdiger Weise jeden Sommer zwei Monate auf der Insel Schmerhörn, nachdem ihn ein königliches Kriegsschiff, das in Begleitung zweier andrer stets zu seiner Verfügung stehen mußte, jährlich zu flüchtigem Besuche nach Helgoland gebracht hatte. Er bewohnte dann ein von ihm gekauftes Bauernhaus, das er im Geschmack seiner Zeit im Innern hatte umändern lassen. Um seine Werft lag ein alter Garten mit sich scharf nach Osten vorbeugenden Obstbäumen und Eschen.

Liebte er nun die tiefe Poesie dieses einsamen Gartens mit der ihn umgebenden Graft, oder war es die unausgesprochene Absicht, das Herz seiner Friesen für die königliche Staatsregierung zurückzuerobern, oder war es endlich, wie man sich auf der Insel zuflüsterte, das Andenken an ein Friesenmädchen mit ihren frischen Backen, das er in jungen Jahren an das heiße Knabenherz gedrückt hatte — genug, er residierte jährlich zwei Sommermonate auf Schmerhörn.

Als Herr Tönnies im Jahre 1752 auf seiner ihm so lieb gewordnen Insel kaum einige Tage im Juli zugebracht hatte, langte ein Kurier aus Kopenhagen bei ihm an, der ihm ein Handschreiben des Königs überreichte: Friedrich der Fünfte wollte den mündlichen Rat seines alten Buchwaldts bei der beabsichtigten Anlegung von Seifenfabriken nicht entbehren.

Der Kurier traf Seine Exzellenz in dessen Garten, wo er, im braunseidnen, gestickten Rock, den Galanterie-Degen an der Seite, auf hohen Steckelschuhen hin und her ging. Als er die ihm überreichte Depesche erbrochen und gelesen hatte, machte er eine tiefe Verbeugung (das Ende seines Zöpfchens berührte dabei eine reifende Birne) und sagte: „Seiner Majestät untertänigster Diener." Dann trippelte er, die zarten, weißen, mädchenhaften Hände unter Spitzenmanschetten und in Renntierhandschuhen verbergend, mit dem Kurier aus dem Gartenschatten durch die Sonnenglut in die Landvogtei.

Seit einigen Tagen waren alle Gedanken des Geheimen Konferenzrats mit einem Ereignis beschäftigt, das sich auf

den Halligen Norderoog und Süderoog zugetragen hatte. Das Begebnis hatte ihn so tief erschüttert, daß er erst ruhiger geworden war, als er seinem Herzen durch einige hundert französische Alexandriner Luft gemacht hatte. Die Schlußverse dieses langen Poems lauteten etwas wunderbar:

Gott gab die Sünde uns, sie macht uns alle gleich,
Wir wollen auch dafür sein großes Himmelreich.

Am Abend war ein reges Leben auf der Insel. Fackelträger umstanden die Landvogtei. Eine Sänfte stand vor der Tür. Tönnies Buchwaldt erschien und setzte sich hinein. Der Zug bewegte sich in grader Linie nach dem Siel, das noch heute den kleinen Hafen der Insel bildet. Über alle Gräben waren Bretter gelegt. Nur die Kornfelder wurden geschont. Dem Tragsessel voraus lief ein Läufer in phantastischer Kleidung. Hinterher schritten die beiden Leibmohren des Stallers, die, zuerst von der Bevölkerung mit Grauen angesehen, bald die Lieblinge, namentlich der Kinder, geworden waren. Nun war das Siel erreicht. Ein Boot mit zwölf Ruderern führte blitzschnell den Generalgouverneur von Helgoland und der Halligen nach dem auf der Reede liegenden Linienschiff ‚Dronning (Königin) Maria'. Die Anker wurden gelichtet, und von Flut und Wind begünstigt, ging das Ungeheuer unter Segel. Tönnies Buchwaldt hatte aus nicht aufgeklärten Gründen den Weg um Skagen gewählt, statt durch Schleswig und Jütland zu reisen und dann über die Belte zu fahren.

* * *

Wenn alle Berge Butter wären
Und alle Gründe Grütze:
Es käm ein warmer Sonnenschein,
Die Butter flöß in die Grütze hinein,
Ach, was müßte das für ein Fressen sein.

Schleswig-Holsteinscher Volkswunsch.

Insel Schmerhörn, Ozean, Anfang Mai.

Selbst hier zeigt sich schon das erste Grün des Stachelbeerbusches.

Liebster Freund,

Du wandelst zwischen Syringen (nie ist Paris reizender), reitest im Bois spazieren, sitzt augenblicklich im Café Anglais, hast vortrefflich gegessen, und liest nun meinen Brief. Eine unausstehliche Angewohnheit von Dir, Briefe in öffentlichen Lokalen zu lesen. Ich werde sie bis an mein Ende nicht verstehen. Ach ja, die Diners im Café Anglais, ein gutes Diner überhaupt, es ist denn doch der reellste Genuß im Leben. Menschen, die nichts auf gutes Essen und auf eine gute „Träne“ geben, mißtraue ich; ein solcher Kloßgeschmack verrät manches. Während Du nun also bei der Zigarre meinen Brief liest, liege ich in einem Stalle und wühle in alten Akten und Urkunden, die hier seit mindestens einigen hundert Jahren aufgestapelt sind. Eine Ziege leistet mir Gesellschaft. Aus dem Dunkel leuchten ihre prächtigen grünen Augen, wenn sie in dem engen Verschlage den Kopf nach mir dreht. Tausendfüße, Spinnen und Ohrwürmer laufen voller Entsetzen nach allen Richtungen, durch mein Blättern und Kramen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Vor der Scheunentür höre ich den Jungen des Amtsboten auf einer selbstgefertigten Pfeife blasen, immer zwei Töne. Es stört mich gar nicht.

Die vorstehende kleine Skizze habe ich nämlich schon in den Akten gefunden, als ich die Rokoko-Unterschrift von Tönnies Buchwaldt las. Einige hundert französische Alexandriner entdeckte ich in der Tat gleichfalls, die ganz entschieden von ihm herrühren. Wie sie zwischen die prosaischen Erlasse usw. gekommen sind, wer weiß es.

Doch nun zur Sache:

Die königliche Regierung kam meiner Bitte, alte, vergessene, auf dem Boden, in den Scheunen, zwischen den Akten liegende Urkunden durchsuchen zu dürfen, in überaus liebens-

würdiger Weise entgegen, und so ziehe ich denn von Kreis zu Kreis und bin augenblicklich in Schmerhörn angelangt.

Du bist selbst Schleswig-Holsteiner und solltest Dich schämen, daß in diesem Augenblick Dein Gedächtnis gänzlich hinter dicken Mauern versteckt ist. Da schaut es aber schon hervor, ah. Ja, auf der nordischen Marschinsel Schmerhörn.

Weißt Du noch, wie wir als Primaner in Kiel einen „Danckwerth" bei Tante Michelsen fanden, und wie wir lachten, als wir darin über den Ursprung der Friesen lasen, obgleich, wie er schreibt, Cornelius Tacitus und Meyne Wenigkeit hieoben angezeiget, daß nemblich die Friesen oder Fresen nicht aus Indien, sondern ein alt einheimisch Teutsch Volk seyn, und also eine Linie von dem Altvater Dodanim machen.

Hier fand ich auch ein Exemplar des alten treuen Danckwerth. Es liegt neben mir, und ich kann es mir nicht versagen, Dir jene köstliche Stelle noch einmal zurückzurufen:

„Von ihrer Ankunft in dieses Frießlandt schreibet Suffridus Petrus also, daß Freso, seinem Vorgeben nach ein Vater aller Friesen, mit seinen Brüdern Saxone und Brunone, aus Indien in diese Länder angekommen seye, kurz nach dem Tode Alexandri Magni: denn nachdem der große Alexander sie in Indien, in einem Lande Benedicta Fresia geheissen, in Besatzung gelassen, des verstorbenen König Alexanders Fürsten oder Feldt Obristen aber umb die Königreiche, so von Alexander erobert waren, grosse Kriege unter einander führeten, da hätten die Friesen an sothaner Unruhe großen Verdruß geschöpffet, hätten Schiffe ergriffen, und sich auf daß Indisch Meer begeben, und wären also um daß Caput bonae Spei herumb gefahren, oder wie Andere vorgeben, übers Mare Caspium, dann zu Lande, durch Medien, Armenien, Colchida, alsdann wieder auf das Mare Euxinum, Propontida, Hellespontum, Mare Aegeum, und folgends das grosse Mittelmeer, ferner umb Spanien, Frankreich und

Niederlandt herumb, biß sie ins Flie kommen, daselbsten sie in Frießlandt ausgestiegen, und also zu Wasser in diese Länder angekommen, welche der Freso nach seinem Namen Fresland genennet hätte" . . .

Außer von lieben, gastfreien Menschen ist nicht viel von der Insel zu erzählen. Schafe, Schafe, Schafe. Ein alter Turm, der hier steht, wäre längst schleswig-holsteinisch behandelt worden: die Steine zum Bau von Schweineställen und Backöfen verwendet, wenn ihn nicht die Regierung als Seezeichen erhielte. Es ist mir gradezu ein unerklärlicher Zug unseres lieben Heimatvölkchens: dieser gänzliche Mangel an Erhaltungssinn, an Interesse für das Gewesene. Grauenhaft ist es. Fett und Vieh, und Vieh und Fett. Unbegreiflich ist es, wie Theodor Storm, Asmus Carstens, Klaus Groth, Heinrich Rantzau, Owens, Hermann Heiberg, Hebbel, Johann Meyer, Wilhelm Jensen hier geboren werden konnten. Auch der leiseste Hauch von Verständnis und Liebe zur Kunst fehlt uns. Unser Adel an der Spitze: mit wenigen Ausnahmen die tollste Gleichgültigkeit. Fett und Vieh, und Vieh und Fett.

Doch nun sollst Du hören, was den Geheimen Konferenzrat und Gouverneur von Helgoland und der Halligen an jenem Julitage 1752 in Schmerhörn so bewegt hatte. Ich übersetze seine Alexandriner in Prosa. Gestern war ich übrigens selbst auf Süderoog, um Seehunde zu schießen und mir die Insel anzusehen.

* * *

Vor der Insel Schmerhörn liegen die Halligen Norderoog und Süderoog. Wollte man das Wort „Oog" mit „Auge" übersetzen, so ließe es sich ganz gut erklären als die Augen Schmerhörns. Oog aber heißt Höhe. Vor ihnen nach Westen liegt ein Stück des Ozeans; das erste Land, das beim Westwärtsweitersegeln zu erblicken wäre, ist die Küste von England. Sie werden, man weiß es nicht genau, bei der „Großen Mandränke" (Menschenertränkung, über hun-

derttausend) 1362 vom Festlande gerissen sein. Ihr Umfang war früher gleich; nun ist Süderoog bedeutend größer.

Norderoog ist erst seit kurzem verlassen. Auf Süderoog lebt der alte Paulsen, ein reicher Mann, der mit keinem Herzogshute seine Sturmmütze vertauschen möchte. Es bringt ihm jede Flut etwas auf die Hallig, und wenn er und seine Knechte den Strand bei Ebbe befahren, führen sie manches auf ihren Wagen auf die Werft zurück. Ein Kranz von alten Wracks ragt, wie Kameelgerippe in der Wüste von weitem sichtbar, aus den Wassern um Süderoog hervor.

Hunderte von Schafen weiden das kurze, braune, salzige, im Frühling mit einer Blumenmosaik belegte Gras. Dann springen zahlreiche Lämmer mit ihren hasenlöffelähnlichen, durchsichtigen, zart rosenroten Ohren umher. Unberechenbar läuft einmal die Flut über das Gras und reißt dann Furchen und tiefe Löcher, die für alle Zeiten bleiben; steigt sie höher, so tritt sie an den Fuß der Werft — und immer höher, dann wühlt sie an der Schwelle von Paulsens Gebäuden und spritzt auch wohl Schaumflocken in den uralten Garten der Werft. Dieser ist eingeschnitten und eingegraben. Amphitheatralisch nach Osten, Süden und Westen steigt die starke Schutzwand an. Obstbäume, Eschen und Ahorn blühen in ihrem Schutz. Laubgänge, Beete, Lauben und Kieswege zieren ihn. Ein Teich, auf dem früher zahme Schwäne segelten, liegt in der Mitte. Nach Norden zu grenzt dieser sonderbare Garten an das Gebäude, das unter einem Dache die Kuh- und Pferdeställe und die Wohnräume vereinigt. Im Frühling sitzen auch hier die Stare auf dem Strohfirst; der Zaunkönig und die Schwarzdrossel (ja, die Schwarzdrossel auf der Hallig!) nisten im Garten. Wenn breite Schatten im Garten auf den Wegen liegen und Stille ringsum herrscht, wo liegt das Meer? Aber ein Blick in die Wipfel zeigt dessen und seines innigsten Freundes, des Windes, Nähe. Wo die schützende Wand aufhört, sind sie wie mit Messern abgeschnitten, und jedes weitere Höherwachsenwollen ist gehindert.

In Norderoog ist ein ähnlicher Garten. Beide waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Versailler Schere beschnitten. Um diese Zeit gehörte Norderoog Heio Leve Pua Brodersen, Süderoog Bandick Boy Tadema Taddesen.

Juli 1752.

Die beiden Friesen, gleichaltrig, waren, schon durch die Einsamkeit ihrer Wohnorte, seit den Knabenjahren Freunde. Auch später, als sie auf Schulen zusammen lebten, waren sie es geblieben, trotz ihrer grundverschiedenen Charaktere. Das Band, das sie im Mannesalter zusammenhielt, war ihr Seeräubertum. Beide hatten, fast in einem Monat, den Vater verloren. Ihre Mütter waren früh gestorben. Beide hatten ihre Besitzungen zu gleicher Zeit angetreten.

Heio Leve Pua Brodersen war ein Friese in Allem. Der ausdrucksvolle Kopf mit den rotblonden Locken und dem rotblonden Vollbart machten ihn zum König Hengist. Für gewöhnlich lag etwas Stilles, Schwärmerisches, der Welt Abgeneigtes in seinem Wesen. Stand er aber im Sturme auf der Kommandobrücke seines Schiffes, dann glich er einem Könige.

Bandick Boy Tadema Taddesen hatte nichts vom Friesen. Er ähnelte seiner Mutter, die der Vater, als er in jüngeren Jahren gereist war, aus Barcelona auf das einsame Nordsee-Eiland mitgenommen hatte. Schwarzes Haar, schwarzer Bart, braune Haut und braune Augen. Er hatte einen grausamen Charakter und konnte bis zum Wahnsinn jähzornig werden.

Norderoog und Süderoog waren in früheren Jahrhunderten gefährliche Raubnester gewesen. Von hier hatte der Adel des Landes diesem frischen freien Sport in Gemeinschaft mit den Bischöfen von Hamburg und Ripen gehuldigt. Auf den beiden Halligen standen feste Burgen mit tiefen großen Kellern, in denen die geraubten Schätze aufgestapelt lagen, die, wenn sie nach Hamburg oder Bremen, nach dem

Festland überhaupt, gegen klingende Münze vertauscht waren, sich bald wieder füllten. Der englische Adel hat aus der Zeit her noch heute die Lust, auf dem Meere zu sein. Der schleswig-holsteinische, unbegreiflich, liebt die See nicht mehr.

Wenn auch 1752 der Adel nicht mehr auf der Nordsee herumlauerte, so standen doch die Burgen noch auf den Inseln, und ihre Besitzer, Heio Brodersen und Bandick Taddesen, waren Seeräuber. „Dä Kenninge (Könige) vohn Noorup (Norderoog) en Sahrup (Süderoog)" wurden sie von ihren Landsleuten, den Friesen, genannt. Der menschenfreundliche König Friedrich der Fünfte von Dänemark ließ vergebens seine Kriegsschiffe in der Nordsee kreuzen; sie wußten diese zu täuschen, sie wußten, wo immer diese waren.

Erst im neunzehnten Jahrhundert ist das gräßliche Gebet: Herre Gott, segne unsern Strand! auf den friesischen Inseln verstummt. Auch ist nun endgültig das Strandrecht geregelt, und durch unablässige, liebevolle Bemühungen der königlichen Regierung mit Legung von Tonnen, Baken, Errichtung von Leuchtfeuern Alles geschehen, um nach Möglichkeit Strandungen zu verhindern.

Heio Brodersen und Bandick Taddesen galten weit und breit als reiche Herren. Die Einrichtung ihrer Burgen war prunkend.

Beide hatten vor Jahresfrist geheiratet. Heio Brodersen, der Rotgelockte, nahm ein keusches, rotbackiges, blondes Friesenmädchen, das ihm die treueste Frau, die beste Haushälterin wurde. Bandick Taddesen hatte sich, bei einem Aufenthalt in Hamburg, wo er viel lebte und große Zechen bezahlte, in die Tochter eines Großhändlers verliebt, deren Mutter eine Mulattin gewesen war. Geblendet durch den Reichtum Taddesens, hatte sie ihm der Vater gern überlassen; und nun lebte sie auf Süderoog und — verabscheute ihren Mann.

Anna Taddesen war eine merkwürdige Frau: lebhaft, leichtsinnig, voller Geist, konnte sie das Leben auf der ein-

samen Hallig nicht ertragen, so oft auch Bandick sie nach Hamburg führte und ihr sogar für den nächsten Sommer eine Reise nach Paris und Wien versprochen hatte. Als sie Heio Brodersen zum ersten Mal sah, hätte sie ihm bald ins Gesicht gelacht. Wie paßte sein schwermütiges Gesicht zu einem Seeräuber? Allmählich aber fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie freute sich, wenn er auf Süderoog zum Besuch kam; sie merkte, daß ihr ein Weh durchs Herz zog, wenn er schied. Zuletzt brach es in Flammen bei ihr aus. Sie fing an, Heios Frau zu hassen.

Heio hatte Ähnliches empfunden. Er fühlte sich zuerst abgestoßen von dem wilden, unheimlichen Wesen der Frau seines Freundes, dann allmählich fand er sich träumend am Strande, der Sonne in die schönen Gutenachtaugen schauend. Er murmelte vor sich hin; er dichtete, ohne es zu wissen. Und mehr und mehr wurde es ein heimliches Gefühl der Liebe und Zärtlichkeit zu seiner Nachbarin auf Süderoog. Mehr und mehr vernachlässigte er sein gutes, beschränktes, treues Weib. Mehr und mehr zog es ihn zu häufigen Besuchen bei seinem alten Freunde.

* * *

Heio Brodersen hatte sich auf seinen vieljährigen schwarzen Hengst, der ihn schon so oft über die Watten getragen hatte, gesetzt und war nach Süderoog geritten, um einer Einladung Bandicks, dessen Geburtstag gefeiert werden sollte, zu folgen. Sein Weib, das er sonst wohl vorn im Sattel auf dem starken Pferde mit sich genommen hatte, blieb mit einem kürzlich gebornen Söhnlein krank auf der Hallig.

Die Gesellschaft bei diesem Feste war, wie es nicht anders sein konnte, gemischt. Neben einem verdorbnen Junker, der auf dem Raubnest Ruhe gesucht und gefunden hatte, saß ein berüchtigter Räuber von der „O Kark" (Alten Kirche) auf Schmerhörn. Zahlreiche arme Schlucker von den Küsten und von den Halligen, die im Dienste der „Könige" standen,

waren um den Tisch im Pesel versammelt, einem geräumigen Saale, dessen Fenster nach Süden lagen, so daß von hier aus der Blick auf die unbegrenzte See ging. Die Tafel war mit köstlichem Silberschmuck, mit meistens geraubten Sachen, besetzt. In die feinen Gläser und in die Pokale schenkten unaufhörlich die Diener den besten Rheinwein. In der Mitte des langen Tisches hinter Blumensträußen, die ihr von den Gästen mitgebracht waren, saß Anna Taddesen; zu ihrer Rechten Heio, links der Junker Timmo Knudsen.

Es war Abend geworden. Im Süden grollte ein Gewitter herauf; aus schwarzen Wolken spielte ein Wetterleuchten. Am Horizont lag ein schmutzig gelber Streifen. Schwül drückte es auf die Wasser.

Heio, der wenig trank, war berauscht durch Annas Nähe. Es war ihm ein Schauer übers Herz gegangen, als sie einmal, wie unbewußt, wenige Sekunden ihre Hand auf die seine gelegt hatte. Die übrige Gesellschaft war in jene fröhliche, weinselige Stimmung geraten, die oft am Ende eines Diners einzutreten pflegt.

In der Tür erschien ein nicht zu den Gästen gehörender und nicht festlich gekleideter Mann. Er ging grade auf Bandick zu und flüsterte diesem etwas ins Ohr. Bandick erhob sich und schritt, ohne daß es der Gesellschaft auffiel, mit ihm hinaus. Beide bestiegen einen Turm. Der Knecht zeigte, oben angelangt, nach Süden: Ein feiner Rauch zog aus einem dunklen Gegenstande. Es war ein auf dem Heelsand festsitzender Dreimaster. „Scapp in Sicht," sagte der Knecht ruhig, „dat broant" (Schiff in Sicht; es brennt).

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Bandick in den Saal zurück. Hier stellte er sich auf seinen Stuhl, und in der Totenstille, die für einen Augenblick durch sein Gebaren eingetreten war, sagte er leise, ganz leise, aber dennoch jedes der drei Worte betonend: „Scapp — in — Sicht."

Die Wirkung war kaum wiederzugeben. Als bräche die Saaldecke über ihnen zusammen, so lief Alles durcheinander und zu den Türen hinaus. Gäste und Diener, ganz gleich

wer. Alles war verschwunden. Auch auf Heio hatte das Zauberwort die alte Wirkung getan. Doch ehe er sich entfernen konnte, hielt ihn eine weiche Hand fest und zog ihn in eine Fensternische. Er aber riß sich los und war bald, gewaffnet wie zum Streit auf Leben und Tod, in einen der sieben vorgefahrenen Leiterwagen gestiegen, die die Räuber nach Heelsand bringen sollten.

Es ebbte seit einer Stunde. Keine dreißig Minuten dauerte es, so waren die Wagen an Ort und Stelle. Das Gewitter war inzwischen zum Ausbruch gekommen; mit ihm ein Sturm aus Westen.

Aus dem Qualm sah man die Flammen brechen, die eine grausige Szene beschienen: Das Schiff brannte im Hinterdeck, das halb im Wasser steckte. Auf dem Vorderdeck ging es wild zu. Die schwarze Besatzung des spanischen Vollschiffes hatte sich betrunken und wütete mit Dolch und Messern untereinander. Eine Frau mit einem Kinde auf dem linken Arm hielt sich, in Rauch gehüllt, mit der rechten Hand in den Wanten. Um das Schiff herum schwammen und lagen große Ballen der wertvollsten Seide und indische Tücher.

Nun hielten die Wagen. Voran Bandick Taddesen, kletterten die Seeräuber aufs Schiff. Es kam zu einem verzweifelten Kampf. In einer Pause kommandierte Bandick, der nie seinen Vorteil außer Acht ließ, die Hälfte der Mannschaft zum Bergen der Ladung und zum Abhalten der wie Teufelsspuk aufgetauchten Boote von Schmerhörn und Eiderstedt, die alle dabei etwas zu erwischen hofften.

Und immer furchtbarer wurde das Schauspiel: Das Feuer drang vor, der Qualm nahm zu. Ein wüstes Gemenge der Neger unter sich und mit den Räubern. Noch hing die Frau mit ihrem Kinde in den Wanten; ein Pistolenschuß traf ihr Herz, und lautlos sank sie in den kämpfenden Knäuel. Der Sturm hatte ausgetobt. Mehr und mehr traten die Wasser zurück. Es war tiefste Ebbe.

Heio Brodersen war auf der Werft in den zweiten Wagen

gesprungen, mit fieberndem Herzen. Aber wenige hundert Schritte nur war er gefahren, dann hinabgeglitten; keiner hatte es bemerkt.

Und nun standen sich Heio und Anna gegenüber im leeren Saal. Die umgestoßenen Gläser und Flaschen, das Durcheinander der Stühle, das Verschobensein der Tischtücher und Schüsseln und Teller zeigte, in welcher Verwirrung die Anwesenden den Pesel verlassen hatten.

Die Sonne war untergegangen. Derselbe schmale Schwefelstreifen lag noch auf dem Himmelsrand und beleuchtete unheimlich die See.

Anna war in Heios Arme gesunken, die in Liebeswahnsinn die schöne Frau umschlungen hielten.

„Und wagst du es, Anna, dein Leben mir zu geben, so komm mit mir. In einer halben Stunde sind wir in Schmerhörn. Wir reiten unter dem Außendeich nach dem Ostersiel; mit der Flut segeln wir nach Husum und ziehen von da weiter und immer weiter in schöne Länder“ . . .

Der starke schwarze Hengst trug über den festen Sand die Beiden nach Schmerhörn. Klar herüber leuchtete das brennende Schiff. Das Gewitter hatte sich verzogen; der Sturm war tot. Und eine Stille lag über Meer und Watten. Nur zuweilen klang es wie Stöhnen und Wutgeschrei; dann war auch das vorbei, und nur der stampfende Huf des Hengstes knirschte über zerbrechenden Muscheln in die Einsamkeit hinein.

Anna hatte vor ihrer Flucht einen Zettel in französischer Sprache auf den Tisch gelegt für ihren Mann. Als Bandick endlich bei der Morgenröte, bluttriefend, beschmutzt, todmüde, auf seiner Werft ankam, fand er ihn, und sank mit einem tierähnlichen Schrei zusammen.

Und wieder war die Ebbe eingetreten. Von Süderoog aus war Bandick unterwegs nach Norderoog. Hinter ihm ritten in ehrerbietiger Entfernung vier Knechte.

O Bandick, kehre um.

Und immer finstrer wurde sein Gesicht; und immer heiterer lachte die Abendsonne.

O Vandick, kehre um.

Nur einmal stoppte er den Gaul und rief, sich mit der linken Hand auf das Kreuz des Pferdes stützend, seinen Leuten zu, ob sie im Südwesten ein Schiff sähen. Alle hielten die Hände wagerecht zur Stirn, um die Augen besser gegen die blendenden Strahlen zu schützen. „Dronning Maria ists, Herr," rief einer. Mit einem Fluch trieb Vandick sein Pferd vorwärts.

O Vandick, kehre um.

Die Hallig Norderoog war erreicht. In den Scheiben des Schlosses lag die letzte Sonne.

O Vandick, Vandick, kehre um . . .

Als er auf der Werft angekommen war, befahl er der ihm entgegen kommenden Dienerschaft, daß sie sich ihm zu fügen hätten. Das ließe Heio ihnen sagen.

Er hieß sie in den Keller gehen. Als sie alle unten waren, warf er die Tür zu und schloß hinter ihnen ab. Dann stieg er eine schön geschnitzte, breite Treppe hinauf, und betrat das Gemach von Moiken Brodersen, Heios Frau.

Moiken Brodersen hatte nichts gehört. Sie schlief im Wandbett; neben ihr lag das Söhnchen. Aber jäh erwachte sie, sah noch einmal Gottes Licht — dann schoben sich die beiden Türen ineinander: sie hörte, wie sie verriegelt wurden.

Und ein Knistern und Knaspern ging durchs Haus . . .

Die Nacht war herabgesunken; das Schloß stand in Flammen.

Und wie gestern war es eine stille Nacht; nur das Rauschen der ankommenden Flut klang her, und ein feiner Rieselstrich war der erste Läufer, der seine Arme um die Hallig legte.

Zu Pferde, zu Pferde! Es war zu spät. Die Rache ist süß; sie ist oft so süß, daß die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln vergessen werden.

In gleichem Takt flogen die Boote der Dronning Maria heran. Vandick trat den Seesoldaten blitzend entgegen, und eine seiner großen silberausgelegten Pistolen aus dem Gürtel reißend, verwundete er den seiner Truppe voranstürmenden Offizier tödlich. Im nächsten Augenblick lag der Räuber mit zerschmettertem Schädel auf dem Sand.

* * *

Das war es gewesen, was die kleine Exzellenz Buchwaldt auf Schmerhörn so tief erschüttert hatte, als ihm am andern Morgen Auskunft gegeben wurde über die beiden Feuer auf Norderoog und Süderoog.

Die Dithmarschen.

I.

Viel, sehr viel, und oft von ausgezeichneten Männern, ist über die Unabhängigkeitskämpfe der Schweiz geschrieben. Schiller hat mit seinem „Tell" gewissermaßen den Punkt gesetzt. Wer kennt die Dithmarschen?

Mit höchstem Mut, mit höchstem Allesdransetzen für ihr kleines Vaterland haben sich diese geschlagen. Wie die Schweizer waren sie von unbändiger Freiheitsliebe beseelt. Vaterlandsliebe ist unser Heiligstes. Wer nicht den Bratspieß und den Grütztopf vom Herde reißt dem eindringenden Feind entgegen, ist nicht wert, verachtet zu werden.

Die Dithmarschen, dem großen Stamme der Friesen gehörend, sind sächsischen Ursprungs. Das ist jetzt unleugbar bewiesen. Es ist ergötzlich zu lesen, wie sehr, bis ins vorige Jahrhundert hinein, die Chronikerzähler und Geschichtsschreiber sich abmühten, die Herkunft eines ritterlichen Geschlechtes oder eines Volkes abzuleiten. Vater Noah ist immer der Erste. Aber auch von Odin, von Alexander, Hannibal, Cäsar sollen die Dithmarschen abstammen. Sie gehören zu denen, „die sich bald unter denen, so nach der Belägerung der Stadt Clusium die Römische Republik in ein Kapitolium eingeschrenket, finden lassen"; „also daß die Dithmarschen unter den ältesten Völkern gewesen, wie solches aus dem Herodoto, so A. M. 3146 seine Historie angefangen, zu ersehen". Und was mehr des Unsinns ist.

Wie oben erwähnt: Unzweifelhaft sind die Dithmarschen, ein Zweig der Friesen, sächsischen Blutes. Mit den freien Nordfriesenbrüdern haben die freien Dithmarschenfriesenbrüder fast immer in Streit gelegen. Hier bildet die Eider die Grenze. Also hüben und drüben allerlei Feuerschein von abbrennenden Mühlen und Höfen. Stehlen von Vieh und Weibern. Unfehlbares Aufgehängtwerden der in der Rauferei Gefangnen.

Wahrscheinlich werden die Dithmarschen (Friesen) von der ostholsteinischen Küste durch die Slaven verdrängt sein. Am baltischen Meer, von Preußen bis nach Kiel (die Grenze kann zollbreit nachgewiesen werden), saßen oder drängten und drangen allmählich vor: die Slaven. Aus Pommern hatten sie, Plön in Holstein gründend, ihren Götzen Prone dorthin mitgeschleppt. Nach der einzigen Beschreibung, die wir von diesem haben, muß er den Molochsöfen in Karthago nicht unähnlich gesehen haben. Vielleicht vor ihm besonders sind die treuherzigen Sachsen davon gelaufen. Wer kann es wissen. Kurz, die Vertriebnen nisteten sich fest in Dithmarschen, einem Länneken zwischen Elbe und Eider. Ob sie diesem Landstrich den Namen gaben, ist nicht genau klarzulegen.

Zuerst ein Durcheinander: Wer regiert die Dithmarschen? Dann traten immer klarer die Stader Grafen als Besitzer Dithmarschens hervor, etwa bis Ende 1100. Die Stader Grafen, wechselnd verwandt mit den Ottonen, den Hohenstaufen, den Welfen, schickten ihre Statthalter hinüber. Aber hier schon zeigt sich der Dithmarscher: Wohl alle diese Grafenstellvertreter, die sich auch als eigne Herren dünken mochten, werden überfallen, verbrannt, ermordet. Einmal droht Heinrich der Braunschweiger hinüber. Ja, er setzt sich auf große, breite Piratenboote, landet und schüttelt auf dem Außenelbdeich zornig die Mähne. Dann steigt er von ihm hinab in den Fettboden, und das übliche Morden, Brennen beginnt. Kaum aber ist der Löwe (der Löwe in Dithmarschen!) wieder verschwunden, um Bardewik den vernichtenden Tatzenschlag zu geben, erheben sich die Dithmarschen, würgen die Oberaufseher ab, schleifen die Zwingburgen, breiten die ungeheure Brust und rufen: „Nun lat em kamn."

Endlich verschwinden die Stader Grafen; es errichtet sich eine Republik, geleitet von den achtundvierzig Regenten. Aber das schlaue Auge eines Priesters, des Erzbischofs von Bremen, blinzelt und liebäugelt hinüber, und richtig: die Dithmarschen nennen sich nun: die Kirchenzollpfennigsteurer des

Bremers. Nun fortwährendes Geldgewünsche von Bremen her, kluges Abschlagen, oder wenn nicht anders möglich, Beschneidung des „Zollpfennigs" aufs äußerste. Den einen Vorteil hatten sie durch das „herzliche Verhältnis" mit dem Bremer: der Papst streichelte sie. Und rührend ist es zu verfolgen, wie durch Jahrhunderte die Dithmarschen in heiligster Verehrung dem Servus servorum Dei zugetan sind. Die Päpste dagegen, die Dithmarschen für halbe Walfische betrachtend in einem ungeheuer entfernten Moorlande, schützten sie. Sie waren die Nesthähnchen der heiligen Väter. Einmal, aus Dankbarkeit, sandten sie nach Rom ein Schiff (eins von ihren Bulldoggen) mit Butter, Speck, Korn, Heringen. Aber es versank im biscaischen Meerbusen. Entzückt und betrübt zugleich, schickte ihnen als Gegengeschenk der Stellvertreter Christi achtundvierzig in Neapel verzierte Pardelfelle für die Regenten. Aber diese „Kattenfells" wurden nicht angezogen, wohl aber sorgsam verwahrt. Vom Papste holten sich die achtundvierzig Regenten ihre Bestätigung. Und sie taten gut, den heiligen Vater als ersten und einzigen Herrn anzuerkennen. Denn immer wieder hatten sie sich ihrer Haut zu wehren. Zwar mit den Stadern und den andern von der Elbe aus Angreifenden wars vorüber. Auch die freien Nordfriesen, die lieben Nachbarn jenseits der Eider, auch die Hamburger und Lübecker ließen sich in Schach halten. Aber, aber, der Erbfeind machte ihnen unaufhörlich zu schaffen: die holsteinischen Grafen, die holsteinische Ritterschaft, ganz Holstein und später die Könige von Dänemark.

Die Grafen von Holstein, die Alfe (Adolfe) aus der Schauenburgschen Sippe, mit ihren stählernen Helmen und stählernen Herzen, und die holsteinische Ritterschaft wurden rot wie geärgerte Truthähne, wenn die Rede auf die Dithmarschen kam: Wie, was? freie Bauern? nicht unsre Leibeignen? Und sich mit Ungestüm die eisernen Hüte auf die gelben Haare stülpend, die ihnen von den Jungen (Pagen) entgegengehaltnen Zweifäustler an sich reißend, den plumpen

Hengsten die Hacken einsetzend, tummelten sie sich, „Sunte (Sancta) Maria" schreiend, an der Grenze herum. Dann hinein! Aber gleich wieder hinaus! Denn die Dithmarschen, mit ihren Keulen und langgestielten Streitärten, paßten auf. Wenn es auch den Herren gelang, eine Viehherde zu rauben, einen Hof anzustecken: ehe sie wieder auf ihrem Grund und Boden, waren sie schon von den Nachsetzenden überfallen. In der „Hamme", diesem Hauptloch im Dithmarschen Sack, ist besonders oft gerauft worden. Hier suchten die Rittermäuse ins Korn zu kommen. In der Hamme liegen viele geknickte Federbüsche, viele zerbrochne Schwerter, viele zertretne Schilde: Viel hundert Ritter liegen hier, erschlagen von ihren Feinden. Über der Hamme stand fast beständig ein dunkelrot Wölklein, zusammengeballt aus dem zum Himmel dampfenden Blut. In der Hamme, am Oswaldustage 1404, fand eine besonders große Schlägerei statt. Der Schauenburger selbst, zwei oldenburgische Grafen (die Oldenburger, verwandt mit den Schauenburgern, fingen schon an, sich in Holstein zu schaffen zu machen) und über dreihundert holsteinische Ritter und gefällige Herren der Nachbarschaft verbluteten. Den Hunden und Füchsen zum Fraße leuchtete, nach der Plünderung, ihr weißes Fleisch in die Nacht. Da erschienen dreihundert Edelfrauen auf dem Schlachtfeld in weißen nonnenmäßigen Hemden und suchten, suchten, suchten im Mondlicht, die Tiere verscheuchend, nach ihren Männern.

Einmal, aber nur dies eine Mal, kämpften die Holsten und Dithmarschen Schulter an Schulter: am Marien-Magdalenen-Tag 1227 bei Bornhöved gegen die Dänen unter Waldemar dem Sieger.

Waldemar, lange gefangen gehalten vom Grafen von Schwerin, hatte während seiner Festsitzung alle möglichen Eide geschworen, um entlassen zu werden. Auch den: die Holsteiner zufrieden zu lassen. Endlich aus dem Turm wieder erlöst, ließ er sich sofort vom Papste der Eide entbinden, koppelte ein großes Heer zusammen und zog, unterwegs die

Dithmarschen zwingend, ihm zu folgen, nach Holstein. Hier aber setzte sich der junge Alf der Vierte zu Pferde, verband sich mit den Lübeckern und einigen Herren nördlich der Elbe und rückte dem Sieger entgegen. Bei Bornhöved (in der Nähe Neumünsters) im Gau Faldera kam es zur Schlacht. Sie ist eine der folgenschwersten für Holstein gewesen, denn auf immer wurden die Dänen vom Holstenland abgeschlagen.

Waldemar, der sprühende, glühende Waldemar, vom Kopf bis zu den Hacken in schwarzes Eisen gehüllt, von dem nur die lange flammendrote Feder und die goldnen Sporen abstachen, zwang seinen Friesenhengst von einem Flügel zum andern und umgekehrt, in immer regem Galopp: er suchte den Grafen. Er haßte ihn. Durch das Visier funkelten seine kleinen Schweinsaugen. Adolf hatte an dem heißen Tage Helm und Harnisch auf die Straße geworfen. Im himmelblauen Wams, am Goldgürtel das riesige Schwert, mit fliegenden blonden Seidenlocken, suchte er den König. Die Schlacht stand am Mittag schlecht für die Holsten. Die Sonne stach ihnen zu sehr ins Gesicht. Da sprang der zwanzigjährige Graf von seiner Stute, hing den Purpurzaum um die Schulter und kniete: die heilige Jungfrau um den Sieg anflehend. Er versprach, im Falle des Gelingens als Bettelmönch zu sterben. Und wirklich, die heilige Jungfrau erschien am Himmel, tat einige Schritte, bis sie die Sonne erreichte, und spannte dann ihren Mantel vor das Gestirn. Da stieg der Graf ermutigt wieder in den Sattel, und wieder tobte die Schlacht. Zur selben Stunde aber kehrten die Dithmarschen Speer und Schild um und traten zu den Holsten über. König Waldemar lag schwer verwundet unter seinem sich wälzenden Gaul. Die Dänen flohen.

1460 starb der letzte Schauenburger, Adolf der Achte. Er hatte noch einmal alle großen Eigenschaften seiner Vorfahren in sich vereinigt. Er heißt auch: „Der Ketzer". Auf alle Fälle: er beugte sich nicht unter die Hofpfaffenpartei.

Dem großen Grafen-Herzog wird nachgesagt, daß er eine

„sonderliche Fürliebe" für Wald und Getier gehabt habe. Das kannte man in jener Zeit nicht. Es wird dem klugen, stillen Herzog ferner nachgesagt, daß er ein eigentümlich Lächeln an sich gehabt, namentlich „so er einen als Tummen" erkannt, oder über die krummen Wege seiner Gegner. Ein einziges solches Lächeln, da es auf einmal alle wohlgelegten Maschen zerstört habe, hat „ufrichtig entsetzet". Sein Lieblingstier war die Eule. Als in seiner Sterbensnacht der Kauz um sein Schloß schrie, hat er zum letzten Mal gelächelt. Und es ist ein Zeichen: während dieser Vogel noch heutigen Tages von vielen tausend törichten Menschen verabscheut und gefürchtet wird, hat Adolf das herrliche Tier geliebt.

Kein Wunder: er kam mit den Dithmarschen gut aus. Und wenn er auch verzeihliche Rachegelüste (hatten sie ihm doch den Vater in der Hamme erschlagen) fühlte, es ist nie zum Streite gekommen.

Aber bald ward es anders. Adolf, der die entfernt verwandte Linie der Schauenburger in Pinneberg als Nullen durchschaut hatte, ließ — gar zu gern wünschten ihn die Dänen selbst zum König — seinen Neffen Christian, den Oldenburger, den Sohn seiner Schwester, krönen. Und auch, obgleich er sich nie bestimmt ausgesprochen hatte, war es ein Lieblingswunsch von ihm, Christian in die Erbfolge Schleswigs einzusetzen. Blieb doch auf diese Weise Schleswig-Holstein ungeteilt.

Christian der Erste, ein bildschöner, sechs Fuß großer, ritterlicher, tapferer Herr, dem nur jeglicher Sinn für Geld und Geldeswert („die bodenlose Tasche") fehlte, dachte in der Marschenfrage ganz anders als sein verstorbner Oheim. Daß sich dieser kleine Fleck Erde mit seinen Bauern ihm noch nicht unterworfen hatte, ärgerte ihn außerordentlich. Eine Anfrage zur Hilfe in dieser Angelegenheit bei der holsteinischen Ritterschaft fand natürlich das freudigste Gehör. Aber noch fehlte Christian die Belehnung Dithmarschens durch den deutschen König. Unter dem Vorwand, dem Papst

zu huldigen, rüstete sich Christian zum Zuge dorthin. Alles ritt in reicher Pilgertracht. Das Geld war vom König, wie stets, bei holsteinischen Edelleuten und Hamburger Groß-kaufleuten aufgebracht. In Rothenburg an der Tauber, dem eigentlichen Endziel des Königs, traf er mit dem römischen Kaiser zusammen. Dieser, von seinen nächsten Verwandten wenig höflich „Die ewige Nachtlampe" genannt, schien mit seiner endlos langen Regierung das tausendjährige Reich begründen zu wollen. Christian spielte am Hofe in Rothen-burg den Schwerenöter rechts, den Schwerenöter links. Die Damen waren entzückt, und — der deutsche König belehnte den Dänen mit Dithmarschen.

Nun sollte sofort mit Pauken und Trompeten der große Zug losgehn. Aber Schweden, ach, Schweden, ach, Schwe-den! machte dem König zu viel Sorgen. Er focht dort, persönlich immer vorweg, ununterbrochen; dafür schoß ihm ein Dalekarlier einen Pfeil ins Fleisch. Endlich, als der schöne Christian die Augen schließen wollte, übergab er die Ausführung seines Planes an seinen Sohn Hans. In-zwischen aber drohte der Papst nach dem Norden hin für seine Dithmarschen. Auch der Kaiser widerrief feierlich seine Belehnungsurkunde an Christian. Dem aber konnte sie nicht mehr zugestellt werden, denn er lag lang ausgestreckt auf seinem Paradebett. Der holsteinische Adel polterte: Papst und Kaiser wollen sich einmischen? Wer sind Papst und Kaiser? Und die Ritter machten auf ihren Gelagen unehr-erbietige Gebärden nach Süden. Dann schlugen sie die Eisenhandschuhe an die Schilde, daß es rasselte: der Bauer soll, er s o l l nun endlich uns den Steigbügel küssen. Auch König Hans wollte gleich, trotz Papst und Kaiser, den Kriegshelm um die ungeduldige Stirn pressen; aber er mußte warten, denn Schweden, ach, Schweden, ach, Schweden! ver-langte seine fortwährende Anwesenheit.

Endlich, endlich in den allerletzten Tagen des fünfzehnten Jahrhunderts trafen die Dänen unter König Hans und seinem mehr als zwanzig Jahre jüngern Bruder Herzog

Friedrich von Schleswig-Holstein mit der holsteinischen Ritterschaft in Rendsburg kriegsbereit zusammen.

In den ersten Tagen des Februars 1500 setzte sich der Zug in Bewegung. Glänzender, unvorsichtiger, leichtsinniger sind Menschen nie in den Krieg, in die Schlacht gezogen. Und beispiellos, in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder zu finden, war die Niederlage des Königs und des Adels. Freilich, und das muß hervorgehoben werden, die Dänen und Holsteiner fochten gegen feinen scharfen Graupelregen, konnten festgekeilt auf dem e i n e n Weg sich nicht ausbreiten und konnten nicht im Wasser kämpfen. Die Torheit des Angreifers kann das nicht entschuldigen, und die löwenartige Tapferkeit der paar sich verteidigenden Dithmarschen wird dadurch nicht geschmälert werden können.

II.

In Neumünster in Holstein war Ende des Januars 1500 König Hans von Dänemark eingetroffen. In seinem Gefolge ritten Schweden, Friesen (natürlich!), norwegische Bogenschützen, seeländische Ritter, jütische, hellgelb behaarte Bauern, laaländische Flachsköpfe. Von allen Seiten strömte ihm der holsteinische Adel zu, Großväter, Väter, Söhne, Enkel, Neffen, die gesamte Ritterschaft. Sie alle kamen mit glühendem Haß und lechzendem Rachedurst.

In diesem nordischblonden blauäugigen Gemengsel stach Junker Slenz mit seiner „schwarzen Garde" eigentümlich ab. König Hans hatte diese in Sold genommen. Aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt, selbst Mohren und Kirgisen fügten sich in ihre Reihen, war sie der Schrecken Europas. Als sie über die Elbinseln nach Holstein einrückte, hätte Hamburg sie ersäufen können, wenn es die Schleusen hätte öffnen lassen. Aber die stille Freude, daß die schwarze Garde gegen die Dithmarschen zog, denen die freie Hansestadt (damals allerdings noch sehr nach den dänischen Königen sich umsehen müssend) heimlich das denkbar Böseste

wünschte aus begreiflichen Gründen, hatte diese Stunde versäumt.

Trotz der harten Winterzeit hatte der König auf dem Marktplatz sein purpurnes Zelt aufschlagen lassen. Auf herrlichen, in altgriechischer Kunst getriebenen Dreifüßen brannte die wärmende Kohle, aus dem Zelteingang zog wie aus Bauernhaustüren der Rauch: die Schönheit des Südens mit der Barbarei des Nordens in wunderbarer Vereinigung.

Vor dem Zelt hielten zwei riesige Äthiopier die Wache. Sie streckten die Hellebarden, als Junker Slenz, der sieben Fuß rheinisch maß, der längste Mann der Erde, sich bückend, in den Eingang bog, um dem König, der ihn hatte zu sich entbieten lassen, Meldung und Bericht zu erstatten.

Als diese Posten wieder die Spieße streckten beim Weggang des Gardenführers, ließ sich die Nacht auf den kleinen holsteinischen Flecken nieder. Im Zelte verbreiteten blaue Ampeln ihr Helldunkel. Carsten Holm, der Verräter seiner Landsleute, der Dithmarschen, stand mit scheuer Stirn vor König Hans. „Daß dir die Hand verdorre, hast du den richtigen Weg uns gezeigt," schrie ihn der König an und spie aus. Aber dann hörte er finster, ohne sein Gegenüber weiter durch Unterbrechungen zu stören, dessen Vorschläge zum leichtesten und schnellsten Niederwerfen der Dithmarschen, zu den besten Wegen für den Einbruch in die Marschen.

Als Carsten Holm in die dunkle, windgeschüttelte Nacht hinaustrat, fiel ein Trugstern. Dem Verräter war, als schösse, sich überschlagend, eine Lichtgestalt aus dem Himmel in die bodenlose Tiefe. Und Carsten Holm legte die Stirn an seinen Ärmel, und jeder Herzschlag hämmerte ihm vor: Verräter deines Vaterlandes.

Am andern Morgen brachen die Truppen auf. Wars zu einem Feste? Als wenn ein großer Farbenkasten, alle Schattierungen enthaltend, lebendig geworden sei, so mischte sichs kurz vor dem Abmarsch durcheinander. Vorneweg marschierte

die schwarze Garde. Die ungeschlachten Landsknechtstrommeln pumperten unaufhörlich. An der Spitze schritt, scheuen Blickes, Carsten Holm, um den richtigen Weg zu zeigen. Zwei Speerträger begleiteten ihn rechts und links, um ihn niederzustoßen, wenn der Verräter ein Verräter wäre. Wer kann einem Verräter trauen?

General Slenz, der lange Kölner Junker, der Anführer der Garde, hatte seiner Langaufgeschossenheit wegen nie ein Pferd besteigen können. Seine Füße hätten die Erde berührt. Um aber nicht immer den Apostelfuß setzen zu müssen, hatte er sich eine sinnreiche Einrichtung zur bequemen Wegschaffung seines Körpers erdacht: Eine offene Kiste ruhte auf kleinen, höchstens vier Zoll hohen Rollen (Rädern ohne Speichen). Zwei derbe Bauernpferde zogen sie. In dieser Kiste lehnte, mit dem Rücken an der Hinterwand, sie von den Hüften an aufwärts überragend, der Junker. Er hatte die Arme gekreuzt. Der Wind wehte ihm oft die knallrote Feder des breitkrämpigen, umgekehrt suppentellerförmigen Eisenhutes über den schwarzen dünnen Schnurrbart. Erst beim Einrücken ins Gefecht pflegte er sein sonderbares Gefährt zu verlassen.

Nach der Garde folgten schwerfällig die „Stücke". Einzelne trugen Namen: die Laus, der Freßsack, Bruder des Donners, de gele Antje (die gelbe Anna), der Spucker, Ich tau den Schnee, der Blutlecker.

Nun der König! Er saß auf einem milchweißen, mit purpurnen Decken behangnen, tänzelnden schwedischen Hengst. Statt in Harnisch und Schienen stak er in dichten Zobelpelzen. Wie die alten Seekönige hatte er sein Haupt vermummt in Otternfelle. Ein Fuchsschweif fiel ihm in den Nacken. Aus der Umhüllung drängte sich sein roter Bart und schob sich bis an die tiefblauen Augen. Neben ihm, auf einem Esel, ritt der Abt des Klosters Neumünster, Probus. Sein feistes Gesicht blickte unter der Kutte ärgerlich und listig zugleich, fortwährend schielend auf den hohen Dänen.

Hinter beiden trabte der Narr der Majestät, Pus Pinkfos. Auch er hatte dem kalten Tage Rechnung tragen müssen in seiner Gewandung. Nur ein grasgrünes Ohr der Kappe, mit einem Schellchen oben, zeigte sich, klingelnd, nach vorn und hinten fallend. Der Narr äffte dem Abt nach, zur großen Belustigung Aller, die es sahen. Selbst König Hans lachte einmal in sich hinein.

Dann prunkte die Ritterschaft heran, vorne die schleswig-holsteinische; so hatte sie es sich ausbedungen. Auch sie war in edeln Pelzen, statt im Panzer. Nur die langen, breiten Schwerter waren umgegürtet. Die goldnen Halsketten, die sie trug, zeigten an, daß sie zu einem Siegeszuge, zu einem Feste ritt.

Endlich folgten die Söldner zu Fuß und eine unabsehbare Reihe von Wagen. Einige von diesen enthielten die wertvollen Tafelgeschirre des Königs und des Adels. Weitaus die meisten aber fuhren leer; galt es doch, die unermeßliche Beute wegzuschaffen. Sie waren von Juden umlungert, denn gleich an Ort und Stelle sollte von dem Geplünderten verkauft werden, was verkauft werden konnte.

Träge, dicke Schneewolken verwehrten der Sonne den Durchblick. Der Wind hatte seine Posaunen abgesetzt. Der Tag wechselte zwischen Frost und Wärme.

In Meldorf glaubte der Zug den Feind in Schanzen zu finden. Aber er zeigte sich hier nicht. Ohne Bedenken ließ der König die in der Stadt Gebliebnen, Greise, Frauen, Kinder, niedermachen. Er meinte durch diese Tat die Dithmarschen einzuschüchtern, daß sie sich nun bedingungslos ihm unterwerfen würden. Er hatte sich geirrt.

Die Dannebrogsfahne, die einst ein Engel dem gegen die Heiden kämpfenden Waldemar in großer Notstunde aus dem Himmel in die Arme geworfen hatte, wehte vom Kirchturm. Der König saß nachts allein in seinem Zelt. Er hatte die Stirn in die Linke gestützt und sah finster vor sich hin. Plötzlich riß er den vor ihm auf einer Trommel stehenden Goldpokal an sich und trank ihn leer. Dann erhob er sich

und schob den Eingangsvorhang mit der Rechten auseinander. Die beiden Mohren streckten die Lanzen. Auf den schwarzen, glänzenden Gesichtern lag der Widerschein der ringsum leuchtenden Feuer.

Aus der Nacht tauchte vor der Majestät eine gebückte Gestalt auf, der neunzigjährige Marschall und Bannerträger Johann Ahlefeldt. Er stützte sich auf zwei zarte Jungen (Pagen); den alten Schneemann umrankten die Rosen. Der Ritter stellte dem Oldenburger vor, daß er erst tüchtiges Frostwetter abwarten möge vor dem Weiterzug; er kenne die Marschwege nicht. Aber der König schlug den Rat mürrisch aus.

Und die Nacht verschlang wieder den Greis und die Knaben. Der Dänenherr trat ins Innere zurück und warf sich auf die Bärenfelle zum Schlaf. Er befahl, die Ampeln zu löschen.

Am nächstfolgenden Morgen, Carsten Holm wieder an der Spitze, zog das Heer auf Heide zu.

Völliges Tauwetter war eingetreten. Feiner Staubschnee belästigte. Der Wind blies aus Südwest, die schweren Füße von Mensch und Tier stapften schon mühselig genug auf dem immer weicher und grundloser werdenden Weg. Hufe und Sohlen schleppten ganze Schollen mit sich weg.

* * *

Indessen waren die Dithmarschen nicht müßig gewesen. Die furchtbare Gefahr, die ihnen drohte, erkennend, traten zu verschiedenen Malen die achtundvierzig Regenten in Heide auf dem Marktplatz zur Beratschlagung zusammen. Einige äußerten sich dahin, daß sich alles Volk, bis die Kriegswolke verflogen, nach der (damals noch) Insel Büsum zurückziehen sollte, gleichsam nach dem Salamis der Marschen. Aber der Vorschlag wurde verworfen, und mit Mehrstimmigkeit einigte man sich dahin, das Vaterland und die Freiheit bis in den Tod zu verteidigen. Ja, kein Weib selbst blieb zurück, ohne dies zu geloben.

Einmal noch in dieser Zeit hatte König Hans einen Vermittler nach Heide gesandt, den dicken siebzigjährigen Ritter Detlev Bockwoldt (Buchwaldt). Wer kannte Detlev Bockwoldt nicht? Die ganze Welt ihn; er die ganze Welt. Überall war er hochgehalten wegen seiner Klugheit und wegen seines guten Herzens; auch sein Trinkenkönnen, und in jener Zeit gehörte etwas dazu, sich darin auszuzeichnen, wurde überall gepriesen. Die Dithmarschen nahmen seine Vermittelung nicht an. Bevor er den Rückweg antrat, hatten ihn die Regenten zum Gelage gebeten. Auf diesem soff er die ganze erlauchte Republik unter den Tisch. Als die Morgensonne in den Saal lugte, ließ er sich vom Ratskellermeister zum Schluß den Helm mit gutem Rheinwein vollschenken und trank ihn aus in einem einzigen langen Schluck. Dann stülpte er den feuchten und noch tropfenden Helm auf die Locken, lachte den Schenken an: „Das frischt die warme Stirn," und ritt lachend davon.

Nur ein kleiner Trupp von dreihundert Mann marschierte am folgenden Tage von Heide aus, und warf in der Nacht in der Nähe des Dorfes Hemmingstedt quer über die Hauptstraße eine Schanze auf. In diese, so daß sie den Weg bestreichen konnten, stellten sie zwei Feldschlangen. Die Dreihundert wurden angeführt von Wulf Isebrandt, der an Körper so lang war wie Junker Slenz.

Mit der geringen Schar hat die schöne Telsche aus Hohenwörden den Marsch gemacht. Sie hatte für den Fall des Sieges und der Befreiung ihres Vaterlandes ewige Keuschheit geschworen.

Auch einige unerschrockne Priester hatten sich hier nachts eingefunden. Sie entflammten durch ihre Reden den Mut der Handvoll Menschen. Der heiligen Jungfrau wurde im Errettungsfalle ein Kloster gelobt.

Der Morgen dämmerte heran. Auf der Krone der Schanze stand die schöne Telsche. Sie hatte die Arme zum Himmel gebreitet und betete inbrünstig. In der Rechten hielt sie ein kurzes Schwert, in der Linken eine weiße seidne Fahne, in

die die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben hineingestickt war.

Dreißigtausend rückten gegen die Dreihundert an. Es wurde Mittag, ehe auf beiden Seiten das Feldgeschrei ertönte: „Hilf, sunte (sancta) Maria" . . .

. . . und da jagte Henning Rullwagen, der als Kundschafter ausgeschickt war, so gut sein Pferd fortkommen konnte, von Süden her in die Schanze: „Sie kommen!" Kein Ruf erklang, kein Hurra, aber in Stiel und Griff verwuchs die Faust. Bald hörte jeder die ungeschlachten Landsknechtstrommeln heranpumpern.

Zum Perlschnee hatte sich feiner Regen gesellt. Der Wind, noch immer Südwest, schlug schneller die Schwingen.

Junker Slenz lehnte noch in seiner Kiste. In langer, schmaler Linie, dicht auf einander folgend, nahte der König mit den Rittern.

Wenn sie nur ihre Ohren und Augen gebraucht hätten, die Heranrückenden. Aber nicht einmal eine Spitze hatten sie vorgetrieben. Von Seitenläufern konnte die Rede freilich nicht sein, denn rechts und links des matschigen Weges waren die Felder so sehr aufgeweicht, daß sich kaum der einsinkende Fuß, besonders eines mit den örtlichen Verhältnissen nicht Vertrauten, wieder aus dem Schlick befreien konnte.

Schnee und Regen fielen dichter.

Da lösten sich die Feldschlangen in der Schanze und sandten ihre eisernen Kugeln in die vordern Reihen der Angreifer, daß diese stutzig wurden. Junker Slenz entstieg der Kiste, schritt mit ellenlangen Schritten an den Kopf des Zuges und rief in die Schanze, mit der Faust drohend, in seinem Kölner Platt: „Wahr di Buer, de Gard de kummt." Umgehend wurde ihm die Antwort aus den Geschützen gesandt. Und wieder stutzten die Vordersten und wollten nicht weiter; und die Nachfolgenden, den Vorgang vorn nicht ahnend, drängten und drängten. Junker Slenz sah schon jetzt das Verderben, wenn nicht sofort eine Wendung herbeigeführt

würde. Er schrie, und die Nadeln eines Tännleins, das hier wunderbarerweise im fetten Marschboden vereinsamt stand, fielen vor Schreck auf die Erde: „Die Faschinen in die Gräben!" Und mit großer Emsigkeit wurden die für den Fall vorgesehnen Reisigbündel in die Gräben geworfen. Nun konnte sich die Garde ausbreiten. Aber, o weh, sie blieb im Morast stecken.

In diesem Augenblick geschah das Unerhörte: der Wind drehte sich aus Südwest nach Nordwest. Und Hagel, Schnee und Regen kam den Angreifenden ins Gesicht.

Jeder Küstenbewohner der Nordsee, die Marschen, die Inseln kennen das Wort: Nordwest nach Südwest bei Flutzeit. Die ungeheuern Wassermassen aus dem Kanal, aus dem Ozean stauen gewissermaßen, dreht sich der Wind nach Nordwest. Und dann fanden die Überschwemmungen statt, die viele Tausende ins Wasser rissen. Freilich, damals waren es Sommerdeiche.

Während sonst ängstlich alle Augen auf die Festigkeit der Schleusen gerichtet waren — heute am schlimmen Februartage 1500 heißt es überall: „Die Schleusen auf!" Wie eine Ahnung ists: Die Unsrigen stehen im Kampfe, ersäuft den Feind!

Und nun quoll sie ins Land hinein, die Flut; und stieg und stieg und setzte Alles unter Wasser. Auch um die Schanze herum stieg es. Schon stehn die Garden bis ans Knie in der schwarzen, trägen, unmerklich steigenden, unheimlichen Welle.

Den Verteidigern tut sie nichts an; sie verstehn ihre Springstöcke zu gebrauchen.

Telsche mit Fahne und Schwert und Wulf Isebrandt voran, machen die Dreihundert einen Ausfall — und müssen zurück.

Junker Slenz prahlt wie Goliath einst: „Komm heran, wer den Mut hat." Der starke Reimer von Wimerstedt, der einen vollbesackten Kornwagen mit den Schultern hebt, stürmt aus dem Schutz der Schanze. Sein langer Speer

mit dem Widerhaken greift in die Halsberge des Junkers. Der stürzt, daß hochauf das Wasser spritzt. Reimer stellt seinen Fuß auf ihn und stößt ihm das kurze, rasch von der Seite gerissene Schwert ins Herz.

Und wieder prallen die Dreihundert vor. Wulf Isebrandt und die schöne Telsche abermals voran. Einen in der Mitte umfaßten Windelbaum wie eine Gerte über sich kreisend, ruft er: „Wahr di Gard, de Buer de kummt!" Jetzt müssen sie nicht mehr zurück. Sie reißen Alles unter sich in die Feuchte. Das schwarze Gewässer mengt sich schon mit dem Blut. Der noch auf der Straße stehende Teil der Garde macht Kehrt; der Troß, die Söldner hinten drängen, nicht wissend, was das Halt bedeutet, immer stärker. In der Mitte sind der König und die Ritter eingeklemmt. Als diese ihre Lage erkennen, wollen sie über die Gräben setzen. Unmöglich, Keil in Keil, sie sind verfitzt. Die Faust, so ineinander sind sie, kann nicht ans Schwert. Sie erdrücken sich gegenseitig. Die Pferde werden scheu. Und der Brodem, der dampfende Schweiß der Hengste, der Hagel, der Regen, der Schnee: in eine Wolke ist Alles gehüllt.

Wulf Isebrandt schreit, als die Garde am Boden liegt: „Schlagt die Pferde, schont die Ritter." Bald aber: „Schlagt die Ritter, schont die Pferde."

Und von den gegenüberliegenden Grabenrändern her reißen die Dithmarschen mit ihren langen Haken die Edelleute zu sich, treten sie ins Wasser und trampeln sie tot.

Wo ist der König? Endlich, endlich hat er sich frei gemacht. Er will untergehn. Die Schmach will er nicht überleben. Schon setzt er die goldnen Zinken seinem Schlachthengst in die Weichen, um mit ungeheuerm Sprunge über den Graben zu kommen, da ereilt ihn ein Schlag auf den Hinterkopf. Pus Pinkfos schlug ihn. Den Ohnmächtigen nimmt er vorn auf sein Pferd. Es gelingt ihm mit unsäglicher Mühe, durch die ineinander gefahrnen Wagen zu entkommen. Er hat den König gerettet.

Die goldnen Sporen liegen im Morast. Und es ist Alles ein Schlamm, aus Blut, Schweiß, Schmutz, Knochen, Schnee, Regen, Lehm gemengt. Die Dithmarschen würgen nur noch . . . Was ihre eisennägelbeschlagnen Schuhe nicht tottreten, erwürgen sie mit den umklammernden Fäusten. Die schleswig-holsteinische Ritterschaft ist erstickt, ertrunken.

Die schöne Telsche ist unter den Würgern. Rechts hält sie noch das kurze Schwert, links das Banner. Nun steht sie über dem jungen Pagen Gosche (Gottfried) Doberstorff, dem das blonde Gelock schon klebt von Blut und Schlamm. Seine Augen schauen entsetzt in die ihren. Aber Telsche kennt heute kein Erbarmen; sie hat ewige Keuschheit geschworen. Das Schwert wegwerfend, reißt sie ihm das samtne Wams vom Halse und stößt mit wuchtigstem Stoße die weißseidene Fahne mit dem Muttergottesbilde dem Knaben durch die Brust, daß sie, flatternd, feststeht wie in einer Mauer.

Die Beute des Sieges ist unermeßlich. Die goldnen Halsketten der Adlichen legen die Dithmarschen ihren Hofhunden an. Den eroberten Dannebrog hängen sie in der Kirche von Wöhrden zu ewigem Gedächtnis auf.

* * *

Der schleswig-holsteinische Adel schien vernichtet zu sein. Einige Geschlechter waren auf dem Schlachtfelde ausgestorben. Die Listen über die gefallnen Edelleute stimmen nicht ganz überein. Eine vor nicht langer Zeit gefundne Chronik, deren Verfasser wahrscheinlich selbst mitgekämpft, jedenfalls die meisten der Erschlagnen gekannt hat, gibt eine Reihe von Namen an, denen er die augenscheinlich unter den Standesgenossen und im Volke übliche Nebenbemerkung beigefügt hat. Freilich, freilich, die so gern gelesenen und auch sonst so beliebten Worte „Rittergutsbesitzer“ und „von“ kannte jene Zeit noch nicht. Schade, schade.

* * *

Detlev Tynen to walstorp. De hett Koning Christjern gedrauet vnde verwegert vnnde deme Koning alle truwe vnde Manschop upgesecht vnnde afgesecht. Got Genade.

Clawes Tynen, Skokular, dat is: De Hinkende. De buern hebben em een Been, een Arm, een Og affschlagen in de erschreckliche Schlacht bi Hemmingstedt. Is nu dot. Ridder. Gott gnade.

Wittekopp Wohnsfleth, schackens sone, tho Ornum vnde Messunde. Ridder.

Dethlev Wohnsfleth, de hett sin broder Henneke ersteken tho Bononia, dat is: Bolognia. Godt Gnade.

Wulff Wohnsfleth tho Ostergaarde. Ridder. De Fleutenspeler.

Christorp Meinstorpe tho Meinstorp. Ridder.

He was de leste van sine Geschlechte. God gnade vnde deme himelscher vader Befahlen vnnde unse lewe frouwen. Bedet for ehm.

Benedictus Pogwisch, miles.

Dethlev Pogwisch de ander, Henninges sone, tho rikelesdorpe, Knape.

Clawes Pogwisch, sub nomine: De gele Düwel (Der gelbe Teufel*), schackes sone, tho farve. Ridder. Got Gnade.

Hinrich Bokwoldt to wensine, Ridder.

Caspar Bokwoldt to rögen, Hennekes sone. Ridder. Hövetmann bi den Landesknechten. Sub nomine: De Gude.

Schacke Rugmohr, oves sone, to Geltingen. Ridder.

Kaie Rugmohr, en jung fin Junker mit gele Lukken. Vertein jare. Gott Gnade.

---

*) Von diesem stammen: Goethes Schwiegertochter Ottilie und ihre Schwester Ulrike, Priorin des adlichen Klosters zu Sankt Johann vor Schleswig. Sie waren die letzten Glieder des altadlichen, mächtigen und berühmten Geschlechtes der Pogwisch. Mehr als einmal hat es frondiert. Der Olympier und die große Bauernschlacht. Der Olympier und de gele Düwel!

Hans Blome mit deme Zinke (große Nase?) tho doberßtorpe, Ridder. Godt Genade.

Sivert Brocktorp, Ridder, so dene duchtigen, wollgepohren Fursten Rumpolt in Roma ersteken; se weren vull wines. Gott gnade.

Dethlev Sehestedt tho Sehestedt, Clawes sone, Ridder.

Breide van der Wisch, Knape, mit de Dern ut Hispania.

Wulff van der Wisch, Ridder, gebrödern.

Benedictus Qualen to Knope, Ridder, mit de Muusplacken (Blatternarben).

Ove Rantzow, Ridder tho rastorp, sub nomine: Apollon, de Grekenkoning.

Clawes Reventlou thor Haseldorp, de Astrologe, Ridder, Ottens sone, Godt Genade.

In nomine Domini. Amen.

Geert der Große von Holstein.

In den Sagen vom „groten Geert“ und seinen Zeitgenossen lebt ein Zug epischer Größe und Gewalt, als gehörten ihre Gestalten noch einem früheren Übergangsstadium, einem wahren Heldenalter an. Die unheimliche Verknüpfung von Schuld und Rache, von Ehrgeiz und Ehrgefühl, der fürstliche Durst nach Herrschaft, gesteigert durch die kühnen und tückischen Ratschläge edler Genossen, erinnert selbst in der späteren Überlieferung jener holsteinischen Chronisten an die Gestalten der Nibelungennot. War es doch eben eine Zeit und ein Land, in dem jetzt eine alte Welt, eine alte Verfassung mehr und mehr untersank, wie die der großen germanischen Stämme in dem Jahrhundert Theodorichs oder der Burgunderkirche.

Nitzsch.

Im Jahre 1314 hielt, am achten August, der älteste Sohn des verstorbenen Grafen Heinrich van Rendsburg, Gerhard, „junckher Gherken van Holsacen“, an der Südseite der hochgelegnen Kirche des Fleckens Kellinghusen. Bis hierher, bis an die Stör, grenzte im Süden sein Gebiet. Über die Stör hinüber, in Stormarn, regierte der Segeberger Zweig der Schauenburger*).

Es war der Tag des heiligen Cyriacus, dem die Kirche in Kellinghusen geweiht war. Im Gotteshaus unter dem Erlöser am Marterholz hing in kleinerer Figur, schrecklich geschnitzt, der Heilige, nach unten gekreuzigt, wie es die Überlieferung aufbewahrt. Beide Qualhölzer waren über und über mit Blumen bekränzt und mit Ähren der beginnenden Ernte überflochten.

Alle Türen der Kirche standen an dem heißen, wundervollen Sommertag weit geöffnet. Ein ununterbrochnes Orgelspiel, in das von Zeit zu Zeit im hellsten Ton gesungne

*) Ich habe als Hauptquelle die ausgezeichnete, mit Pfeffer und Farben geschriebene Studie Wilhelm Verblingers „Gerhard der Große und seine Residenz Rendsburg“ benutzt.

Halleluiahs der rotgerockten Chorknaben einfielen, flutete bald leiser, bald lauter durch die Hallenkühle. Mehr einem fröhlichen Festgewimmel gleich, wogte es unausgesetzt im Innern. Marktweiber traten mit ihren Körben herein, verbeugten sich, bekreuzten sich, knieten, beteten und gingen wieder hinaus. Kinder und Hunde liefen oft spielend hindurch. Vor den verhangnen Beichtstühlen standen in fortwährender Abwechslung die Bewohner der kleinen Stadt und der umliegenden Dörfer. Gähnend, gutmütig lächelnd hörten hinter ihrem Gitterwerk die Priester das unschuldige Sündenverzeichnis an: wußten sie doch schon, daß ihnen stets das Gleiche ins Ohr geflüstert wurde. Allerlei kleine Vergehen, süße Erinnerungen aus versteckten Lauben, alle die hundertfachen mehr oder minder schweren Herzbeklemmungen, die jedermann durch den Tag schleppt. Und immer wieder gaben sie Vergebung, hin und wieder geringe Strafen befehlend. Und in das frohe Volk mischten sich dann die Erleichterten, um an diesem Tage, wenn auch nicht gewollt sich erst recht jenen harmlosen Sünden zu unterziehen deren Verzeihung ihnen eben geworden, denn es war der größte Tag des Jahres für das Städtchen: das Fest des heiligen Cyriacus, oder, wie bis zur heutigen Stunde genannt: der Cyriaux-Markt.

Unmittelbar um die Außenwände der Kirche drängte sich das ausgelassenste Leben. Hier zeigte „de Kierl ut Roma" seine Kunst. Er verschluckte Messer, ließ Schwerter mit der Spitze auf den Lippen in der Schwebe stehen und Eier und Pfannkuchen unter die Kappen der Bauern verschwinden. Dieses erstaunliche Kunststück erregte dann stets ein lautes Gelächter, wohl mehr über das verwunderte, mundgeöffnete Gesicht des guten Landmanns, als über die ihm unter die Mütze gezauberten Eier und Pfannkuchen. Zahlreich standen die Buden, bis weit in die Straßen hinein. Sie verkauften fast alles das, was noch heute an Jahrmärkten feilgeboten wird. Nur die Honigkuchen bildeten Figuren aller Art, in denen heidnische Anklänge noch leicht zu ent-

decken gewesen wären. Geräucherte Aale und „gele Appels ut Italia" (Apfelsinen) gab es schon damals; ihre Häute und Schalen zierten wie in unsern Tagen das Pflaster.

In einzelnen größern Zelten wurde von früh morgens bis in die späteste Nacht hinein getanzt.

Graf Geert, der noch immer an der Südseite des Kirchleins hielt, liebkoste den Hals seines unruhig werdenden dunkelbraunen Hengstes. Die Mähnen des Pferdes waren golddurchwirkt und mit roten Bändern durchflochten. Nun ruhten die Hände des „junckhern van Holsacen" auf dem Sattelknopf. Wie abwesend schaute er auf die weite Landschaft vor sich, die im Westen von den großen Itzehoer Waldungen, sich bis dicht an Kellinghusen heranziehend, begrenzt wurden. Im Süden und Südwesten lagen die Stör-Marschen. Über die kleine Kirche von Stellau sah er in die blaue Ferne, sehnsüchtig — denn das Land gehörte ihm nicht. Fuhr er aus seinem Brüten empor, warf er in die ihn umlagernde Jungenschar Kupfermünzen, sich lachend dann des drolligen Gebalges erfreuend.

Als die Mittagsglocken schlugen, erdröhnten Tamtams in der Kirche, das schrille Ministrantenglöckchen tönte; die Orgel schwieg . . . Alles, drinnen und draußen, stürzte auf die Kniee; und alles Lachen, Lärmen, Singen, Kreischen, all jenes Tonuntereinander, das die Kinder mit ihren erstandnen Pfeifen und Trompetchen unterstützten, hörte auf wie auf Kommando. Eine Totenstille trat ein. Käufer und Verkäufer, Trinker und Tänzer traten aus den Buden und Zelten auf die Straßen. Alles kniete. Und im feierlichen Zuge, voran wieder die rotgerockten Chorknaben, die bronzene Weihekesselchen schwangen, daß der blaue Rauch bis in die höchsten Lindenzweige zog, erschien, von einem jungen, finster blickenden Priester in hochgehobenen Händen getragen, eine kleine viereckige Silberlade. Das Kästchen enthielt Ohrenschmalz (so!) der heiligen Jungfrau. Kellinghusen hatte ein wenig von dieser „Masse" dem Kloster Neumünster für viel Geld abgekauft.

Hinter dem Kästchen folgten andre Priester, dann der Kardinal-Erzbischof von Bremen, Giselbert von Bronchorst, der Oheim Graf Gerhards. Ein rotseidner, mit schweren goldnen Quasten gezierter Baldachin, der im Winde blähte, wurde ihm im Gehen übergehalten. Er segnete das knieende Volk, unter dem sich auch der vom Gaul gesprungne, sich den Zügel über die Schulter legende Geert tief vor ihm verneigte. Überall, wo das Kästchen vorüberzog, bekreuzte sich Alles dreimal.

Der großgewachsene hohe Kirchenfürst zeigte eine gewaltige Habichtsnase. Sein violettes Gewand reichte ihm bis auf die Fersen. Auf dem blauen Handschuh der Rechten glänzte der Bischofsring weithin in der Sonne. Dreimal umzog der Zug die Kirche, und die Messe war beendet. Die Lustigkeit der marktfeiernden Menschen wurde nun nicht mehr unterbrochen.

Der Kardinal-Erzbischof war auf der Rückreise von Rendsburg, wo er seinen Neffen besucht hatte. Dieser hatte ihn bis hierher, an seine Landesgrenze, gebracht. Und da die beiden hohen Herren grade den Haupttag des heiligen Cyriacus fanden, so hatte der geistliche Fürst es nicht versäumt, den Gläubigen selbst den Segen zu spenden.

Während des Umhertragens und Zeigens des Silberkästchens, als alle andächtig auf den Knieen lagen, hatte Jan Bendixen, die Fegefeuer- und Höllenstrafen in den Wind schlagend, die Gelegenheit benutzt, so vielen Buden wie möglich von rückwärts her einen Besuch zu machen. Mit reicher Beute beladen, begab er sich in die Itzehoer Wälder, wo er an einer Waldwiese eine große Bande lagern wußte, die noch heute am Abend den Markttrubel benutzen wollte, um Kellinghusen zu überfallen und dann zu räubern und zu plündern.

Als der Kardinal-Erzbischof geschieden war und schon mit seinem Gefolge hinter Bramstedt verschwunden sein mochte, ritt der junge Geert, eine Furt durchsetzend, bis an das Flüßchen Bramau bei dem Dorfe Wrist. Hier blieb

er halten und sah angestrengt in die Ferne. In die Seele des Zwanzigjährigen drängten sich ehrgeizige Wünsche. Er bog sich vor, als wolle er mit seinen Augen das fremde Land, in dem er sich in diesem Augenblick befand, verschlingen. Kühn und tatlustig blitzte sein Auge. Als er zum Zurückreiten seinen Hengst wenden wollte, entdeckte er, an eine goldbraune Roggengarbe gelehnt, einen Mann mit unentzifferbarer Stirn. Er hatte das purpurrote Barett von den kurzgeschornen schwarzen Haaren genommen. Wie ein antikes Bild war es. Er schien ein Ritter zu sein. Vor sich, wie einst Hagen, ließ er auf dem rechten, angezognen Knie sein langes, breites Schwert wiegen. Und wie an Hagens Schwert glänzte im Knauf ein grüner Edelstein.

Geert rief ihn an. Der Ritter erhob sich. Während er näher trat, fragte ihn Gerhard: „Wer bist du?"

„Hartwig Reventlow. Und du, ich brauche nicht zu fragen, wie du heißt. Du bist Graf Geert von Rendsburg. Ich sahs dir an, an deinen Augen, die Land fraßen, das dir nicht gehört. Ich bin auf dem Weg zu dir. Nimm mich in deine Dienste, und ich will dir ein treuer Lebensbegleiter sein. Ich kann mich nur einem Herrn beugen, der Großes will."

Geert betrachtete den Ritter erstaunt. Er kannte den Namen; er wußte, daß er einem erlauchten Geschlechte Holsteins gehöre. Er hatte auch gehört, daß Hartwig Reventlows Name in Verbindung gebracht war mit der Ermordung des Grafen Adolf von Segeberg.

„Doch ehe ich mit dir gehe, muß ich dir beichten." Und der Ritter drängte sich dicht an Geerts Pferd hinan. Der Graf beugte sich. Und Hartwig Reventlow erzählte. Und als er geendet hatte, hob er stolz das Haupt, und keine Schuld schien ihn zu belasten.

In letzter Abendsonne standen die Beiden. Graf Geert und Hartwig Reventlow blieben zusammen auf immer.

In der Nähe der kleinen Stadt hörten sie wüsten Lärm zu sich herüberschallen. Sie hielten ihn für Markthallo. Bald

aber zeigte ihnen ein brennendes Haus am Westende, daß das Getöse aus andern Ursachen entstanden sein mußte. Ein Vorübereilender rief, mit den Händen entsetzt in der Luft fuchtelnd: „De swatte Möller! De swatte Möller!“ Geert und Hartwig Reventlow wußten Bescheid. „Der schwarze Möller“ war der gefürchtetste Bandenführer seiner Zeit. Seine Verstecke suchte er sich in dem großen zusammenhängenden Walde, der sich von Hamburg bis Apenrade hinzog. Bald hier, bald dort überfiel er selbst kleine Städte, wenn ihm die passende Gelegenheit, Hochzeiten, Märkte, Feste überhaupt, bekannt geworden war. Bei den kläglichen Sicherheitszuständen jener Zeit, in der die Ritter, ja die Fürsten selber Rauben, Plündern, Brennen und Sengen als ein harmloses Freudchen betrachteten, war nur Selbsthilfe geboten. Ertönte der Schreckensruf: „De swatte Möller“, eilte jedermann zur Verteidigung. So wars auch in Kellinghusen geschehn. Nachdem das Dorf Overndorp geplündert, kam der Kampf auf dem Westende des Fleckens, auf dem Lehmberg, zum Stehen.

Allen voran kämpfte die Riesengestalt Hinrich Jargstorffs, des Bürgermeisters. Mit den ungeheuern Kräften, die ihm in Arm und Schultern staken, umarmte er zuweilen einen Feind wie der Bär, daß dieser im wahren Sinne des Wortes zu Brei zerdrückt wurde.

Der schwarze Möller schien in der Überzahl. Da trafen rechtzeitig Geert und Hartwig ein und halfen dem Städtchen und seinem Prachtbürgermeister mit ihren nach Blut schreienden Flambergen. Während Hartwig mit seinem langen Schwerte Hinrich Jargstorff zur Seite sprang und ihn, den Bären, aus einem Knäuel von Räuberhunden befreite, stürzte sich der schlanke Geert auf den schwarzen Möller. Ihn niederreißend, setzte er den Fuß auf die Brust des Bandenführers und hieb ihm mit einem Schlage den Kopf ab.

In wilder Unordnung flohen die Strolche in den Wald zurück. Das landschaftlich reizend gelegne Städtchen war

gerettet. Und nun gab es eines jener farbenprächtigen, farbenfreudigen Bilder des Mittelalters: Der schlanke blonde Geert, rechts und links von ihm die Riesen Hartwig und Hinrich. Vor ihnen, vom alten guten Klaus Fock auf einer langen Stange getragen, das bluttröpfelnde Haupt des schwarzen Möllers. Und dann das jauchzende Volk. Das alles in den huschenden Lichtern der Fackeln, die auf den reichen, bunten Trachten der Ritter und Städter tanzten.

Der Bürgermeister bewirtete Geert und den Ritter. Sein bleiches, blondes Töchterchen, ein siebzehnjährig Mädel mit großen himmelblauen Augen, die sich zuweilen zu verschleiern schienen im Wimpernschutz, reichte Rüdesheimer. Bis an seinen Tod hat Geert die schöne Schenkin nicht vergessen können.

Wie Hartwig Reventlow, so ward auch Hinrich Jargstorff, durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände, ein Lebensbegleiter Geerts. Und wie Hartwig, so zu sagen, Minister des Äußeren wurde, so Hinrich Jargstorff Minister des Innern. Hinrich Jargstorffs Verwaltungsgenie, das sich schon in dem kleinen Heimatgemeinwesen in glänzender Weise gezeigt hatte, konnte seine Meisterwerke schaffen: als Kanzler leitete er zeitweise Schleswig-Holstein, Dänemark und die Ostseeküste bis nach Rügen hinauf. Immer sehen wir die drei zusammen: Geert, Hartwig und Hinrich.

Denken wir uns Gerhard während seiner Lebenszeit — er gelangte früh zur Regierung — aller Seiten von angreifenden Wölfen umstellt, deren er sich in blitzschnellen Wendungen und mit gewaltigen Stößen und Hieben zu erwehren gehabt hätte, so wäre dies Bild nicht ganz falsch; besser freilich müssen wir uns ihn selber als Wolf vorstellen, der mit glühenden Augen, heißer Zunge, schärfsten Zähnen bald hier, bald dort in Herden und Hürden einbricht. Aber das Bild ist nicht schön für Geert. Wenn er auch seiner Zeit die Steuer zahlt an Rohheit und Raubsucht und Rauflust, so zeigt er in jeder andern Hinsicht die kernhafteste Mannesnatur, ein edles Herz. Klug, sehr klug, tapfer, auf

große Ziele stets sein Auge richtend, im Unglück unverzagt und alle Kraft zusammenraffend, im Glück sich nicht berauschend, vor allem immer Maß zu halten wissend in politischen Fragen, so steht er vor uns. Und das ist für den Schleswig-Holsteiner der wichtigste Zug in seinem Charakter: er war es, der zuerst und bis zu seiner letzten Minute sein ganzes Streben darauf richtete, Schleswig und Holstein zu vereinen.

Schon zwei Jahrhunderte regierte das tüchtige, geniale, kräftige Haus der Schauenburger in Holstein. Niederdeutsche, Stammverwandte, hatten sie sich bald in Holsteins Art und Bart eingewöhnt.

Es ist eine Lust, die Männer des Schauenburgischen Hauses zu verfolgen. Fast ohne Ausnahme aus Eisen und Eichenholz gebaut in Seel und Körper, versumpften sie in dem abgelegnen Ländchen nicht; immer blieb ihnen, so sehr sie das „Länneken" unter sich teilten („die Linien", „die Vettern") und teilen mußten, ein Zug ins Große, ins Bedeutende. In einigen von ihnen vereinigte sich gleichsam antike Größe und Einfachheit mit verschlagenster Indianerlist. Das deutsche Reich, die deutschen Könige kümmerten sich wenig um das ferngelegene „Eisbärenland". Sie überließen es den Schauenburgern, den immer auf der Lauer zum Einfall stehenden Dänen die Grenzstäbe fester und dichter zu ziehen oder, brachen die Jüten und Insulaner durch, ihnen die Nacken zu hämmern, daß sie grün und blau wieder zurückkehren mußten. Der vierte Alf (Adolf) hat in Holstein 1227 bei Bornhöved der Dänenwirtschaft auf immer ein Ende gemacht. Aber unzählige Versuche zur Wiedererlangung der Herrschaft blieben bis in die Neuzeit nicht aus.

Das deutsche Reich, die deutschen Könige und das Eisbärenländchen! Zu Gerhards Zeit rissen sich Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich um die Kaiserkrone. Und sie rissen sich an dem heißgewünschten, heißumkrallten Reifen die Finger blutig. Und sie rissen, rissen, und hinter ihnen, einander um den Leib fassend, rissen und rissen und

rissen ihre Anhänger. Ein heiter Spielchen für die verehrlichen Zuschauer; und diese Zuschauer saßen in den Logen der Nachbarländer. Im Michelsreich wüteten große und kleine Raubkriege nebenher. Jeder stand auf eignen Füßen, so gut er konnte. Der liebenswürdige, gütige, heitere Kaiser Friedrich der Erste, dem der Humor ein muntres Begleitfähnchen durchs Leben gewesen ist, sah wohl noch hin nach Norden, aber Italien und die Zänkereien mit seinen Großen ließen ihm nicht die Ruhe, sich mit den nordischen Angelegenheiten so zu beschäftigen, wie es wohl in seiner Absicht gelegen hatte.

Ihm folgte sein Sohn, der sechste Heinrich. Heinrich der Schreckliche. Nicht in Alexanders, nicht in Cäsars, nicht in Väterchens (Attilas), nicht in Napoleons Seele haben so die Dämonen des Ruhmes, der Weltherrschaft getobt, wie bei Heinrich dem Sechsten. Aber deutsch war er wie sein Vater. Daß wir es nie vergessen: Heinrich wollte eine Weltherrschaft von Deutschland aus, der ersten Macht. Seine Gedanken gingen ins Ungeheure; und es ist nicht abzusehen, was er erreicht hätte, hätt er nicht nach heißem Ritt zu hastig den Becher unter den eisigen Quell gehalten.

Des furchtbaren Heinrichs Sohn war wieder der frohmutige Atheist Friedrich der Zweite. Der aber war ganz Italiener, Sizilianer, Sarazene. Der lehrte seine Pagen die Zither spielen, ließ sich, wie einst Salomo, von Hunderten schöner morgenländischer Weiber Tag und Nacht umgeben; schrieb das beste Buch, das wir bis heute haben, über Falkenzucht und Falkenjagd, und blieb doch der deutsche König bis an seinen Tod. Hatten sich schon sein Großvater und sein Vater wenig um die Schicksale der nordischen Mark bekümmert, so trieb er es so weit, daß er Holstein, bis auf Lübeck, preisgab. Und doch war seine Mutter, Konstanze, die letzte sizilianische Normannin. Auf norwegischen Felsen, in norwegischen Fjorden, in holsteinischen Haiden hatten ihre Vorfahren gewohnt.

So waren die Schauenburger auf sich selbst gestellt. Ihre

Klugheit mußte ihnen sagen, mit wem sie sich am besten zu den jeweilig zu verfolgenden Zwecken verbinden mußten; und sie verbanden sich bald mit dem, bald mit diesem. So erscheinen die Namen der Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, ja selbst der Dithmarschen, zuweilen der Städte, der „lieben Vettern" (wenn nicht grade Katzbalgerei unter ihnen war), der Lauenburger, Sachsen. Alle diese Namen spielen fortwährend hinein in die Geschichte der Schauenburger. Und namentlich außer den Dänen sind die meistgehörten: die lieben Vettern, der holsteinische Uradel, Lübeck, die Dithmarschen und die oft recht unbequeme Kirche.

Die lieben Vettern! Das war ein ewiges Teilen, das war ein ewiges Knurren, wie bei Hunden, die aus einer Schüssel fressen; das war ein ewiges Gegen- oder Mit-Verbinden, Argwöhnen, Hinterhaltstellen, Verklagen, Hinschielen, ob da wohl Erben kommen? Rücksichtsloses Einziehen des Landesteiles, sowie ein „Vetter" nur auf kurze Zeit in die Nachbarschaft ging. So sahs zu Gerhards Jugendzeit aus. Fünf Linien regierten: In Kiel der unglückliche Johann der Einäugige. In Plön Gerhard der Blinde; ein Mordskerl, satanisch klug, Alleswisser, tapfer, tollkühn (es lacht uns das Herz, wenn wir von ihm lesen, wie er sich bis in sein Alter aufs Pferd schnallen ließ und sich mit lautem Gebrüll, trotz seines erloschnen Augenlichtes, in den Feind stürzt). Dem folgt sein Sohn Johann (Henneke), der — Milde genannt, wahrscheinlich seiner Tücke und Treulosigkeit wegen. Dann die andern Vettern, der Segeberger und der Überelbische.

Der holsteinische Uradel! Potztausend, das waren Herren, die kehrten sich an garnichts. Paßte es ihnen, verbanden sie sich mit den Schauenburgern, mit den Städten, mit den Dithmarschen — nur nie mit den Dänen. Wild, wie ungestüme Auerochsen, mit mächtigen Schädeln und Schilden, mit ungeheuern Trinkhörnern und Humpen, mit riesigen Speeren und Sporen. Raub- und wegelagerlustig vergnügten sie sich mit höchster Ungeniertheit in den „vetterlichen"

Teilen. Namentlich auch zur See zeigten sie jene wunderbare Liebesneigung zu kaufmännischen Waren. Ich lasse Verblingers mit köstlichem Humor geschriebne Sätze folgen: „Sehr beliebt waren bei solchen adligen (See-) Raubzügen die Kompagnie-Geschäfte; so sehen wir Heyno Brockdorp und Heyno Hund oft im ritterlichen Sport vereinigt die Ostsee durchstreifen, bald an der Travemündung, bald im Fehmarnsund, bald bei Moen. Beide machten gelegentlich mit Marquard Stove gemeinsame Geschäfte. Ein ähnliches Konsortium bildeten Benedictus Alevelde und Bertram Kule; gelegentlich tritt auch der episcopus Roscyldensis als Associé ein. Häufig finden wir ein Brüderpaar wie Imeke und Hinrich Santbergh, einen Heinrich und Henneke Breide, einen Timmo und Doso Gadendorp, die Krummendieks (und Andre) vereinigt." So der Adel: Mit Schiff und Schwert gleich vertraut, schütteten sie, Holsteiner überall, ihre Überkraft ab, wo sie Gelegenheit fanden.

Lübeck! und Hamburg! Hamburg: klügste Geldpolitik. In Lübeck große Politik, große Männer, große Ziele. Ganz gleich, mit wem sie im Kampfe war. Drei Königen zugleich wird einmal der Krieg erklärt. Lübecks Todfeinde sind die Schauenburger, daher die Stadt oft verbündet ist mit dem Adel, mit Dänemark, ja selbst mit den bitter gehaßten Dithmarschen, mit den Städten, mit den Nachbarländern; denn sie kannte die sehnlichsten Wünsche der Alfe, Johanns und Geerte, von diesen verschluckt zu werden.

Die Dithmarschen! Erst den Oldenburgern gelang es endlich, sich das „Länneken deep" einzuverleiben. Die Schauenburger versuchten es zu wiederholten Malen vergeblich.

Die Kirche! Die Gewaltigen, die Alfe, Johanns und Geerte, beugten sich natürlich nur dann, wenn es in ihrem Vorteil lag. Bei der Weltmacht des Papstes aber wagten sie sich nicht gradezu aufzulehnen. Ja, selbst der große Gerhard, so frei er in kirchlichen Dingen denken mochte, tat Buße einst auf kalten Fliesen in Hemd und bloßen Füßen.

Geht der Vorhang auf zum Leben Geerts, so hören wir von vorn herein bis an seinen Tod Eisengeklirr und Kriegstrompeten, sehen wir brennende Städte und Dörfer und allerlei Kleinigkeiten nebenher: Augenausstecherei, abgehackte Hände und Füße, weggeschnittene Ohren und Zungen. Er selbst steht immer im Mittelpunkt, überall im Panzer, stiertüchtig an Kraft; wos gilt, klug und schlau, und vor allem immer maßhaltend. Goethes Wort, das er der Kunst sprach, gilt auch für die Politik: „Erst in der Beschränkung zeigt sich der Meister."

1304 starb Heinrich der Erste von Rendsburg; und Geert, minderjährig, übernahm die Regierung. Schon 1306, noch nicht fünfzehn Jahre alt, bestieg er das Schlachtroß zum erstenmal und zog dem hohnlachenden, eigensinnigen Adel, der sich diesmal mit den Dithmarschen vereinigt hatte, entgegen. Er schlug ihn bei Ütersen gründlich. Mit eichengeschmücktem Helm ritt er wieder in Rendsburg ein.

1315 fiel ihm die Kieler Herrschaft zu; der unglückliche Johann („he hedde man een Oog, dat anner kniep he giern to", wie eine Chronik naiv sagt) war erbenlos gestorben. Abscheulich hatten den alten Mann seine eignen Söhne (die alle vor ihm, kinderlos, starben) und der ostholsteinische Adel behandelt, ihn endlich gefangen genommen. Die „Vettern" natürlich freuten sich im stillen sehr. Das ist so menschlich-natürlich.

Bei der Kieler Verteilung war Adolf der Schauenburgische, der linkselbische, übergangen worden. Zornig deshalb, tat er sich mit einigen Bundesgenossen zusammen, unter denen diesmal die Dithmarschen waren. Während sich nun die Dithmarschen, nach Feldzugsplan, auf Kiel in Bewegung setzten, erwartete Adolf seinen lieben Bundesbruder Günzel von Wittenberg. Aber ehe sich diese vereinigen konnten, nahm Gerhard Günzel gefangen. Dann wandte er sich gegen Vetter Adolf und schlug diesen bei Bramstedt nach heißem Ringen. Auch der „liebe Vetter"

wurde gefangen und mußte mit Günzel im Schlangenturm sitzen und harte Buchweizenklöße essen.

Während Geert im Süden und Westen kämpfte und rang und siegte, hatten die Dithmarschen mit ihren Elefantenfüßen Holstein durchstampft und zerstampft, und sengten und plünderten auf Kiel zu. Es ist nicht klar ersichtlich, wie sich diese gute frohlebige Stadt der Riesenschar erwehrt hat. Auf alle Fälle muß ein kluger Ratgeber, ein Odysseus, hier gewohnt haben. Es geht die Sage, daß die Kieler den Ungetümen vor die Stadt entgegen gingen, sie hier bis auf den Kuhberg (ad vaccarum montem cum cantu et fistula) lockten, dort bewirteten, betrunken und sich mit Geld frei machten und ihnen mit „Ei, ei, ihr Schäfchen, was seid ihr für nette kleine Leutchen" die Bärte krauten. Geschichtlich ist, daß die Mammute dann die furchtbaren Pettfüße wirklich wieder nach Süden wandten, unter unglaublichen Würgereien und Brennereien Bornhöved und Neumünster verwüsteten und sich, in völliger Auflösung, endlich besoffen um Nortorf gruppierten. Hier fand sie Geert. Um sie zu täuschen, machte er das Manöver des Schottenkönigs Malcolm nach: er ließ seine Krieger sich von unten bis oben mit grünen Zweigen behängen und marschierte dann, ein wandelnder Wald, gegen die Verschlemmten. Die Enakssöhne, vollgefressen und vollgesoffen, lagen wie verdauende Riesenschlangen. So wars denn ein bequemes Abwürgen und Abschlachten für Geert.

Und abermals ritt er als eichengeschmückter Sieger ein in seine Hauptstadt Rendsburg.

In dieser Fehde hatten Hartwig Reventlow und Hinrich Jargstorff ihm schon dicht zur Seite gestritten. Hartwig schwang sein Hagenschwert, der Stahlarm Hinrichs die Axt wie einen Löffelstiel. Eia!

Der Dithmarschen-Trott auf Kiel bot Geert die beste Gelegenheit, den Rachezug anzutreten, um sich endlich dieses Ländchen zu erobern; vergebens hatten das seine Vorfahren versucht.

Als er die Kriegspauken gegen die Marschen erdröhnen ließ, eilten selbstverständlich die Ritterschaft und die nächsten Fürsten herbei. Der Reichtum lockte. Hamburg und Lübeck schielten vergnüglich.

Geert brach mit seinen Truppen im September 1319 ein, schlug die Meeranwohner und ließ seine Scharen sich zum Plündern zerstreuen. Abteilungen von diesen kamen nach Wöhrden und schlossen hier die geflüchteten Dithmarschen in die Kirche ein, zündeten diese an, um die darinnen Weilenden zu verbrennen. Das war zu viel: Als ihnen das geschmolzne Blei auf die Köpfe floß, stürzten sie, außer sich, hinaus. Und nun begann das umgekehrte Totmachen.

Geert ist bei dieser Abscheulichkeit nicht zugegen gewesen. Bitter hatte er es zu bereuen, seine Söldner nicht beisammen gehalten zu haben. Mit genauer Not, nachdem er einen meisterhaften Rückzug ausgeführt hatte, entrann er. Und wieder hatten die Dithmarschen ihr Vaterland gerettet.

Während sich der Bischof von Lübeck wegen irgend einer Angelegenheit bei seinem zur Zeit in Avignon anwesenden Erzbischof zu verantworten hatte, erschien lüstern die umliegende Ritterschaft. Voran das „prominente" Geschlecht der Westensees. Eia, nun ging der lustige Viehraub los in den lübischen Dörfern. Und, nur zu verstehen aus den damaligen Zeitläuften und Zuständen, auch Geert erschien und half wacker mit im Beutelleichtermachen, Vieheinziehen, Rotenhahnaufsetzen. Natürlich ihm rechts und links Hartwig und Hinrich. Das war einmal so.

Ja, eia! Aber das frisch-fröhliche Eia erstickte bald, denn der zweiundzwanzigste Papst Johann schrie, als ihm die Räubereien gemeldet wurden, Zeter und Mordio, schleuderte Bannstrahlen, spie Wut und rief, daß es Geert und seine wackern Kumpane in Holstein hörten: „Ewige Höllenstrafen, ewiges Fegefeuer!"

Geert und die Ritter, trotz alledem abergläubisch wie Köchinnen, wenn sie bei Wahrsagerinnen sind, krochen zu Kreuz und zahlten Schadenersatz. Und das Unerhörte ge-

schah: Gerhard und seine Kameraden mußten vor dem zurückgekehrten Lübecker Bischof, barfuß, nur im Hemd, Lichter tragend, durch den langen Gang in der Marienkirche wandern auf den Priester am Hochaltar zu, der, erhöht stehend, mit kaum zu bändigendem höhnischen Lächeln sie auf sich zukommen sah.

* * *

Als 1325 Herzog Erich von Schleswig, aus dem alten Robben- und Herings-Stamm der jütischen Seekönige, starb, hinterließ er einen elfjährigen Sohn, den Prinzen Waldemar. Waldemars Mutter war Geerts Schwester. Sofort erhob der Dänenkönig Christoph Anspruch auf die Vormundschaft. Gerhard verweigerte dies. Der König belagert, als Antwort, Gottorp in Schleswig. Gerhard trifft ihn dort und schlägt ihn. Mit einemmal steht der ganze nordische Himmel in Brand; seine Flammen zucken bis ins kalte Island hin. Gerhard verbündet sich, der König verbündet sich mit Waffenbrüdern, die sich bald trennen in Todfeindschaft, sich bald wieder treffen zum abermaligen Seite-an-Seite-Kämpfen. In all dem Wirrwarr, immer in Begleitung Hartwigs und Hinrichs, des Schwertes und der Axt, steht Gerhard klarsten Blickes. Sieht er einen Fehler des Feindes, dann fliegt er vor, stößt er wie ein Raubvogel. Alles brennt bis nach Rügen hinauf. Alle Städte zittern. Nur Lübeck und die Dithmarschen ziehen Vorteil. Schon 1326 kommt es zur Entscheidung. Christoph, der des Teufels Schwiegermutter, um ein beliebtes „Witzwort" unsrer Tage nicht zu versäumen, als Nothelferin mit in den Kauf genommen hätte, bettelt überall um Beistand. Vergebens. Schon steht Gerhard auf den dänischen Inseln, schlägt Alles, was ihm entgegentritt, zu Boden; nimmt den Kronprinzen Erich gefangen. Er ist Sieger von Skagen bis Danzig. König Christoph flieht nach Deutschland.

Am siebenten Juni desselben Jahres schon läßt Geert seinen Neffen, den zwölfjährigen Waldemar, als König von

Dänemark ausrufen. Alles liegt ihm zu Füßen. Seine Vorteilbedingung: Schleswig ist mit Holstein vereinigt.

Keiner wußte besser als der Rendsburger, daß ein ewiger Friede auf Erden ein Unding ist. So blieb er auf Vorposten, ließ Harnisch und Bügel nicht rosten.

Vetter Henneke von Plön hatte das alles mit eifersüchtigem Blick verfolgt. Schließlich, als er den Neid nicht mehr zu verbergen wußte, verband er sich mit dem entthronten Christoph in Lübeck. Der Krieg begann von neuem. Geert siegte zum zweiten Mal bei Gottorp.

Und wieder war es Vetter Henneke, der den Frieden brach. Es kam 1331 auf der Lohhaide bei Rendsburg zur Schlacht. Gerhard verlor im Handgemenge das Pferd unterm Leibe, ward verwundet. Hartwig und Hinrich rissen ihn heraus. Voller Inbrunst küßte Geert das Bild der heiligen Jungfrau, das an seinem Halse hing, und raste trotz seiner Wunde weiter ins Gefecht. Und wieder stürzte er. Diesmal zog ihn ein Bauer unter dem sich wälzenden Gaul hervor und half ihm wieder in den Sattel: „So, Herr, nun reit wieder zu.“ Endlich siegte Geert. Christoph und sein schwerverwundeter Sohn Erich flohen nach Kiel.

Dem Grafen lag abermals ganz Dänemark zu Füßen. Klug aber beschied er sich, blieb maßvoll in dem in Kiel geschlossenen Frieden.

Doch schon nach zwei Jahren kam es zu neuem Kriege: Prinz Otto, einer der Söhne Christophs, war aus der Verbannung nach Jütland gekommen, sammelte ein Heer und griff Gerhard, der ihm entgegengezogen war, bei Viborg an. Geert blieb Sieger, wie stets. Die Einmischung des deutschen Königs, Ludwigs, hatte kein Ergebnis.

Wenn ein außergewöhnlicher Mensch, ein Genie, seinen einsamen Weg geht durch die Massenherde der Menschen, findet er Hindernisse überall. Der Neid, das Zaunkönigsgeschrei, das Philistertum, die Engherzigkeit und Kleindenkungsart stemmen sich ihm entgegen. So auch erging es dem großen Grafen. Doch ehe ihn seine zahlreichen Feinde

überrumpelten, kam er ihnen zuvor. In Eilmärschen brach er nach Jütland auf und — siegte wie immer.

In Randers stand unsichtbar der Tod vor Geert. Als er dort, nach kurzer Krankheit, sich wieder erheben wollte, stachen ihn nächtens gedungne dänische Meuchelmörder nieder.

Geerts Söhne, Heinrich der Eiserne und Klaus der Bauer, waren, wie ihr Vater, von großem Sinne. Den einen brachte sein Schwert, der Krieg, zu höchsten Ehren; den andern sein Pflug, der Friede.

1460 erlosch in Adolf dem Achten das geniale, kühne Haus der Schauenburger. Nie ohne Rührung lese ich über diesen letzten Großen seines Geschlechts. Er war einer jener Männer, wie sie so selten über die Erde gehen, mit dem stillen Blick und dem stillen Lächeln: „Ich weiß, ich weiß“ ...

Und dann traten die Oldenburger in die dänische und schleswig-holsteinische Geschichte ein; und traten ein mit „den smukke Christjern“.

Greggert Meinstorff.

Greggert (Gregorius) Meinstorff war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Staller (Statthalter) der friesischen Inseln. Ihm stand sogar in seinem Bezirk bei zum Tode Verurteilten das Begnadigungsrecht zu, das in den andern Provinzen nur vom König ausgeübt wurde. Ein strenger, aber durchaus gerechter Herr, wurde er auf seinen Inseln gefürchtet und geachtet; die Liebe seiner „Untertanen" (wenn je die freien Friesen dies Wort zuließen) hatte er nicht. Tauchte er auf der ihm als Wohnsitz angewiesenen reichen Marschinsel Schmerhörn mit seinen breiten Schultern und seinen sechs Fuß aus den die Klinkersteige und Muschelwege zu beiden Seiten begleitenden Schilfhalmen hervor, so machten die ihm Entgegenkommenden Kehrt; auf den Fennen und Weiden versteckten sich die Bauern und Knechte hinter Pflug und Vieh, um ihn nicht grüßen zu müssen. Zu den Hofbesitzern kam er nicht; öffentliche Termine, wie es noch damals, als Rest der Thinggerichte, Sitte war, hielt er nicht, für keinen war er zu sprechen, Alles mußte schriftlich und durch „untertänigste Supplik" abgefertigt werden. So kam es, daß er fremd auf seinen Inseln war, wenn er sich auch andrerseits bis ins kleinste von den Vorfällen und Ereignissen durch seine Unterbeamten unterrichten ließ.

Greggert Meinstorff, aus einem alten holsteinischen Geschlecht, das seine Zweige weit in andre Länder getrieben hatte, war der Letzte seines Hauses. Er hatte eine Dame aus dem Landesadel geheiratet und lebte mit dieser seit elf Jahren in kinderloser Ehe. Daß er keine Nachfolge bekam, machte ihn finster und schwermütig. Die Ehe war nicht glücklich. Wenn auch beide übereinstimmten in unermeßlichem Adelsstolz, so wußte sonst Frau von Meinstorff in keiner Weise ihren Mann zu nehmen. Er, der ruhige, scheinbar kalte Verstandesmensch, dem jedes Aufwallen und Schütteln des Herzens unverständlich war, hatte Tag für Tag den Jähzorn seiner Frau zu beklagen, der oft alle

Grenzen überschritt; das machte sie ihm widerwärtig. Mit der Zeit entfernten sie sich immer mehr von einander.

Freilich, Eins bemerkte er nicht: daß seine Frau ihn anbetete. Zeigte sie ihm auch nicht ihr Herz, blieb sie kalt und kühl, wenn sie nicht an ihren bösen Erregtheiten litt, so ließ doch ihr Auge nicht von ihm, wenn sie ihn heimlich verfolgen konnte. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten, die sie ihm bereitete, bemerkte er niemals. So ging er schroff, sie nur als ein schweres, unbequemes Anhängsel betrachtend, mit ihr durchs Leben.

Nur für einen Gegenstand zeigte der Staller lebhaftes Interesse, nur bei einer Sache hellte das finstre Gesicht sich auf, konnte er gütiger werden, sprach er einmal ein freundliches Wort: wenn er als Kapitän auf seinem Schiffe stand. Mit den beiden königlichen Jachten, die ihm zur Verfügung gestellt waren, und mit seinen beiden eignen, ewerförmig gebauten Schiffen, von denen das eine die Dogge, das andre der Drache hieß, fuhr er, so oft wie angängig, auf der tückischen Nordsee umher. Vielleicht hatte ers von seinen Ahnen: die Meinstorffs waren arge Seeräuber in früheren Jahrhunderten gewesen.

Sobald er sein Schiff betrat, war der ganze Mann verändert: die schwerfällige, starke Riesenfigur streckte und reckte sich: die traurigen, zu Boden blickenden Augen wurden lebhaft, weit und feurig, seine Stimme klang hell und scharf. Spritzte ihm der Gischt übers Gesicht, fiel der salzige Schleier wieder ab, lachte er. Als sei er erlöst aus schwerem Bann, so ganz anders wurde sein Wesen, wenn die Kommandeurflagge beim ersten Schritt, den er aufs Verdeck tat, am Topmast gehißt ward.

Auf einer dieser Fahrten, die er bis nach Helgoland, das ebenfalls unter seiner Verwaltung stand, und weiter auszudehnen pflegte, kreuzte er zu eigensinnig gegen einen immer stärker werdenden Westwind. Sein langer rötlicher Schnurrbart lag fest bis zu den Ohren an den Backen. Endlich drehte er bei, und raste nun mit vollgefaßten Segeln auf

die Küste seiner Residenzinsel Schmerhörn zu. Die Ebbe war bedeutend im Fallen. Doch er, sonst Flut und Ebbe verstehend und kennend, irrte sich diesmal in seinen Berechnungen: der Drache stieß mit hartem Knirschton auf eine Bank, und gleich die nächste See stürzte über die Jacht, Alles mit sich wegreißend, was sie erreichen konnte. „In die Wanten!“ schrie Greggert. Und hier hielten er und seine Leute sich mit der Kraft, die die Todesgefahr einem jeden gibt. Mehr und mehr sank die Ebbe, und nach einer Stunde schon konnten Alle von dem arg mitgenommenen Schiff auf den bloßgelegten Sand springen und nach kurzer Wandrung den Deich ersteigen.

Selbst der stahlgebaute Staller bedurfte eines Ausruhens, und so ging er mit der Mannschaft in ein nahgelegnes kleines Wirtshaus, das, armselig genug, auf einer Werft zwischen Tagelöhnerwohnungen unmittelbar am Westerdeich seinen bescheidnen Giebel zeigte.

Es gehörte dem alten blinden Frerk Tädema Frerksen, der sich, nachdem er als holländischer See-Kapitän ein beträchtliches Vermögen erworben und durch eine falsche Spekulation wieder verloren, auf seine Heimatinsel zurückgezogen hatte, um sich hier den Rest seines Lebens kümmerlich durchzubringen.

Die Wirtschaft führte seine Tochter Silk, die, auf Java geboren, wo ihre Mutter am Fieber gestorben war, schon als Kind mit ihm hatte auf allen Meeren herumfahren müssen. Als er vor acht Jahren sein Geld einbüßte, hatte Silk das sechzehnte Jahr erreicht. Seit der Zeit führte sie den Vorsitz in der kleinen Schenke.

Eine eigentümliche Schönheit war Silk. Viele behaupteten, sie wäre nicht die Tochter der Frau Frerk Tädema Frerksens, sondern das Kind einer Javanerin, die der Kapitän längere Zeit an Bord gehabt. Und wunderbar war allerdings das Gemisch von Friesin und mongolischer Rasse in dem Mädchen. Von reizender, schlanker Gestalt, zeigten sich in dem blassen, schmalen Gesichtchen zwei ein wenig

nach der graden Nase schiefliegende, dunkelbraune Augen, die wie zwei schwarze Monde zwischen den weißen Liderwolken lagen; aber nur ein Streifen war von den Monden zu sehen. Das Haar hatte die echt flachsköpfig friesische Farbe, und lag glatt zu beiden Seiten.

Ein eigentümlich Ding! Alle die zahlreich ihr gemachten Anträge hatte sie ausgeschlagen. Stumm, lautlos die Gäste bedienend, saß sie die übrige Zeit und strickte und nähte den ganzen Tag. Die Wirtschaft war wenig besucht, und so wurde es einsamer und einsamer um sie her. Umgang hatte sie nicht. Von den jungen Mädchen der Insel wurde sie gemieden, wie sie diese mied. Glitt sie mit ihren stillen Schritten an den Werften vorüber, ohne rechts und ohne links zu schauen, dann folgten ihr die Augen der Männer und in Haß die Augen aller Weiber. Diese, ohne Ausnahme, waren einig, daß Silk eine schlechte Person sei, die ihre Männer behexe, und daß es ja auch von der „Heidin" nicht anders zu erwarten sei.

Und nun saß die schöne Silk dem allmächtigen Staller gegenüber. Dieser hatte in einem geschnitzten Sessel mit dunkelroten samtnen Kissen (sie waren Strandgut) Platz genommen. Silk hatte ihm warmes Getränk gebracht, hatte ihm in ihrer ruhigen Weise den Schemel zurecht geschoben, und dann, sich mit ihrer Arbeit ihm gegenübersetzend, auf die sie züchtig die Augen senkte, ihm gelassen auf seine Fragen geantwortet. Ihre Antworten aber begleitete sie mit dem Aufheben der obern weißen Wolken, daß die schwarzen kleinen Vollmonde sekundenlang ihn mit ihrer Nachtpracht beschienen.

Und die schöne, blasse, stille Silk saß dem allmächtigen, riesigen, breitschultrigen Staller Greggert Meinstorff gegenüber ... Der Staller blieb nicht lange. Er gab dem Mädchen für die Zehrung ein Goldstück, das sie, ohne Dank, als selbstverständlich von einem so hohen Herrn annahm. Als Greggert, aus der Haustür tretend, seinen Heimweg antrat, sah ihm Silk nach, bis er verschwunden war.

Und es waren seltsame Gedanken, mit denen sie ihn begleitete. Er, den sie seit Jahren im tiefsten Herzen trug, den sie nicht hoffen durfte zu sprechen, hatte ihr gegenüber gesessen, mit ihr gesprochen. Sie hatte eigentlich nur Sonntags in der alten Kirche „Zu unserer lieben Frauen auf dem Pferde" ihn beobachten können. Nicht aus Überzeugung, sondern um „denen Untertanen" ein gutes Beispiel zu geben, ging der Staller fast jeden Sonntag zum Gottesdienst. Dann stand Silk, nach friesischer Sitte, vor der Kirchtür. Sie wartete dort, bis er kam. Im Sommer, wenn die Wege gut waren, fuhr er mit sechs Pferden, Läufer voraus, Lakaien stehend auf der Rückseite, in schneller Gangart heran. Nur er, neben dem König, hatte im ganzen Lande das Recht, mit Sechsen zu fahren. Im Gotteshause hatte sie ihren Platz dem wappenreichen Gestühl des Stallers gegenüber. Sie konnte ihn genau beobachten. Über dem Eingang der reichgeschnitzten Loge war das Allianzwappen angebracht. Der Meinstorffsche aufrecht schreitende Panther mit dem goldnen Krönlein, und der Pogwischsche Wolf, der mit weit heraushängender Zunge gierig die Vorderpfoten auf einen Bauernzaun legt. Echt feudale Wappen.

Aber Silk hörte nicht auf die Worte des Seelsorgers, sie träumte und verzehrte sich in unbewußten heißen Gluten. In ihrer kindlichen Einfalt bat sie den lieben Gott, er möge es bewerkstelligen, daß der ihr gegenübersitzende Staller einmal ihr zu Füßen falle, einmal ihr, wie sie wußte, daß es in der hochstehenden Gesellschaft üblich sei, die Hand küsse.

Allmählich schlichen sich in die kindlich-törichten Gedanken andre, herzliche. Silk wußte, wie jeder auf der Insel, wie unglücklich der Staller und seine Frau mit einander lebten. Wenn sie dem ernsten, so trübe ausschauenden Manne etwas Liebes tun könnte, ihm irgend eine Freude bereiten! Aber Greggert war nicht gekommen, um ihr die Hände zu küssen. Er hatte sie nie bemerkt, auch in der Kirche nicht.

Und nun war er doch bei ihr gewesen. Ob er wiederkommen würde?

Wie trug es sich doch zu, daß Greggert, als er auf dem Heimweg war aus der kleinen Schenke, den Kopf noch tiefer sinken ließ als gewöhnlich; wie kam es, daß er, im Schlosse eingetroffen, sofort befahl, die Dogge, das im Osterhafen liegende Privatschiff, solle diese Nacht (die Flut trat um drei Uhr dreiundvierzig Minuten morgens ein) nach dem Westerdeich fahren und für ihn bereit liegen. Er fügte hinzu, daß er nach dem Wrack des Drachen hinaus wolle. Gründe pflegte sonst der hohe Beamte nicht anzugeben.

Am andern Mittag ging er nach dem Westerdeich, und Silk sah ihn kommen. Und wie er graden Weges auf die kleine Schenke zusteuerte, da lachte ihr Herz: Er kommt um meinetwegen.

Der Staller war in Silks Zimmer getreten; nicht in die Schenkstube . . . nun, das paßte sich auch nicht für ihn.

Er bat Silk ans Fenster zu treten, und erzählte ihr, auf die See weisend, von dem gestrigen Unfall; dann mußte sie ihm über die Gegend, über die Werften, die er doch alle genau kannte, Auskunft geben.

Greggert Meinstorff hatte eine unruhige Nacht, unablässig schritt er in seinem Zimmer auf und ab und murmelte leidenschaftlich Silks Namen. Die Liebe hatte ihn mit aller Gewalt gepackt. Noch kämpfte er, ob er wieder das Wirtshaus mit seiner schönen Insassin besuchen wollte, und schon am nächsten Tage war er auf dem Weg nach dem Westerdeich. Silk hatte ihn erwartet. Als sie seine Schritte hörte, ging sie in die Küche. Er trat in ihr Zimmer, und gleich darauf erschien auch sie in dem Gemache, als sei plötzlich eine weiße stille Rose aus der Knospe gesprungen. Der Staller zog sie an sich und küßte sie. Sie wehrte ihm nicht, aber erwiderte auch nicht seine Liebkosungen.

Schon sirrte die Sense über der zarten Blume: Von Mund zu Mund ging es auf der Insel: Der Staller hält es mit Silk Frerksen.

Arme Silk! Was hatte sie nun zu leiden. Aber sie ertrug Alles, ertrug es seinetwegen. Sie wußte, daß auf

allen Straßen Aufpasserinnen warteten, daß, wenn Greggert bei ihr war, Lauscher überall wie Schatten an den Fenstern und Türen standen. Arme Silk!

Auch Greggert fühlte es. Aber wie in einem verzauberten Turm kam er sich vor, ohne Ausgang mehr in die Welt. Er überschüttete sie mit Geschenken.

Wie zum Hohn hatte er eines Tages seine Frau mit zu Silk genommen. Er wollte mit ihr eine Fahrt in See machen. Wie immer, war die eigne Frau die Einzige, die nichts ahnte. Als sie die verwunderten Augen Silks auf sich gerichtet sah, kam ihr ein leiser Verdacht; aber sie schob ihn zurück als eine Unmöglichkeit.

Als am Abend dieses Tages der Staller Silk besuchte, trat wie eine heiße Sonne aus dichtgeballten Sommerwolken zum ersten Mal ihre Leidenschaft hervor. Hatte sie nie gewagt, seine Zärtlichkeiten zu erwidern, hatte sie, wenn er sie an sich zog, still den Kopf gesenkt — heute legte sie wie Schlangen ihre Arme um seinen breiten Nacken und küßte ihm die Lippen.

* * *

Ehebruch war und ist bis auf den heutigen Tag bei den Nordfriesen etwas Unerhörtes. Und nun sah die ganze Insel, wußten es die Halligen und das Festland den Eilanden gegenüber: den Küstenklatsch, daß der Staller in offnem Ehebruch lebte.

Greggert selbst litt am schwersten darunter — um seiner schönen Geliebten willen. Er liebte sie nur umso mehr. Das stille, geheimnisvolle Mädchen hatte sein ganzes Herz. Ihr öffnete er seine Seele, bei ihr vergaß er die Sorgen des Tages; zur ihr flüchtete er in aller Qual des Lebens. Wenn sie neben ihm saß in ihrer ruhigen Weise, strickend, auf einen Scherz von ihm kurz und eigentümlich lachend; wenn sie, ohne zu sprechen, an seiner Brust lag, ganz ihm mit aller Seele ergeben — das war sein Glück, ein Glück, das er nie gekannt hatte.

Endlich war das Gerücht auch Frau von Meinstorff zu

Ohren gekommen. Sie hatte nicht Stolz genug, sich von ihrem Manne zu trennen: in einem furchtbaren Jähzornausbruch wollte sie ihre Rechte behaupten, und erreichte nur das Gegenteil.

Die Stellung des Stallers wurde unhaltbarer mit jedem Tage. Er selbst sah es ein.

Am nächsten Sonntag, als er wie gewöhnlich in seiner Emporloge saß, fühlte sich ein junger eifriger Geistlicher gemüßigt, das sechste Gebot in seiner Predigt auseinander zu setzen. Er ging zu Beispielen über, und nachdem er von David und Bathseba gesprochen, tadelte er scharf, ohne Namen zu nennen, aber doch für jedermann verständlich, das offenkundige Verhältnis.

Er hatte schon nach einer Stunde, nachdem die Rede geendigt war, vom Staller den Abschied. Und das war Greggerts Todesstoß.

Am Nachmittage dieses Tages schrieb er einen langen Brief an den König. Aber hier durfte er kaum Verzeihung hoffen. Er schrieb ihm, wenn ihm ein natürlicher Sohn geboren würde, diesem seinen Namen geben zu wollen; er sei der Letzte seines Geschlechtes, es läge eine Art Berechtigung in seiner Bitte.

Am Abend wurde es stürmisch. Der Staller ging nicht zur Ruhe. Wie in tödlicher Angst bestieg er öfter den dicken steinernen Turm seines Hauses. Er fand keine Ruhe, die er sonst gefunden hatte, je stärker der Wind ihn umsauste und zerzauste.

Als er gegen Morgen, es war eine kalte Märznacht gewesen, noch einmal den Turm bestieg, bemerkte er im Norden der Insel einen ungeheuern Feuerschein. Er überzeugte sich bald, daß dieser von der Hallig Buphever, die durch einen breiten Meeresarm von Schmerhörn getrennt war, herüberleuchtete. Es mußten dort mehrere Werften brennen.

Plötzlich zitterte er am ganzen Körper, er legte die Stirn gegen den Wind, er schien zu suchen, und er hatte gefunden. Ruhig stieg er in sein Arbeitszimmer hinab und kleidete sich

zum Weggehen an. In diesem Augenblick wurde es im Hofe lebendig: der Feuerschein war auch von der Dienerschaft bemerkt worden.

Beim Weggehn befahl er seinen Leuten, ihn nicht zu begleiten. Der Wind, gradaus von Norden kommend, packte ihn; doch er, sich ihm entgegenstemmend, kämpfte vorwärts. Sein Ziel war das Fährhaus, wo, in einem eingebognen Teil des Steindeiches, ein kleiner Hafen lag, in dem die Boote ruhten, die den Verkehr mit der Hallig Buphever vermittelten.

Nun stand er auf der Krone des Deiches, ein Turm im Wetter. Seine Augen waren nach Süden gerichtet, wo er das Häuschen sah, in dem Silk wohnte. Eine unbezähmbare Sehnsucht, zu ihr zu eilen, überkam ihn. Aber er bezwang sich. Mit einem tieftraurigen Blick schied er und stieg hinunter, dem Fährhaus zu.

Niemals erlaubt die Welt d a s Glück, das Greggert Meinstorff kurze Zeit besessen hatte.

Am kleinen Hafen war es lebendig. Schiffer, Fischer und Alles, was schwielige Fäuste hatte, war damit beschäftigt, die heftig hin und her schaukelnden Boote mit soviel Tauwerk, als sie erlangen konnten, an Ringen und Bohlen zu befestigen. Die wahnsinnig gewordene See erlaubte nicht, daß auch nur der Versuch gemacht werde, den Bupheveneren von Schmerhörn aus zu Hilfe zu kommen.

In diesem Augenblick traf der Staller im Hafen ein. Er rief einige Leute zu sich heran, um mit ihnen über das Feuer zu sprechen. Plötzlich verlangte er ein Boot: er wolle allein hinüber, keiner solle ihn begleiten. Alle beschworen ihn, von dem tollkühnen Gedanken abzulassen. Allein er, den ihn umringenden Kreis durchbrechend, ging mit hastigen Schritten auf eins der Boote zu. Die Anwesenden halfen ihm beim Einsteigen, beim Segelaufsetzen, und bei allen jenen kleinen Handgriffen, die beim Flottmachen eines Fahrzeuges nötig sind.

Los! schrie der Staller. Und in schiefer Lage, mit Nord-

nordwest im Segel, schoß das Boot hinaus. Mit vorgebeugten Leibern, mit starren Gesichtern schauten ihm die Zurückgebliebenen nach — nur zwei Minuten. Der Nachen war gekentert, und ein schwarze Masse, die sich mehr und mehr vom Kiel entfernte, bald auftauchend, bald verschwindend, trieb in die See. Doch nicht zu weit. Die Ebbe war im letzten Fallen. Der Körper Seiner Exzellenz lag in Sand und Schlick und Schlamm auf den Watten. Schon umkreiste ihn die Raubmöwe, den Kopf mit dem furchtbaren Schnabel prüfend über ihn gierend.

Der Morgen ahnte herauf. Im Osten zeigte sich ein fahles Rot; vor ihm her flog ein großer Vogel mit himmelblauen Flügeln, wie ein solcher nie auf der Insel gesehen worden war, dem Ozean zu, ein eilender Verkünder der Sonne. Im Westen grollte die Ebbe ab, dumpf, als wenn sie sich in hunderttausend tiefe Abgründe stürze. Das Meer lag noch dunkel. Im Norden brannte in schauerlicher Größe die Hallig Buphever. Die schmutzigen, gelben Triele des in den Rinnen zurückgebliebenen Wassers, die Watten, die Bänke, die Muschelhaufen, Alles war von rotgelben Tinten übergossen.

Der nächste Wagen war geholt. Die Leute hatten den Staller von den Watten aufgehoben. Er sah finster aus; Schaum stand ihm vorm Munde. Da er nur ganz kurze Zeit im Wasser gelegen hatte, so entfernte sich bald das Häßliche von seinem Körper, das sonst Wellenversunknen eigen zu sein pflegt. Auf den Inseln aber und weit im ganzen Lande schwang sich bald von Ohr zu Ohr: der Staller Greggert Meinstorff ist ertrunken.

* * *

Schon zwei Tage nach dem Tode Greggerts ward die Leiche in einem hölzernen Sarge, nachdem dieser dreimal nach altem friesischen, aus der Heidenzeit stammenden Gebrauch um die Kirche getragen war, vor den Altar hingesetzt. Nach dem Gottesdienst hatte sich die Menge entfernt, und nur der

Küster und seine Leute ordneten zum andern Morgen Blumen-Girlanden, stellten die großen Lichter in Bereitschaft, die die Nacht über brennen sollten. Bei Tagesanbruch sollte der Sarg, getragen von den Angesehensten der Insel, auf ein königliches Schiff gebracht, nach dem Festlande abgehen, um in der Familiengruft, nachdem ein metallner Sarg ihn umschlossen, beigesetzt zu werden.

Frau von Meinstorff war noch immer nicht zu sich gekommen. Sie hatte in wildem Schmerz, als der Staller in die Kirche gefahren werden sollte, den Sarg umklammert. Mit sanfter Gewalt war sie endlich von den schwarzen Brettern entfernt worden.

* * *

Die großen Lichter brennen düster; sie knistern durch die Kirchenstille. Der Deckel der Truhe ist geöffnet: der Staller ruht feierlich mit über der Brust gekreuzten Händen, seine Augen sind geschlossen, es ist nichts Finsteres mehr in seinem Antlitz.

Frau von Meinstorff hatte den Küster bestochen, den Sargdeckel zu öffnen: sie wollte in seiner Begleitung noch einmal ihren Mann diese Nacht sehen. Der Küster war ein alter, armer, schwacher Mann: er hatte ihren flehentlichen Bitten nachgegeben.

Die großen Lichter brennen düster; sie knistern. Ein verirrter Sperling, durch den Lichterschein schwer geängstigt, stößt gegen die Scheiben, fliegt durch die Gänge, über die Stühle, ruht sich auf dem Kelche aus. An seine kleine Brust klopft sichtbar das Herzchen.

Aus der Loge des Stallers, in der sie sich versteckt hatte, tritt Silk hervor. Das volle, schöne, lange Haar ist aufgelöst und hängt wirr um das süße blasse Gesicht. Sie schleppt sich mühsam an den Sarg und fällt an ihm nieder. Die linke Hand versucht sich an seinem Rande aufzuhelfen. Sie sinkt zurück. Ihre schwere Stunde ist gekommen. Sie schenkt dem Toten einen Sohn. Aber das Kind, der letzte Meinstorff, stirbt bei der Geburt . . . und auch die Mutter schließt die lieben, treuen Augen für immer . . .

Die großen Lichter brennen düster; sie knistern durch die Kirchenstille. Der Sperling flattert noch immer in Todesangst umher.

Die Haupttür wird aufgeschlossen; und mit weitgeöffneten Augen, mit auf die Brust gepreßten Händen, in tiefe Trauer gekleidet, tritt Frau von Meinstorff ein. Der alte, schwache, grauhaarige Küster nimmt alle seine Kraft zusammen, um die Unglückliche zu stützen.

Es ist noch dunkel. Ferne brennen die Lichter; die großen Messingleuchter sind blank geputzt . . . Langsam, langsam . . . nun bleibt das Paar stehen . . . wieder einen Schritt vorwärts . . . langsam, langsam . . .

Da! Mein Gott, mein Gott! Ein einziger, gellender Schrei klingt durch die schweigenden hohen Hallen. Frau von Meinstorff stieß ihn aus.

Entsetzt ist der Sperling auf das große, schlechtgeschnitzte Kruzifix geflogen. Der Christus scheint zu leben. Von der stirnumstrickenden Dornenkrone blutet es; und eine liebe, unsäglich liebe Stimme spricht schwer vom Kreuze herunter:

Wer aber nicht gesündigt hat, der werfe den ersten Stein auf sie.

Der alte, schwache, grauhaarige Küster hat die Edelfrau in einen Stuhl gelegt. Dann ist er auf die Kniee gesunken und betet; und dann singt er laut den ersten besten Vers aus dem Gesangbuch, der ihm gerade einfällt. Er ist aus einem Erntedanklied:

Wir preisen dich, o Herre Gott,
Für allen deinen Segen . . .

Er singt ihn näselnd, als gelte es den Anfang, um die Gemeinde dann mit einfallen zu lassen.

* * *

Frau von Meinstorff lebte noch lange Jahre auf dem Gute ihres Bruders. Sie ist bis an ihren Tod verwirrten Sinnes geblieben.

Aus Marsch und Geest

Die Schnecke.

Wenn ich, lieber Freund, wiederholen sollte, bitte ich um Vergebung; aber ich weiß nicht, ob ich dir je Nachricht gab, allerdings eine hochwichtige Nachricht, höre ich dich spötteln, daß ich jährlich im Vorfrühling eine Depesche erhalte, wo immer auch ich bin, wenn ich in Europa weile, des Inhaltes: „Angekommen". Dies Angekommen telegraphiert mir mein alter Förster Jürgen Lohse. Es bedeutet, daß die Waldschnepfe meine Heimat Schleswig-Holstein durchzieht. Hals über Kopf, von starkem Heimweh gepackt, reise ich dann ab.

Diesmal traf mich das Wort in Rom. Ich ließ die Hände mit dem Telegramm sinken und verfiel in Träume. Mitten in der ewigen Stadt, die die Geschichte einer Welt in sich faßt, dachte ich an mein bescheidnes Gut Wulffshägen, an meine stillen, einsamen Wege, Wälder und Haiden.

Ein Frühlingsabend. Zwar die graue Wolke hängt, wie fast immer in den Herzogtümern, über mir; aber die Sonne, ganz mattweißgolden, kommt zuweilen heraus, um sich, wie beschämt, bald wieder hinter den Vorhang zurück zu begeben. Es ist mäuschenstill im Walde. Nur die Drossel hör ich und ein wunderliches Pink, Pink einer halbschwänzigen Meise. Dies flinke Tierchen hab ich bisher nur in meinem Landstrich gesehen. Kurz- und langschwänzige gibt es auch dort in Fülle. Vielleicht hätte mir Brehm über die Meise, in der ich eine Übergangsform vermute, Auskunft geben können.

Alten Bekannten begegne ich. Zuerst kommt mir Hans Dunnerblitz in den Weg. Er ist ein sechzigjähriger, bartloser Mann, dessen lange Nase und spitzes Kinn in immer bedenklichere Nähe geraten. Stets sieht er auf den Boden: er sucht Donnerkeile. Daher wohl sein Spitzname. Auch andre Steine, auf denen er Botschaften des lieben Gottes eingegraben zu finden glaubt, hebt er auf und schleppt sie nach Hause. Hier, er wohnt im Werk- und Arbeitshaus, läßt man ihn eine Kiste vollsammeln. Dann wirft sie der

Armenpfleger weg; und Hans Dunnerblitz ist jetzt der festen Überzeugung, daß er sie nach Indien geschickt habe, und daß dort durch diese Steine „dat Aastüg, de verdammten Heiden" bekehrt werden. Auch andre Gewohnheiten hat er. So geht er wöchentlich einmal zum Färber des Städtchens und hält seine Hände in das Farbwasser, bis sie blau sind. Er hat überhaupt mit „Blau" viel zu tun. In Gewittern rennt er auf die Haide; an einem erhöhten Platz hier, meistens auf Hünengräbern und in Knicks, hebt er die blauen Hände zum Himmel wie ein Priester und spricht laut mit Gott. In Verzückung sieht er in die Blitze. So traf ich ihn, und merkwürdiger Weise: ich fühlte kein Grauen. Hans Dunnerblitz ist sehr menschenscheu. Nur mir, wenn er mir auf einsamen Stellen begegnet, vertraut er. Lebhaft spricht er dann auf mich ein; erzählt mir dann von dem „Mot (Mut), de in de Phusphur in is", daß Blau die Lieblingsfarbe Gottes sei, und was mehr des Unsinns ist. Regelmäßig schließt er traurig: „Avers de Minschen wüllt mi dat ja ni glöben."

Da kommt auch „de swatte Doktor", ein wüstaussehender, schwarzvollbärtiger Kerl. Er sammelt Kräuter gegen alle Leiden des Lebens. Verkauft er das Gefundne, dann wandern unverzüglich die Nickelstücke in die nächste Schenke für Schnaps. Diesem Guten begegne ich nicht so ganz gern, besonders nicht gern auf Waldblößen und in ähnlichen Einsamkeiten. Er trägt einen langen eisernen Dolch im Gürtel, mehr als Wurzelgräber denn als Waffe, und als Spazierstock eine, oben wie ein Bischofskrummstab gebogene, mächtige eiserne Stange. Da er aber gänzlich harmlos ist, läßt ihn jeder seines Weges ziehn.

Da kommt auch „de Schiitbaas". Weshalb die Leute ihn so nennen („he hett Geld as Schiit") weiß ich nicht recht. Und dazu noch ist dieser reiche Bauer sehr eitel in seinem Anzug.

Da kommt Peter Semmeltüt. Seine Taschen bergen stets Weißbrot. Er füttert, oft auf seinen Ausgängen stehen

bleibend, alle denkbaren Säugetiere, Fische und Vögel. An Teichrändern und auf Brücken ist er zumeist zu entdecken, wie er unermüdlich Brosamen streut und hineinwirft. Meine Schwäne und Karpfen kennen ihn genau. Durstende Pferde tränkt er; sieht er solche arme Tiere vor Wirtschaften stehen, ist er gleich mit dem Eimer da. Auch holt er unter Schimpfworten den Besitzer oder Kutscher aus der Schenkstube; das gibt oft Streit, doch hat er die Leute für sich, gegen die mit seinem Zorn überschütteten. Und nun erst die zahlreichen Hunde und Katzen, denen er, wenn sie sich obdachlos umhertreiben, Aufenthalt gibt. Von den Menschen scheint er nicht viel zu halten, denn er hat mir oft wiederholt: „Man schallt ni glöben, wo (wie) veel Neid un Afgunst bi de Minschen is."

Ah, da wankt und schwankt mir auch Johann Regenhot, oder auch Jan mit de Suphot (Saufhut) genannt, entgegen. Er ist überall als der größte Säufer bekannt. Er ist Glaser. Seltsam ist es, daß er bei seinen ewigen Purzelbäumen niemals seinen Fensterkasten zerschlägt.

Und da kommt auch mein langjähriger Freund Bäckerjakob. Bäckerjakob leidet an religiösem Wahnsinn. Vor hohen Bäumen setzt er oft seinen Brotkarren nieder, entleert sorgfältig die Taschen, legt sein Schnupftuch hin, kniet dann darauf und betet mit zurückgebogenem Haupt inbrünstig in das Laubgewirre oder, je nach der Jahreszeit, in die nackten Äste einer Riesenbuche hinein. Auch er ist menschenscheu; doch hindert ihn das nie, seinen Mitmenschen zu helfen, wo er kann. Das Volk, wir alle verehren ihn wie einen Heiligen.

Die Luft ist ruhig; nichts bewegt sich. Das Gras ist grüner geworden; um die Waldbäume schimmert es rotgraugrün. Die Kastanienknospen in meinem Garten sind zum Teil schon aufgebrochen; zaghaft schauen die Blätter heraus, in ihrer wunderlichen Form kleinen knappaufgespannten chinesischen Sonnenschirmen gleichend.

Mit dem Gewehr im Arm, begleitet von meiner Harzer

Hündin, gehe ich langsam durch den Frühlingstag. Einmal bück ich mich auf reichstehendes Haidekraut; die Blüten, aus dem vergangenen Sommer noch, sind bleich wie bläulichweiße Milch.

Bald in diesem, bald in jenem Dorfe bin ich, bald hier, bald dort ein einzeln stehendes Haus im Walde, auf den Feldern besuchend; ich kenne alle Bewohner. In einer am Sandweg alleinliegenden Ausspannschenke kehr ich ein. Hier wohnt Hinrich Ohrt, der Wirt, mit seinem jungen Weibe Marie. Mit ihrem Vatersnamen heißt sie Marie Witt. Ich bringe den Kindern Apfelsinen und Kuchen mit.

Marie Ohrt ist mir ein Rätsel geblieben. Sie hat die wundersamsten Frauenaugen, die mir je vorgekommen sind. Ich nenne diese hellen: Glasaugen. Ich fand diese Farben noch nie bei Menschen, nur bei Pferden. Gewöhnlich sind ihre Augen müde, nachdenklich, kummervoll, als wenn sie die Begleiter einer unglücklichen Liebe wären. Aber wie auch können sie blitzen und heiter schauen. Sie lacht leicht und gern, namentlich wenn ich ihr vergnügliche Geschichten erzähle. Sind wir allein, nehm ich ihre Hand und streichle sie. Sie rückt näher heran. Aber bei dem geringsten festeren Anmichziehen läuft sie weg. Merkwürdiges jeu d'amour.

Am Ausgang meines Lohholzes bleib ich stehn und lehne mich übers Gitter. In einer mondhellen schwülen Sommernacht sind das Mariele und ich einmal dort zusammengetroffen. Ich hatte sie darum gebeten. Willig ließ sie sich küssen. Ihre Augen verloren sich, nach oben gerichtet, in jenen feuchten, träumerischen Schimmer, den jeder Mann kennt. Sie legte, zum ersten Mal, ihren Arm um meinen Nacken und drückte mich an sich. Unser Küssen wurde wilder, da riß sie sich los und floh.

Nun werde ich sie auf meinen Gängen bald wiedersehn. Sie liebt ihren fleißigen Mann und hilft ihm tüchtig in der Wirtschaft. Ist sie allein, nehm ich wieder ihre Hände und streichle sie lächelnd, und ich weiß, was sie dann sagt: „Bütte, bütte, Herr Baron." Und wenn ich ihr dann er-

widere: „Aber Marie, ick do di ja nix“, nennt sie mich bei meinem Vornamen und spricht sanft und langsam: „Uw, lat dat doch sin, wat schall dat.“ Und ich erzähle ihr wieder Geschichten, und wir lachen endlos. Bitte, lieber Freund, sprich meinen friesischen Vornamen Uwe nicht Ufff oder Ufeh oder Ofen, oder gar Oweh mit dem Ton auf der letzten Silbe aus, sondern Uhw.

Und immer noch träumte ich von meiner Heimat. Dann aber kam ein freudiges, lebhaftes Gefühl über mich. Nach drei Stunden war ich auf dem Bahnhof. Da ich über München fahren wollte, ging mein Weg nach Verona. Und gleichsam, als könnte ich nicht recht Italien verlassen, verweilte ich noch einen ganzen Tag in Verona. Abends mich in die Bahn setzend, befand ich mich schon, nach zwölf Stunden, am andern Morgen in München. Auch hier wollte ich einen Tag Rast machen, um meinen dort wohnenden Freund und Gutsnachbarn Hermann Johannsen zu besuchen.

In der Königinstraße hab ich bei meiner liebenswürdigen Frau Hintermayr ständig ein Zimmer gemietet, sodaß ich stets in München „mein Haus“ habe.

Diese fröhliche Stadt! Diese prächtigen, freundlichen, lustigen, natürlichen Menschen darin! Das herrliche Leben dort mit der Kunst, mit den Künstlern!

Vom Zentralbahnhof fuhr ich sofort in die Richtung meiner Wohnung. An der Universität ließ ich halten und den Wagen vorausfahren. Ich ging, was ich jedesmal zuerst in München tue, an das Siegestor. Ein italisch-blauer Himmel wölbte sich darüber. Die Göttin und die vier Löwen zeichneten sich scharf ab, so scharf, daß ich den rechten Reißzahn der rechten Bestie genau sehen konnte. Entzückend ist dies Tor. In Rom, durch die Fülle, verliert es sich. Hier, in seiner Einzigart, ist es von unvergleichlichem Eindruck.

Grade, als ich das Siegestor verlassen wollte, entfiel mir, mit dem Taschentuch herausgezogen, meine letzte, noch in Rom erhaltene schleswig-holsteinische Zeitung. Ich las, wie zufällig: „Die dreiundzwanzigste schleswig-holsteinische Mol-

kerei-Ausstellung." Himmel noch mal! Hier, am Siegestor! „Urteile der Richter. In Abteilung I und II erhielten Prädikate:" und nun gings seitenlang los für: „Butter für den baldigen Verzehr", „Dauerbutter für den hamburger und englischen Markt", „Dauerbutter in Blechbüchsen". „Gruppe 3: Fettkäse." Und da las ich denn Hunderte von meinen guten schleswig-holsteinischen Namen und von „Genossenschaftsmeiereien". Am Siegestor in München!

Nachdem ich meine Hauswirtin begrüßt, mich umgezogen und erholt und einen langen Blick aus meinen Fenstern in den englischen Garten getan hatte, ging ich zu meinem, gleichfalls in der Königinstraße wohnenden, Freunde Hermann Johannsen. Er, der schwer Reiche, hat sich mit Aussicht auf den schönen Park dort im Barockstil ein kleines Palais hinsetzen lassen. Ohne jeden poetischen Sinn, ein echter Schleswig-Holsteiner mit klarem, scharfem Verstande, muß er wohl dennoch, und er erzählte es mir auch selbst, besonders durch den Umstand zum Bau an dieser Stelle bestimmt worden sein, daß er von hier aus die Möwen stets vor Augen hat, die sich auf einer bestimmten Strecke des den Garten durchfließenden Isararmes einige Zeit des Jahres aufhalten. Man hört dort ein ewiges Kreischen und Zanken und sieht ein ewiges Geflatter der schönen weißen Vögel. Es erinnert ihn an sein nordisches Land.

Hermann Johannsen ist in Holstein mein nächster Gutsnachbar. Ihm gehört Havighorst. Der Großvater meines Freundes, ein sehr wohlhabend gewordner Kaufmann aus Kiel, hatte das Gut gekauft. Dessen Sohn, dem der Erwerbssinn des Alten im Blut stak, hatte Geld zu Geld getragen und Havighorst zu einem überaus schönen Besitz herausgearbeitet. Nach dessen Tode hatte es der älteste Sohn, Hermann, übernommen. Aber der war kein Landmann, und so wurde, in Übereinstimmung beider Brüder, die Erstgeburt auf den jüngeren übertragen; andre Geschwister waren nicht vorhanden. Dieser übernahm das Gut, zahlte

als Entschädigung dafür seinem älteren Bruder eine runde Million und war außerdem verpflichtet, ihm eine jährliche Rente von sechzigtausend Mark auszuzahlen. Damit mußte und konnte Hermann auskommen.

Entschieden, trotz seines klaren Verstandes, hatte er eine Mischung von den Dunnerblitzen, Semmeltüts, Bäckerjakobs. Er litt bisweilen an übertrieben frommen Anschauungen: in seiner ersten Jugend wollte er einmal eine Kaste gründen, die Reiniger genannt. Aber seine Klugheit und Vernunft retteten ihn damals. Sonst war er ganz Holsteiner: mißtrauisch, selten hellvergnügt, über die Maßen von seiner Heimat eingenommen. Und ein Spökenkieker, wie die Dunnerblitz, Semmeltüt und Bäckerjakob, war er auch.

Als Knabe hatte er die Leidenschaft, Alles sich anzueignen, das in Bezug stand auf Altertümer, und seis durch List und Gewalt. Namentlich grub und kratzte er in den zahlreichen Hünengräbern herum. Und in der Tat, er hatte eine glückliche Hand: Schwerter, Krüge, Ketten, Kohlen, Urnen, Knochen, Lanzenspitzen, und was sonst darin gefunden zu werden pflegt, fand er in Menge. Das Alles stapelte er in seinen Zimmern auf. War er mit seinen Schätzen allein, und namentlich nachts ist er beobachtet worden, hielt er lange Gespräche. Der Verstandesklare wurde zum Geisterseher.

Einmal, in seinen Knabenjahren, ereignete es sich, daß er, um ein Hängehaar, einen seiner Mitschüler erstochen hätte. Das geschah auf der Gelehrtenschule in Plön, wohin ihn sein Vater gegeben hatte. Dieser Mitschüler hatte ein altes Meßgewand in Besitz. Es war auf dem Gute seiner Eltern in der zu diesem gehörenden Dorfkirche auf dem Boden entdeckt worden. Jedenfalls stammte es aus katholischen Zeiten. Das Meßgewand sein Eigen zu nennen, ward von nun an Hermanns einziger Wunsch. Und seine Begehrlichkeit steigerte sich zu Wut und Raserei, als sein kleiner Kamerad, zuerst in Eigentumsliebe, dann wohl aus Trotz und Eigensinn, durchaus nicht willens war, seinen Schatz heraus-

zugeben. Hermann wandte alle Mittel an: Versprechungen, Schmeichelei, Tausch: es half nichts. Da beschloß er, es zu erlangen durch jedes Mittel. Er versteckte sich in seines Freundes Schlafkammer und überfiel diesen nachts mit seinem Messer, wilde Drohungen ausstoßend, daß er ihn ermorden werde, wenn er nicht auf der Stelle den heißgewünschten Gegenstand herausgebe. Und er schwang auf den Knaben den Dolch.

Wie die Angelegenheit damals abgelaufen ist, weiß ich nicht mehr.

Nach München war mein Freund, dem es auch eigentlich an jener köstlichen, innigen Liebe zur väterlichen Scholle, zur Heimat fehlte, in der Hauptsache deshalb gezogen, weil er hier seiner Sammelwut am besten fröhnen zu können glaubte.

Sein Haus war von oben bis unten mit Antiquitäten angefüllt. Er war der beste Kunde, weit und breit, aller Altertümerverkäufer. Besonders, seit einigen Jahren, betrieb er diesen Sport nach einer Richtung hin, die zum mindesten seltsam genannt werden mußte: Er verrannte sich auf Tiere aus Bronze, Gold, Messing, Marmor, Elfenbein, Kupfer. Und je älter ein solches Tier nach seiner Meinung war, je lieber hatte er es. Dabei merkte er nicht, daß er meistens schändlich betrogen wurde. Denn sehr bald hatten die Händler seine verrückte Neigung erkannt; und so schleppten sie ihm die albernsten Dinge ins Haus, oft ihn mit geschickt selbstgefertigten Spielereien betrügend. Hermann zahlte die größten Summen dafür. Da hatte er mir unter anderm gezeigt: „Das Pferd Wittekinds, das er auf der Brust trug, gefunden im Hausschatz Karls des Großen“, „Der Frosch, Kabinetts(!)-Götze des berühmten Alarich“, „Zwei steinerne Löwen vom Grabe Gottfrieds von Bouillon“, „Silbernes Lamm, aus dem Krummstabe (!) Gregors, des Papstes“, „Bronzene Schlange, Siegeszeichen Gorms des Alten“, „Goldener Tiger, im reinen Tempel Buddhas gefunden“. Und so ging es weiter. Vergebens waren meine und seiner Freunde Vorstellungen. Es half nichts. Sein Bruder auf

Havighorst trug sich schon mit dem Gedanken, den liebwerten Bruder Hermann, das Geld lockte, ins Irrenhaus sperren zu lassen. Allein hierzu konnte kein Grund gefunden werden: Hermann Johannsen machte keine Schulden. In jeder andern Lebensbeziehung auch ging er seinen Weg wie ein Gentleman und nach jenen Regeln, Grundsätzen und Gewohnheiten, die keine Unregelmäßigkeiten erkennen lassen.

Als ich in sein hübsches Haus eintrat, hörte ich vom Diener, den ich, der mich seit Jahren kannte, daß Hermann „zur Frau Gräfin" gegangen sei; er wisse nicht, wann sein Herr wiederkommen werde.

Noch zweimal im Lauf des Vormittags war ich bei ihm, wurde aber abschlägig beschieden.

Ich beschloß, ihn für diesmal nicht mehr aufzusuchen, sondern zu warten, bis ich nach vierzehn Tagen wieder angekommen sein würde. Ich beabsichtigte, dann vier Wochen in München zu bleiben.

Mein Zug nach Norden ging zehn Uhr elf Minuten ab. Bis dahin hatte ich Zeit. Als ich in Wiesentainers italienischem Keller Chianti trank, fiel mein Blick auf den Fahrplan Münchens. Ich konnte bis zu meiner Abfahrt bequem einen Abstecher nach dem Starnberger See machen. Beschlossen, getan. Nach einer Stunde stieg ich in Starnberg aus, nahm, da die Dampfschiffahrt noch nicht eröffnet war, ein Boot nach Schloß Berg, wanderte durch den Park und an der Unglücksstätte vorbei, und war um drei Uhr in Leoni. Aus dem lieblichen Leoni, das mir immer so südlich vorkommt, schlug ich den Bergweg nach der Rottmannshöhe ein. Ich wollte die mir seit langem bekannten und lieb gewordnen Wirtsleute besuchen und an dem hellen Frühlingstage Grüße an die Alpen senden. Und überaus klar waren am heutigen Tage die Berge zu sehen. Der Wendelstein, der wilde Kaiser (dieser dramatische Name), die Benediktenwand traten scharf hervor. Noch lag der Schnee auf ihnen. Wie glitzerten sie in der Sonne. Nur die Zugspitze verbarg sich eigensinnig in dichten Nebel. Vor der Zugspitze liegt Parten-

kirchen. Und bei diesem Namen fiel mir das schwarze Katherl aus Partenkirchen ein. Und meine Augen suchten die Gegend von Schliersee und Tegernsee, wo ich fröhliche Stunden mit der Kathi verlebt hatte, vor Jahren. Wo ist nun wohl das Mädel? Auch auf der Rottmannshöhe hatte ich einige Tage mit diesem frischesten, gesundesten, lustigsten aller Alpendearndln verbracht. Und sonderbar, während ich mir lebhaft die kleine Dirn vor Augen stellte, erschienen auf der Terrasse dieselben beiden deutschen Professoren mit ihren Familien, die ich, als ich hier mit dem „Käthchen" weilte, an der gleichen Stelle getroffen hatte. Sie saßen am Nebentische von uns und, namentlich ihre Damen, schienen über das Naturkind ihre Glossen zu machen. Statt daß es mich aber ärgerte, wurde ich nur noch ausgelassener mit dem Mädchen.

Das Katherl, „ich nahm es so im Wandern mit", war mir wie ein verloren Hündchen in München einst zugelaufen. Sie war siebzehn Jahre alt, hatte die denkbar schwärzesten Haare, die ihr, möcht ich sagen, wie die struppige Mähne einer jungen feurigen Berberstute um den Kopf und die Stirn fielen; hatte wilde, große, unglaublich schöne Augen, und einen sehr kräftigen, gedrungenen Körper. War das ein lebhaftes Kind! Ich entsinne mich: Sie aß um Mitternacht, oder wanns ihr in den Sinn kam, drei vier Orangen. Sie fiel einmal stürmisch, während ich fest schlief, um meinen Nacken: „O, i hab so dramt (geträumt)", und schluchzte, schluchzte, bis ich sie wieder beruhigt hatte. Bald schlief sie ein, und ich küßte ihr die letzte Träne aus den schon geschlossenen Wimpern. Oder sie weckte mich: „O, mein Ruck (Rücken) is ganz nacket." Dann mußte ich sie wieder einhüllen. In Schliersee, Tegernsee und Umgebung hatte ich mit ihr tagelang gelebt, war mit ihr in den Bergen herumgeklettert. Bisweilen dort in irgend einem Wirtshaus, auf einem Aussichtspunkt, einer Bank schlief sie an meiner Schulter, nach Lachen und Tollen, nachdem sie noch gesagt: „O, jetz möcht i schlafa", sofort ein. Und ich erinnere mich in

meinem Leben nichts holderes empfunden zu haben, als dies Neigen und Lehnen ihres Köpfchens in völliger Erschöpfung an meine Schulter, meine Brust. Die roten Lippen öffneten sich etwas, die weißen Prachtzähne schimmerten durch. Aber auch: ihrem Dorschmäulchen, das sie im Schlafe machte, entfloß ein wenig Nässe. In Holstein nennt mans: sie besappelte mich. Ich sah immer nur lächelnd auf sie hinab, und ließ sie, und dauerte es Stunden, gewähren, mich nicht von der Stelle rückend.

Und auf der Rottmannshöhe saßen damals die beiden deutschen Professoren mit ihren Familien, die eben wieder neben mir auf der Terrasse erschienen. Es waren würdige, geistvolle, blondbärtige Herren mit großem Ernst in ihren Zügen. Ich erfuhr vom Wirte zu jener Zeit, daß der Eine Professor der Ästhetik, der Andre „Bücherschreiber" sei. Später ergänzte ich meine Wissenschaft über beide Herren dahin, daß der Ästhetiker Litterarlehrer sei, daß er den seligen Brockes ausgrübe und sich mit dessen neunbändigem Werke „Irdisches Vergnügen in Gott" seit dreizehn Jahren beschäftige. Nun, es muß auch solche Käuze geben. Der „Bücherschreiber" entpuppte sich als der Verfasser zahlreicher Romane aus dem alten Turkmenien. Alle Weihnachten schenkt er den nach diesen Romanen äußerst begierigen und lüsternen Deutschen einen solchen.

Und diese beiden Herren mit ihren Familien saßen damals neben uns auf der Terrasse der Rottmannshöhe. Das Katherle kümmerte sich aber durchaus nicht um sie. Sie zerriß und zermalmte mit ihren Tigerzähnen ein Beefsteak, mit der Gabel allerlei kleine Überbleibsel aus dem Gebiß entfernend; sie fraß, bitte, aß vier Teller Preißelbeeren hintereinander, ohne daß ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden die geringste körperliche Veränderung bei ihr merkte. Dann flocht sie einen losgegangnen Zopf wieder zurecht, dann nahm sie das Kleid bis auf das linke Strumpfband hinauf: „mich juckets so", dann setzte sie sich wie ein Mann auf eine der Sphinxe, die vor der Treppe lagen, und sang ein ihr von

mir genanntes „berliner" Schnadahüpfel, das just in den Tagen „Mode" war, das Wort Koaks in Kokus verwandelnd:

„Mutter, der Mann mit dem Kokus ist da.
Ich hab kein Geld, du hast kein Geld;
Wer hat denn den Mann mit dem Kokus bestellt?"

Einmal klang vom Garten her eine blecherne Stimme, die ich auf Tod und Leben für die gehalten haben würde, die ein bekanntes Lied jeden Abend am Millerntor in Hamburg sang. Und dies unbeschreiblich schöne Lied, immer begleitet von einer Harfe, klingplingling, klingplingling, erregte ihr höchstes Entzücken. Die alte blecherne Stimme näselte nach der Melodie: Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart, der mich traf mit seinem Blick:

Und sie schickt mir eine Knackwurst
Unter heißen Tränen ein,
Als die Stunde war gekommen,
Als es hieß, geschieden sein.
Nun, mein treuer Füsilier,
Diesen Taler schenk ich dir,
Zieh fürs Vaterland ins Feld
Und beweise dich als Held.

Stürmisch eilte sie hinunter und brachte dem armen Weibe, der Sängerin, ein Geldstück, sich von dieser das Lied erbittend.

Und ich hätte mich darüber ärgern sollen? Nein, ich langweiliger, nüchterner, „dröger" Schleswig-Holsteiner — Nordseewelle und Edelweiß waren zusammengekommen — wurde so lebendig wie sie. Ich hatte meine unendliche Freude an diesem köstlichen, kindlichen Katherl aus Partenkirchen.

Lachen und Weinen wechselte, trotz ihrer Lustigkeit, oft. Nur einmal hab ich sie traurig gesehn. Ich erwachte von ihrem Gesange. Aber es waren keine Wasserfalllieder oder oberbayerische Schnadahüpfl, die ich hörte. Sie saß auf dem Bettrande und blickte mit großen, starren Augen in den Vollmond hinein. Und sie sang langsam, in einer schweren,

volkstümlichen Melodie. Ich kannte das Lied nicht. Am andern Morgen mußte sie es mir aufschreiben. Ich gebe es wieder in ihrer Rechtschreibung:

„Zillertall, du bist mei Freid,
Da ham die Buam a sakrische Schneid,
Da gibts Gamsal zu dajaga,
Schöne Madel zum dafraga,
Zillertall, du bist mei Freid."
Widerholln.

Ich zog das Mädel an meine Brust und ließ sie sich ausweinen. Briefe hab ich nur zwei von ihr. Sie waren ebenso kraus und kunstlos und natürlich, wie sie sprach. Nicht wie andere Menschen fing sie mit der Namensnennung des Adressaten an, sondern sie begann: Dein liebs Katherl!

Einmal saß sie, Bein über Bein, tief in Gedanken. „Was machst du da, Katherl," fragte ich. „I tu spinna" (grübeln). „Was tust du denn spinna?" „I bin jetzt über die Gschicht; laß mir mei Ruh." „Aber Katherl!" „A gänga's" (Ach, geh).

Die Kathi hatte aber so viel „gesponna", daß sie einen blauen und einen gelben Strumpf in der Zerstreutheit angezogen hatte. Und zu blau und gelb paßten das knallrote Mieder und die kurzen weißen Hemdärmel vortrefflich. Sie sah entzückend aus.

Plötzlich sprang sie auf und rief:

„Halt a bisl, wart a bisl,
Bleib a bisl stehn,
I muß dir grad a Busserl gebn,
Dann dörfst glei wieder gehn!"

In unserm Zimmer hing eine von Gabriel Max gemalte Visionäre. Diese schaut in Verzückung einem Heiligenkranz entgegen, der langsam ihrer Stirn zuzuschweben scheint. Kathi hatte das mißverstanden, denn sie lachte: „Schau, macht die aber a netts Zigarettenringle."

Bei einem Rendezvous, wo sie zu spät kam, und ich deshalb schalt, sagte sie: „Der Mensch is ka Eilbot." Und einmal, als ich ihr sagte, daß ich sie nicht erwartet hätte, lachte sie: „Und wenn i zehn Tag hinterm Mondschein bin, kimm i doch noch hoam."

In Augsburg hätte ich recht sehr durch sie in Verlegenheit kommen können: Der Oberkellner legte mir das Fremdenbuch vor. Ich wandte mich in diesem Augenblick aus irgend einem Grunde ab. Katherle nahm ohne Verzug die Feder und schrieb uns ein. Gott im Himmel, als ich mich zurückwandte! Ich las: „Herzog und Herzogin von X aus München". Es war ein sehr erlauchter Name genannt. Ich wurde blaß, denn mir fiel ein, was alles hätte daraus entstehen können: Depeschen, Ehrenposten, Bürgermeister- und Würdenträgerrennerei, dann Staatsanwälte, Gerichte usw. Ich gab dem sich tief verneigenden Oberkellner ein Zwanzigmarkstück, strich die Namen überdick aus und schrieb: Fritz Seidenschnur und Frau, Kaufmann aus Flensburg.

Im Bade Kreuth fand ich sie einmal sehr niedergeschlagen. „Katherl, was fehlt dir?" Sie antwortete weinerlich: „Hat man ka Geld, is man wie a Sau." Nun, ich beruhigte sie.

Unsrer Kellnerin in München, die mich fragte, ob ich aus Kopenhagen komme, der Name stand auf meinem Koffer, antwortete sie sofort: „Ja, mer san siebn Tag und Nächt von Kopenhagen nach Europa gfahrn."

Der Abschied hatte mich stark angegriffen. Obgleich ich sie dringend gebeten hatte, nicht nach dem Bahnhof zu kommen, erschien sie dennoch, gerade als sich der Zug in Bewegung setzen wollte. Sie hatte — und das ist sehr auffällig in München, sehr selten wirds gesehen, weil sich die Mädel natürlich viel feiner dünken in städtischer Tracht —, sie hatte, um mir noch eine letzte Freude zu machen, ihre oberbayerische Gebirgstracht angelegt, mit dem goldbequasteten Miesbacher Hut. Wie der Keiler durchs Unterholz, so brach sie wild durch die Menschen. Noch einmal die Hand; ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Dein liebes Katherl" schluchzte

sie — und wie der Wagen abfuhr, ging sie langsam, ohne sich noch einmal umzusehen, das Gesicht ins Taschentuch vergrabend, zurück.

Als ich, nach Jahren, einmal in München durch die Theatinerstraße ging und vor einem Bilderladen stehen geblieben war, hörte ich plötzlich neben mir: „O, dös is ja mei Baron." Und im nächsten Augenblick stand das Katherl, an die ich Undankbarer so lange nicht gedacht hatte, neben mir. Sie hatte sich dem Arm eines sie führenden Herrn entwunden. Sich zu diesem wendend, sagte sie lachend zu ihm: „Dös is a Vetter von mir." Der Herr, ihr Ehegemahl, lächelte, als wenn er ausdrücken wollte, solche Vetterschaft habe er nun schon mehrmals erleben müssen.

Der Herr Gemahl, übrigens ein lustig und frisch aussehender, gesunder, etwa dreißigjähriger Mann, mit klugen Äuglein hinter den Brillengläsern, entpuppte sich als ein wohlhabender Ingenieur. Das Katherl war fett geworden. Aber die wilden, herrlichen Augen blitzten wie damals. Es überkam mich eine Sehnsucht.

Das Paar lud mich ein, es zu besuchen. Ich sagte zu. Aber auf dem weitern Weg überlegte ich mir die Sache: lieber nicht! Wir sollen, wegen einer vorübergehenden Regung, freventlich den Ehefrieden eines Hauses nicht stören.

* * *

Als ich heute von der Rottmannshöhe hinabstieg, glaubte ich in der Ferne meinen Freund Johannsen zu sehen. Ein Mensch, ihm ähnlich, lief am oberen Rande eines Feldes von mir, oder vor mir, weg. Doch hatte ich mich wohl geirrt.

In Leoni mietete ich mir ein Boot. Eine junge kräftige Bauernfrau fuhr mich. Ich sehe die freundliche Fergin, treuherzig, gefällig wie alle Bayern, noch vor mir: wie sich, beim jedesmaligen Eintauchen der Ruder, die Sehnen ihrer Hände und Arme zeigten, wie sich bei jedem Ruderschlag ein

wenig die aufgestemmte nägelbeschlagne Sohle ihres linken Fußes hob. Es war kalt. Allmählich dunkelte es. Ein violetter Schimmer lag über dem Laubholz. Die Villen verschwanden. Die Alpen erloschen im Dämmer.

Nur ein letzter Abendschimmer lag noch auf den Ufern und auf dem See, als wir landeten. Eine hochgewachsene, schlanke Dame schien das Boot, das eben knirschend an der Brücke auf den weißen Sand, auch jetzt noch zeigte das Wasser die grüne Farbe, stieß, zu erwarten. Sie fragte hastig: „Kann ich mit zurückfahren?" Meine Kahnführerin antwortete, sich der Kälte wegen ein dreieckiges rotes Tuch um den Kopf schlagend, bejahend.

Während ich ausstieg, entglitt der Hand der Dame ein Gegenstand und fiel in den See. Sofort sprang ich zurück, warf den Rock ab, streifte den rechten Hemdärmel zurück und erreichte mit leichter Mühe auf dem Sandboden das Verlorene. Als ich es in Händen hatte, kam es mir vor, als sei es, es glänzte, aus cuivre poli eine fremdländische Schnecke mit ihrem Gehäuse in etwas mehr als natürlicher Größe. Ich überreichte sie der Besitzerin, die aus Schrecken der Bäuerin halb ohnmächtig in die Arme gefallen war. Sie schlug den Schleier zurück, und ich entdeckte ein unendlich anmutiges Gesicht.

„Tausend Dank für Ihre Güte," und schnell, wie durcheinander redend, ohne die Regeln der Gesellschaft zu beobachten, fuhr sie fort: „Sahen Sie einen großen Herrn? Sie kommen von Leoni? Komtesse Tölz."

Ich verbeugte mich, nannte meinen Namen, und konnte der Gräfin nur melden, daß ich glaubte einen Freund von mir erkannt zu haben. Er habe Eile gehabt, und so hätte ich ihn gleich aus den Augen verloren.

Die Gräfin sprang ins Boot. Ich entfernte mich. Noch einmal sah ich zurück auf den fast ganz in Dunkel gehüllten See. Ich konnte den Nachen nicht mehr finden. Nur die gleichmäßigen Ruderschläge hörte ich. Diese, so kam es

mir vor, wurden schneller, immer schneller, mit aller Anstrengung ins Wasser getaucht. Die Dame schien die Fergin zur größten Eile anzutreiben.

Ich hatte noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt nach München. Als ich in Starnberg dem Bayerischen Hof zuschritt, um dort zu Nacht zu essen, in Österreich sagt man: zu nachtmahlen, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hatte die Gräfin schon einmal gesehen. Es war vor zwei Jahren gewesen. Ich lebte damals die Monate Februar und März in München. Am Aschermittwoch besuchte ich die Basilika. Dort hatte ich einen reizenden, mir unvergeßlichen Anblick. In der schönen Kirche knieten vor dem Hochaltargitter etwa zweihundert Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren. Sie waren nach Schluß ihrer Schule hierhergekommen. Es gab ein Flüstern, ein sich Schieben und Drängen, Kichern. Grade in der Mitte dieser Kinder kniete eine große, in Trauer gekleidete, tiefverschleierte Dame. Eine Weile dauerte das Warten, dann erschien ein sehr alter, weißhaariger Priester. Und nun wars bezaubernd zu sehen, wie der würdige Herr, lächelnd und ernst zugleich, der fröhlichen Kinderschar mit dem Aschenstäubchen die Stirnen betupfte. Als er sich der Dame näherte, schlug diese den schwarzen Schleier zurück und bog das Haupt. Ich erblickte das anmutigste Gesicht — und es war das Gesicht der Gräfin, die in dieser Stunde über den See nach Leoni fuhr.

Im Bayerischen Hof traf ich mir bekannte Herren. Als ich ihnen meinen Freund Johannsen erwähnte, war Aller bestimmte Ansicht, daß Hermann, dessen Gier nach allerlei Getier aus Metall und Stein sicher schon zur fixen Idee geworden sei, bald in eine Heilanstalt werde aufgenommen werden müssen.

* * *

Gestern um vier Uhr nachmittags bin ich in Wulffhägen angekommen. Um sechs Uhr ging ich nach dem Lohholz, um an dessen Rande Schnepfen zu schießen. Aber es er-

schien keine, trotzdem die rechte feuchte Frühlingswitterung eingetreten war.

Es hatte starke Regengüsse, Flagen, gegeben. Die schweren Wolken, von der Nordsee kommend, zogen über mich weg, nach der Ostsee. Zuweilen brach die Sonne durch: einmal tauchte sie das zwei Meilen von meinem Standpunkt entfernt liegende Dorf Brockstedt in Feuer. Die roten Ziegeldächer brannten. Ein andres Wolkenloch ließ Strahlen auf ein Feld mit Wintersaat schießen. Wie grün dies Feld aus den sonst beschatteten hervorsah! Überall solche Lichter und Schatten; besonders ein kleines Tannenholz, wo es zugleich regnen mußte, lag in einem hellgrauen Perlsieb.

Endlich, kurz vor ihrem Untergange, siegte die Sonne ganz. Da fing im Walde Alles an zu singen und zu lärmen. Drosseln in der Nähe, aus der Ferne, von allen Enden und Ecken her.

Ein kurzes dickes Stück Regenbogen, das sehr bald dunkle Dunstgebilde verschluckten, spannte sich im Osten aus wie die Felge eines Rades. Durch dies „Stück" Regenbogen gewissermaßen hindurch trieb ein Pflüger seinen Pflug. Raben folgten ihm flatternd. Knecht und Pferde und Vögel hoben sich ganz schwarz ab. Dann auch fuhr der Kiel-Altonaer Zug vorbei, auf eine Sekunde alles mit seinem dicken weißen Qualm verschlingend.

Und eine schmerzliche, tiefherzliche, heiße Freude kam über mich: so lieb ich mein Heimatland. Ich hätte den Mutterboden küssen können.

Heut Morgen ritt ich zuerst vier Stunden hintereinander meine Pferde. Dann las ich in Nietzsches „Götzendämmerung".

Nachmittags machte ich einen Rundgang durch die Dörfer, Höfe, Katen. Marie Ohrt besuchte ich in ihrem einsamen Wirtshaus. Dieses Wirtshaus führt den wunderlichen Namen: Wrack. Ich traf das Marieken allein. Und wieder sagte sie: „Bütte, bütte, Herr Baron", und später in ihrer sanften, abwehrenden und doch hingebenden, zärtlichen Weise,

langsam: „Uw, lat dat doch sin; wat schall dat." Und nun fingen wir wieder an zu lachen, wie nur wir beiden lachen können. Ihr Mann erschien, und wir lachten zu Dreien. Ich hörte die Chronique scandaleuse meiner Gegend, und da gibt es denn — wir Menschen sind nun einmal Bösewichter — sehr viel die Heiterkeit Anregendes. Besonders belustigte mich eine kleine amüsante Affäre Trien Minwegens, eines leichtsinnigen, schnell- und gutherzigen, stark liebe- und küssebedürftigen Bauernmädels, die der Wirt nach Art des Boccaccio erzählte. Marie und ich gerieten in stürmisches Gelächter.

Man muß mit den Leuten sprechen können, ihnen geduldig zuhören, sich in ihren kleinen Interessenkreis hineindenken. Und das wird mir nicht schwer. Komm ich auch eben aus Italien und München und hab ich dort in „göttlicher Kunst" geschwelgt: heute bin ich unter meinen Nachbarn, den Schloßherren, Gutsbesitzern, Kleinstädtern, Bauern, Kätnern, Taglöhnern, die ja bei mir zu Hause, inbezug auf die Kunst, ob sie Schloßherren oder Taglöhner sind, die gleichen Gedanken haben. Dem Schleswig-Holsteiner, im großen ganzen, ist die Kunst etwas durchaus Überflüssiges, Unbegreifliches, sehr Entbehrliches. Meine guten Landsleute schütteln wohl gar den Kopf über einen von ihr Begeisterten, und tippen sich, einander verständnisvoll anschauend, an die Stirn und sagen bedeutungsvoll: „He is'n beten dösi (blödsinnig)." Aber so hab ich es eigentlich in allen Ländern gefunden. Die wirkliche Kunstgemeinde ist verschwindend klein.

Ich habe mir einzelne Brocken aus Gesprächen in den Gaststuben auf dem Lande, bei den Bauern, aufgeschrieben. Les ich sie, stehen mir die Leute, die Wirtschaften, Wald und Feld und Haide meiner Heimat deutlich vor Augen. Und wie man so spricht:

„Hest all hört, Trien Pieperseh heirat't nu doch Jan Voß. Dat hett wat duert. Ick weet ni, wat se so lang tövt hett; se hett sick doch all dreehunnert Mark spart" . . .

„Junge, Junge, ick segg di, dat wärn Swien; de wog över veerhunnert Pund" . . .

„Dat seggt he so baben Harten her" . . .

„Wo wiet bist mit dien Hafersein (säen)" . . .

„Dat harr ick ni dacht, dat de lange Finger maken deh; de mak sin Olen veel Kummer" . . .

„De Lüd seggn ja, Klaus Fock hett sin Stä (Hofstelle) verköfft; ob dat wull wahr is?" . . .

„Anna Heeschen is storbn, schad um er; wat wär dat för'n fire Deern" . . .

„Ob uns' nie Bahn wull bald in Gang kummt? Na, dat hett ok lang 'nog duert" . . .

„Chrischan Mehrens seggt immer noch, he will sick Berlin ansehn; ick glöv avers, da kummt nix na; he is noch veel to dull an't Huus wennt" . . .

„Hest all hört, wat de Lüd över Martin Rix vertelln doh; dat schall ja 'n dulle Sack wen" . . .

„Wenn't glücken deit mit Hans Harbeck, denn bün ick god rut; de betalt mi dat gliek rein ut" . . .

„Na, wo steit't, hest wat up'n Stall to verköpn; schall'k de Ossen mal ansehn?" . . .

„Dat is sonst so'n goden Kerl, wenn he man blots nich so liechtsinnig wär; he is to dull achter de Deeres her; söben Mark wär he mi noch schullig, veer Mark hev ick em noch baar lehnt" . . .

„Wenn Detl Schleip nich so eifersüchti wesen wär, denn wär't allens anners kam (gekommen)" . . .

Auch im „Blauen Lappen" wollte ich einkehren; aber ich bemerkte schon von außen durch die Fenster benebelte Gestalten, die sich dermaßen im Zustand dunkler Begriffe befanden, daß ich beschloß, meinen Besuch hier zu gelegenerer Zeit zu machen.

Meine Lesefrüchte der letzten Tage sind: „Der Morgen, der schöne frische, kräftige Sohn der Nacht." Jean Paul. „Was weiß ein Mensch vom andern." Goethe. „Die Erdbeeren, die ich gegessen habe, die habe ich vergessen. Aber

die ich habe stehen lassen, die brennen mir auf der Seele." Bettina von Arnim. „So oft wir einem rücksichtslosen, alles verzehrenden Egoismus begegnen, zeigt sich uns eine Art Respekt vor so elementarer Ganzheit; der mit dem moralischen Urteil nichts zu tun hat." Isolde Kurz. „Der Künstler ist der Luxusmensch der Natur." Otto Julius Bierbaum. „Darum sollen sich die Starken und Gleichmütigen zusammenfinden, damit die Angst- und Heulmeier die Versuche mit der neuen Kunst und Literatur nicht stören." M. G. Conrad.

Meine deutschen Lieblingsdichter, unter den Verstorbenen, sind Goethe, Heinrich von Kleist, Hebbel, Mörike, Theodor Storm, Annette von Droste-Hülshoff, Keller. Die schrieben, wie sie wollten. Es war ihnen vollkommen gleichgültig, ob sie verstanden oder nicht verstanden wurden, ob sie gelesen oder nicht gelesen wurden. Wir können uns das Entsetzen der heutigen „illustrierten Familienblätter" vorstellen, wenn ihnen von den Ebengenannten „etwas" zur „gefälligen Einsicht" usw. „ergebenst übersandt" würde. Die illustrierten Familienblätter sind eine schwere Krankheit für Deutschland. Der Stupor wird durch diese zu gefährlicher Vertiefung gebracht. Die schändliche Prüderie nimmt durch sie immer mehr zu. Sie sind schuld daran, daß die Verflachung und Verweichlichung und Geschmacklosigkeit, die Versumpfung und Verseuchung in furchtbarer Weise zunehmen. Aufgepaßt! mein deutsches Vaterland.

Die Herren Geistlichen haben die Güte, uns ein Himmelreich in Aussicht zu stellen. Das lasse ich mir gefallen. Nur darf es dort nicht so langweilig und trivial sein wie auf unsrer Erde. Dann lieber in die Hölle. Am liebsten aber in die ewige traumlose Nacht. Da ruht sichs, glaub ich, höchst angenehm und gemütlich. Wenns aber der Himmel ist, der uns nach dem Tode aufnimmt, dann müßte ich dort vor allen Dingen Begegnungen haben: zuerst würde ich Cäsar und meine Lieblingsdichter aufsuchen, dann Alcibiades, die Religionsstifter, den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen, Napoleon, Beethoven, Schumann, Iwan den

Schrecklichen, den Apostel Paulus, Väterchen (Attila), Kaiser Heinrich den Sechsten, Voltaire, Hannibal, Frans Hals, Shakespeare, Blücher und wen alles noch. Gäben Alexander der Große und Gustav Adolf bei mir ihre Karten ab, wäre ich nicht zu Hause. Die beiden liebe ich nicht. Vor allem aber stürmte ich in jene Himmelsecke, wo die Merowinger sitzen. Das ist mir das weitaus interessanteste Geschlecht der Weltgeschichte, die Damen sowohl wie die Häuptlinge. Das waren doch Vollmenschen.

Im Himmel müßte ich zuweilen auch einen Krieg, eine Schlacht mitmachen können. Das stärkt die Nerven und bringt Appetit. Dann auch müßten mir Jagdgründe dort zu Gebote stehn, und nach der Jagd muß ich Erbsensuppe haben, und darauf gute Zigarren, behaglichen Kamin, Vorsingenlassen Schumannscher und Hugo Wolfscher Lieder.

„Ich komme, und weiß nicht woher,
Ich gehe, und weiß nicht wohin,
Mich wunderts, daß ich so fröhlich bin."

Welch heidnisch-herrlicher, unsäglich rührender Spruch.

. . . Eben wollte ich mich an den Schreibtisch setzen, um Briefe zu beantworten, als auf meinem Hofe der Huf eines sich in schnellster Gangart nähernden Pferdes erklang. Als wenn für einen zum Tode Verunglückten der Arzt gerufen werden sollte. Als wenn einer mir den Befehl bringen sollte, die Glocken meiner Dörfer allerschleunigst in hilfeheulende Bewegung zu setzen: der Feind sei ins Land gebrochen.

Ich sprang auf und eilte ans Fenster; und grade noch kam ich zur rechten Zeit, um zu sehen, wie Ludolf Johannsen, der Gutsbesitzer auf Havighorst, Hermanns Bruder, seinen Gaul vorm Haupteingang dermaßen scharf anhielt, daß er wie ein Hund sich auf die Hinterbeine setzte. Dann stürmte, mehrere Stufen immer zugleich nehmend, mein Nachbar zu mir herauf. Er sah lakenblaß aus. Ohne mich anzureden, ohne überhaupt zu sprechen, hielt er mir eine Depesche hin. Ich nahm sie und las:

„Benützen Sie bitte den nächsten Zug nach München. Ihr Herr Bruder ist vorläufig im Irrenhause untergebracht. Der erste Staatsanwalt."

Was war geschehen? Lag ein Verbrechen vor?

„Ich weiß, Ludolf, weshalb du hergerast bist; ich soll mit. Gut. Wir können den acht Uhr neunzehn Minuten-Zug unserer Haltestelle noch erlangen. Dann erreichen wir in Hamburg den Nacht-Schnellzug nach Leipzig. Vorwärts!"

Er reichte mir hastig die Hand.

* * *

Wies sich ereignet hat, wies gewachsen, wies schließlich gekommen ist, wird keiner mit Bestimmtheit je erzählen können.

Ich schrieb, wie zu meiner Erlösung, in mein Tagebuch:

Hermann Johannsen, spät abends aus einer Gesellschaft in Schwabing zurückkehrend, bemerkte in einem der Querwege vorm Siegestor von der Landstraße aus in einem der dortstehenden Häuser einen Gardinenbrand. Durch sein Hineilen und rasches Aufrütteln der Bewohner und durch sein lebhaftes Mithelfen war das kleine Feuer bald erstickt.

Der Stock, in dem die Flammen ihre Mordzungen gezeigt hatten, war einer Gräfin Tölz vermietet. Mit ihr lebte nur ihre zweiundzwanzigjährige Tochter, Komtesse Anna. Die Mutter der Gräfin, wenn auch nicht in begnadet günstigen Vermögensumständen, hatte ein gutes Einkommen; sie brauchte nicht zu sparen, hatte im Gegenteil so viel übrig, daß sie ein „Haus", wenn auch in bescheidenen Grenzen, machen konnte. Bei ihr verkehrte die gute Gesellschaft Münchens. Namentlich auch waren es junge Künstler, denen sie ihr „Seid willkommen!" zurief.

Am andern Morgen machte Hermann seinen Besuch, um sich bei den Damen zu erkundigen, wie ihnen der Schrecken bekommen sei. Dieser Besuch bildete den ersten Haken zu

weitern gesellschaftlichen Beziehungen: Hermann Johannsen ward ein gern gesehener Gast.

Bei einer Abendunterhaltung in den Räumen der Gräfin, während er sich mit einem Legationsrat, beide lehnten stehend an dem geschlossenen Flügel, über Hypnotismus unterhielt, entdeckten seine Augen auf einem Wandvorsprung unter andern Schmucksächelchen eine Schnecke. Er ließ schroff den über dies Gebaren starrverwunderten Legationsrat stehen und ging rasch auf den Gegenstand zu.

Die Schnecke, eine sehr hübsche galvanoplastische Arbeit aus den dreißiger, vierziger Jahren, nahm er, die Augen funkelten ihm, in seine Hand. Sie war schwer; augenscheinlich sollte sie ihren Nutzzweck als Briefbeschwerer erfüllen. Der Altertümerfreund fragte die just bei ihm vorbeigehende Komtesse, wie alt wohl das Spielzeug sei. Diese, in einer lustigen Laune, antwortete lachend: „Und Sie, der Kenner, erraten es nicht gleich selbst? Diese Schnecke hat schon auf dem Schreibtisch der schönen Königin Kleopatra gestanden." Und mit diesen Worten war Anna vorübergehuscht. Die Aussage der Komtesse machte einen außerordentlichen Eindruck auf Hermann. Er konnte sich an dem Ding, das „der schönen Königin Kleopatra" gehört hatte, nicht satt sehen. Immer wieder ließ er es in seinen Händen gleißen.

Von Neugier und Sucht nach dem metallenen Spielzeug gepeinigt, war er bald wieder im Tölzschen Hause. Die junge Gräfin, als sie seine höchst ernsthaft gemeinten Fragen über die Schnecke hörte, wurde zuerst ganz stutzig; dann aber, wie in einem Eigensinn beharrend, blieb sie bei ihrer Meinung, daß die Schnecke schon auf dem „Schreibtisch" Kleopatras gestanden habe. Hätte sie in die glühenden, verlangenden Augen Hermanns gesehn, wäre sie erschrocken aufgesprungen und hätte ihren Scherz berichtigt.

Hermann Johannsen, immer mehr von dem einzigen Gedanken getrieben, das Kunsttierchen in seinen Besitz zu gewinnen, hatte schlaflose Nächte. Er sann hin und her. Die Schnecke — nun erst recht blieb Anna, vielleicht in

einer weiblichen Schrulle, auf ihrer grillenhaften Aussage bestehen — geschenkt zu erhalten, mißlang: Die Komtesse erwiderte, daß ihr Haus, nach einer alten Überlieferung, von Kleopatra abstamme, und sich ihre Familie deshalb der Schnecke nicht entäußern dürfe.

Hermann Johannsen sann wieder hin und her. Schon kamen ihm Gedanken über einen Diebstahl. Doch fiel es ihm ein, daß er vielleicht das Schneckerle durch Kauf erlangen könne. Aber auch dieser Plan scheiterte: Sein feinfühliges Vorfragen bei der alten Gräfin merkte diese ebenso feinfühlig, und schlug es ab, ohne daß die beiden schon den eigentlichen Kaufs- oder Verkaufspreis ausgesprochen hatten.

Die Gräfin tat es wohl aus dem Grunde, weil ihr jeder Schachergedanke zuwider war. Mein Gott, so mochte sie denken, wenn ihm das unschuldige Ding so viel wert ist, so mag er meine Tochter darum bitten; weshalb sollte sie es ihm nicht überlassen.

Nun blieb Hermann Johannsen nur ein letztes Mittel: Er wollte und mußte die Komtesse heiraten.

Hermann Johannsen war ein Weiberfeind. Er nannte sie die Friedensstörer jeglicher Mannesarbeit. Ledig zu bleiben, dadurch seine Freiheit zu behalten, hatte er sich ein für allemal vorgenommen.

Nun änderte mit einemmale eine kleine unschuldige Schnecke seine ganz bestimmten Vorsätze.

Hermann Johannsens Herz war nie, auch in seinen jungen Jahren, von der Liebe gerüttelt, beseligt, zertreten worden. Er kannte diese Regungen, diese Gefühle nicht. Er fragte sich deshalb nicht, ob er Gegenliebe finden, ob er beglücken, ob er selbst das höchste Glück erreichen würde. Nur die fixe Idee, durch die Heirat endlich in Besitz des von ihm mit allen Fasern Erwünschten zu kommen, leitete von jetzt an alle seine Schritte.

Hermann Johannsen spielte bei Komtesse Tölz den Liebenswürdigen. Und er, der großgewachsene, schwarzhaarige, blauäugige, elegante Holsteiner verfehlte nicht, tiefen Ein-

druck auf Anna zu machen. Bald hatten Mutter und Tochter, die Absichten merkend, intime Gespräche mit einander: Namentlich der Reichtum des Bewerbers wurde in Erwägung gezogen. Zudem kam eine wirkliche Neigung der Komtesse zu dem schönen Manne mit den „rätselhaften" Augen.

Und eines Tages wurde die Verlobung veröffentlicht.

Die gerichtlichen, kirchlichen und Geldverhältnisse waren bald geordnet. Der Hochzeitstag wurde auf den siebenundzwanzigsten März festgesetzt.

Eine Woche vor der Vermählung äußerte der Verlobte seiner Braut, daß sie ihm nun, da sie ja doch bald mit ihr ihm gehöre, die Schnecke überlasse. Und ohne ihre Antwort abzuwarten, sprang er an den Wandvorsprung und riß das Tier an sich.

„Nein, nicht vor unserm Hochzeitstag sollst du sie haben."

Da veränderte sich das Gesicht Hermanns. Die junge Gräfin sah in seine blitzenden, wahnsinnigen Augen, auf seine gekrampften Hände, in denen er das schnell gepackte Tier festhielt.

„Du liebst nicht mich, du liebst das Tier" — — — grausig klang das Wort. Sie hatte sich zu voller Höhe emporgerichtet. Dann sprang sie vor und entriß ihm die Schnecke.

Und wieder ging eine Veränderung bei Hermann vor. Seine Hände erschlafften, seine Augen erloschen. Dann hob er sie, und wie aus einem Traum, aus einer andern Welt erwachend, sagte er müde, ruhig: „Laß mich gehen; ich bin krank."

„Wohin?"

Und wie im gewöhnlichen Alltagston antwortete er: „Das Wetter ist so schön; ich will meine Lieblingsplätze am Starnbergersee aufsuchen, Leoni und die Rottmannshöhe."

Er ging ohne Gruß hinaus. Die Gräfin schaute ihm nach; dann brach sie in einem Sessel zusammen. Das Schneckerle rollte über den Teppich.

Hermann Johannsen erreichte Starnberg. Dort nahm er einen Wagen und fuhr nach Leoni. Dann stieg er zur

Rottmannshöhe hinauf. Es war ihm auf dem ganzen Wege vorgekommen, als wenn etwas in ihm ausgelöscht sei. Es war sanft und still in ihm. Doch oben angekommen bemächtigte sich seiner eine merkwürdige, nicht zu bezähmende Unruhe. Wieder fiel ihm die Schnecke ein, und mehr als je zerrte ihn der glühendste Wunsch nach ihr. Er schritt auf der leeren Terrasse des riesigen, schloßartigen Sommerfrischlergebäudes, das noch keinen Menschen beherbergte, rastlos hin und her; und wieder in die Felder und Wälder, ins „Moos", und wieder auf die Terrasse. Dort sah er einmal lange auf die schneebedeckten Alpen, die, im grellsten Sonnenschein, auf eine Meile vor ihn herangerückt schienen, so klar traten die Täler und Kuppen und Schroffen hervor. Und die Sicht auf das Eis der Berge tat seinem brennenden Herzen, seinen heißen Lippen, Augen und Wangen wohl.

Schon trabte er wieder, den ihm begegnenden Menschen ausweichend oder vor ihnen fliehend, mit den Händen in den Hosentaschen, den Hut im Nacken, mit finstern Blicken überall umher. Er kannte keine Wege mehr; er brach sich grade Bahn durch Äste und Gestrüpp, er wußte nichts mehr von sich selbst. Nur ein einziger Gedanke stand unaufhörlich vor ihm: Er hielt in der hocherhobnen Rechten den kleinen glänzenden Briefbeschwerer, an dem ein dunkelroter Blutstropfen hing. Und durch ihn schien aller Schnee, der auf den Alpen lag, in leichte, feine Röte getaucht.

Um neun Uhr abends, in dem anliegenden Wirtsgebäude war Alles schon zur Ruhe gegangen, stand er wieder auf der Terrasse. Er hatte den Hut verloren. Der Vollmond beleuchtete ihn grell. Da erschien, er hatte sie nicht gehört, auf der Treppe seine Braut. Sie sah ihn und hielt, wie zur Versöhnung, das zierliche Kunstwerk ihm entgegen. Mit einem dumpfen, tierischen Laut stürzte er auf sie zu und riß sie zu Boden . . . und erwürgte sie . . . Kein Laut, kein Schrei ward hörbar . . .

Als er die Komtesse erdrosselt hatte, versuchte er ihr den blinkenden Gegenstand zu entwinden. Aber in ihrer Todes-

minute, in ihrer Todeserstarrung, hatte sie ihn so fest umklammert, daß es ihm nicht gelang. Da nahm er sein Taschenmesser und schnitt ihn aus den weißen, zarten, schmalen Händen der Gräfin heraus. Und hoch in der Rechten hob er die Schnecke. Ein einziger Blutstropfen hing an ihr, so leuchtend, blendend, daß ihm war, als beschiene er den ewigen Schnee der Alpen, jener großen Kette, die vor ihm lag von Salzburg bis nach Bern.

Langsam, blöde vor sich hinlächelnd, stieg er Schritt für Schritt die Treppe hinab, immer noch die Beute hoch in der erhobnen Rechten haltend. Dann verschwand er im Walde . . .

Auf der Terrasse, im hellsten Mondschein, unmittelbar an den Stufen, lag die junge Gräfin mit erstarrten Augen. Einige Blutstropfen sickerten durchs Geländer auf die Spitze des geschlängelten Schweifes einer Sphinx, die an der Treppe lag. Ihr Ton, das Tröpfeln, wenn hörbar überhaupt, wäre der einzige gewesen in der ungeheuren Stille rings umher.

Der letzte Gruß.

Lieber Doktor.

Meine Frau ist so abscheulich gewesen, mir auf acht Tage meine Schwiegermutter vorzuziehen; ich bin Strohwitwer. Kommen Sie, wenn irgend möglich, heute Abend zu mir zum Essen. Keine Widerrede. Ich muß außerdem mir eine Geschichte vom Herzen wälzen, an die ich seit Jahren nicht dachte, und die heute durch ein paar Hebbelsche Strophen mir dermaßen wieder vor die Seele gerückt ist, daß ich mich durch ihre Erzählung frei machen muß. Sie kennen mich ja. Übrigens sind auch die ersten Metzer Spargel angekommen.

Ihr ergebenster

Fehrs.

War das wieder ein Schlußunsinn. Hebbel und Spargel. Trotz unsrer jahrelangen Bekanntschaft blieb mir mein Freund, der Kommerzienrat Fehrs, ein Rätsel.

* * *

Das Diner war, wie immer, vortrefflich gewesen. Bald hatten wir uns ins Rauchzimmer zurückgezogen.

Kennen Sie von Hebbel ein Gedicht, begann der Kommerzienrat: Letzter Gruß? Ich hatte es bisher nicht beachtet. Die beiden letzten Strophen lauten:

Immer lächelnd, immer freundlich,
Und erst in dem letzten Schmerz
Preßte sie, zusammensinkend,
Ihre Hand aufs arme Herz.

Ach, ihr Herz war wie ein Siegel:
Erst, als es gebrochen war,
Wurde mir sein schaurig-süßes,
Himmlisches Geheimnis klar.

Sie erschütterten mich so, daß ich das Buch aus der Hand legen mußte. Die Erinnerung an ein Ereignis in meinen jungen Jahren zog wie eine dunkle Wolke mit großer Schnelle zu mir her. Und nun hören Sie:

Mein Vater, ein wohlhabender Kaufmann in Kiel, peinlich genau und herrschsüchtig, hatte mich, den einzigen Sohn, zu seinem Nachfolger bestimmt. Ich hatte nicht die geringste Neigung zum Handelsfach. Meine flehentlichen Bitten, mich einen andern Beruf wählen zu lassen, halfen nichts. Nur das ertrotzte ich nach meiner Abgangsprüfung, mich ein Jahr in Heidelberg aufhalten zu dürfen. Das frische Studentenleben war mir wohltuend nach der väterlichen Zucht; ich war fleißig in meinen Arbeiten. Da traf nach Ablauf des Jahres der Befehl meines Vaters ein, unverzüglich mich nach Hamburg zu begeben, um dort im Bankhaus von C. F. Möller eine Gehilfenstelle anzutreten.

Mit erregtem Herzen reiste ich ab, meldete mich in Hamburg bei meinem Chef, und versuchte, mich in diese ganz neue Lebensweise zu fügen. Wie schwer es mir wurde, brauche ich kaum zu erwähnen. Die Buchhalter, die Kommis, die Lehrlinge waren mir zuwider. Aber allmählich gewöhnte ich mich an meine neue Stellung. Ich fand hier und da unter meinen Mitarbeitern einen feinen, gebildeten Menschen. Besonders einer wurde mein Freund: Gustav hatte wie ich eine Universität besucht. Das war an sich schon ein Bindemittel. Nicht grade zu meinem Vorteil hatte ich mich ihm angeschlossen: wild, zügellos, gierig nach Genuß, suchte er in mir die Moral zum Wachsen zu bringen: Wir sind nur einmal jung, deshalb wollen wir genießen.

Fast täglich, in den Abendstunden, machte er Entdeckungsreisen, wie er es nannte; er zog dann in kleinen, das Tageslicht scheuenden Kneipen umher. Es ist überraschend, sagte er mir, was für gutes Ale, welche hübschen Mädchen ich zuweilen finde. Besonders der Hafen war seine Gegend, wo er auf „Entdeckungen" ausging.

Eines Morgens trat er hastig auf mich zu: „Alle Wetter, Fritz, gestern habe ich etwas gefunden; heute Abend mußt du mit."

„Was denn, Gustav, eine gute Bierquelle?"

„Nein, ein Mädchen, nein, zwei Mädchen; nein doch, Mutter und Tochter. Beide sehen gleich jung aus. Die Mutter kann nicht älter als fünfunddreißig sein, die Tochter noch nicht siebzehn Jahre."

„Wo denn, Gustav?"

„In irgend einer der verdammten kleinen Straßen am Hafen; Enkholz, glaube ich. Himmel, saß da eine Gesellschaft zusammen. Kapitäne, Steuerleute, verkappte Polizisten, mancher auch mit anständigem Gesicht. Junges Mädchenvolk ging aus und ein. Eine alte Kupplerin war auch dazwischen, ein wahres Scheusal. Sie unterhandelte fast den ganzen Abend mit einem blassen, gut gekleideten jungen Herrn . . . Und ein Gelächter, Gesinge, Gesaufe. Aber guter Stoff. Revolver brauchen wir nicht mitzubringen. Kommst du also mit, heut Abend?"

„Ja."

„Gut, um sieben hole ich dich ab."

Und abends um sieben Uhr waren wir auf dem Wege nach der Kneipe. Es war Mitte April. Eine wunderbare, weiche Regenstimmung lag im Westen. Wir knöpften unsere Sommerüberzieher auf, weil es zu warm wurde. Vom Michaelisplatz bogen wir südlich ab und verloren uns bald in enge, schmutzige Straßen.

„Wie lange denn noch, Gustav?"

„In zwei, drei Minuten sind wir da. Laß dich nicht durch dieses Schmierviertel abschrecken, es wird wieder besser."

Und es wurde auch bald „besser". Breitere Straßen, Plätze, und — „Hier" sagte Gustav rasch; „folge mir." Es schien mir nicht außergewöhnlich, daß wir einen gut erhaltenen Torweg durchgingen. Plötzlich standen wir auf einem engen Hofe. Aus den Fenstern zu ebner Erde links drang Kreischen und Lachen zu uns.

„Hast du Angst, Fritz?"
„Dummes Zeug, vorwärts."

Und dann waren wir mitten in der wüsten Gesellschaft, die, ohne auf uns zu achten, weiter lärmte und trank. Es war der Wirtin Geburtstag, und wir wurden von dieser, einer noch auffallend schönen jungen Frau, eingeladen, ihn mitzufeiern. Als Gustav und ich eine Bowle bestellt hatten, setzten wir uns, wo wir Platz fanden. Allerdings, Gustav hatte Recht gehabt, es war eine merkwürdige Zusammensetzung. Ein einäugiger, hagrer Greis sang Lieder zur Zither. Oft sang er allein; oft, namentlich im Kehrreim, begleiteten ihn Alle. Er saß zwischen zwei Mädchen, die ihn am Barte zupften; er verteidigte sich, indem er die linke Hand plötzlich von den Saiten riß und ihre Finger schlug. Dadurch entstanden schreckliche Mißtöne; der Greis aber ließ sich nicht irre machen, mit großer Sicherheit fiel er jedesmal wieder ein. Mir gegenüber, im Sofa, saß kerzengrade ein bildhübscher junger Mensch, der ab und zu mit finsterm Blick auf eine neben ihm sitzende „Dame", die ihn zärtlich beobachtete, hinunter sah; er war völlig betrunken. Plötzlich fing er an, mich anzustieren. Dann sich mit einem Ruck erhebend, daß die Gläser klangen, sprang er auf, machte mir eine tiefe Verbeugung, und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Graf Hünneberg." Ins Sofa zurückfallend, stierte er wieder, in kerzengrader Haltung, vor sich hin. Die alte Vettel war auch da; sie sprach eifrig einem blutjungen, schwarzäugigen Mädchen, das den Kopf gesenkt hatte, zu. Dann waren anwesend Kapitäne und junge Kaufleute; Gott weiß, wer Alles. Zwischendurch immer, in bunter Reihe, kauerten und lachten und schrieen und tranken die Weiber; manches junge Gesicht unter ihnen, aber auch alte, verschminkte, oft traurig und elend aussehend.

Ich sah mich nach meinem Freunde um; ja, wo war denn Gustav? Ich suchte ihn vergebens im Kreise. Da drang ein furchtbarer Schrei aus den hintern Zimmern zu uns; wie

von einem Tier, das einen plötzlichen Schmerz empfand. Und in demselben Augenblick zeigte sich auch in der Tür aus der Nebenstube ein wildes Mädchenangesicht. Die kurzen schwarzen Indianerhaare lagen wie dunkle Blumen um die Stirn, grüne Augen blitzten zu uns herüber; an den sinnlich feuchten Lippen saß Blut. Ich stand wie gelähmt.

„Wat wär dor los? Wat is?" rief die Wirtin.

„Nix, Mudder; ick hev em man blots den Finger afbieten; he wull mi ni loslaten."

Mutter und Tochter, sich auffallend ähnlich, standen sich gegenüber.

„Wat, du verdammte Dirn, wat häst du dahn? De Gäst wist du mi herutsmieten. Keen Wien, keen Beer ward mehr drunken" — und hageldicht fielen die Hiebe der Mutter auf ihre Tochter, die ihren Nacken willig bog.

„Genug, genug," rief ich und riß das Mädchen weg zu mir; „noch ein Schlag, Madame, und ich hole die Polizei."

Ein sinnbetäubendes Bravo erschallte. Und die Mutter? Nun, die Mutter lachte laut, nahm ein Glas und schrie: „Der junge Herr soll leben!"

Das Mädchen stand noch hinter mir, ich hatte mit meiner linken Hand ihre Rechte umkrampft. Sie sah mich mit großen, entsetzten Augen an. Die Brust hob und senkte sich stürmisch.

„Wisch dir das Blut vom Munde, Mädchen," sagte ich rauh. Sie tat es mit der Linken, zuckend, zitternd, mich immer scheu ansehend, starr, finster, trostlos.

Ein tiefes Mitleid regte sich in mir. Aber, zum Kuckuck, ich hatte vergessen, nach meinem Freunde zu suchen. War er es gewesen, der eben so markerschütternd geschrieen? Ich stürzte ins Nebengemach. Da lag er, ohnmächtig. Die linke Hand war blutüberströmt. Ich untersuchte sofort. Der Zeigefinger war nicht abgebissen; aber bis auf den Knochen frei, hing er nur eben an der Hand.

Es hat lange Zeit gedauert, bis mein Freund geheilt war. Eine Lehre ist es ihm denn doch gewesen.

Als ich die Wirtschaft mit meinem schwerverwundeten Begleiter verließ, um in einer Droschke zum nächsten Arzt zu fahren, huschte die junge Tochter mit den Eidechsenaugen zu mir in die Haustür: „Kommen Sie morgen Abend wieder."

* * *

Ich schlief die Nacht schlecht. Die wüstesten Bilder und Träume schreckten mich aus den Kissen. „Kommen Sie morgen Abend wieder." Wer hatte denn das gesagt? Und ich schlief wieder ein. „Kommen Sie morgen Abend wieder" — ich wachte; flüsterte, raunte es mir eben wieder ins Ohr? Hastig, ängstlich, gepreßt, wie eine Rettung suchend? Fühlte ich wieder in nur sekundenlanger Berührung eine junge Mädchenbrust an meiner Schulter?

„Kommen Sie morgen Abend wieder." Ich sprang aus dem Bett: Den Teufel werde ich tun. Ich konnte nicht länger schlafen. Wie widerwärtig, wie ekelhaft war das Blut an den jungen vollen Lippen gewesen. Aber den ganzen Tag mußte ich an das Mädchen denken. Ein starkes Mitleid für das arme Ding lagerte sich breit in meinem Herzen, und — am Abend war ich in der Kneipe.

Es saßen nur zwei ältere Herren im Sofa, die, so viel ich mich erinnern konnte, gestern nicht in unserer Gesellschaft gewesen waren. Die Wirtin mußte mein Eintreten gehört haben. Sie erschien bald, mit herunterhängenden Haaren, gut angezogen, flink, jugendlich aussehend. Lachend trat sie zu mir, ohne Verwunderung, mich wieder in ihrem Restaurant zu sehen. Sie renommierte wie ein Mann: „Haben Sie keinen Kater, junger Herr? Ich habe solche Kopfweh heute; wir saßen noch bis fünf Uhr morgens auf, wir waren alle tüchtig betrunken. Hanne schläft noch." Aber Hanne schlief nicht, denn die Tür öffnete sich, und in der Öffnung zeigte sich das Mädel, in einem schwarzwollnen, bis zum Halse reichenden Kleide. Als sie mich sah, floß eine Purpurwelle über ihr Gesicht; sie stieß einen kreischen-

den Schrei aus, wie ihn der Falke in wilder Lust ausstößt, wenn er hoch überm Wald steht im Sonnenlicht. Und dann war sie wieder verschwunden.

„De dumme Dirn," sagte die Mutter, und dann rief sie laut: „Hanne, Hanne, komm doch rin." Aber Johanne erschien nicht. Als ich nach einer halben Stunde aufbrach, merkte ich auf dem Flur an einer Türspalte Hanne. Ich ging sofort drauf los und öffnete sie ganz. Das Mädchen war in eine Ecke geflohen und weinte, die Augen mit den Händen bedeckend, leise vor sich hin. Ich trat zu ihr. Da ließ sie die Hand fallen, sah mich an und — lachte aus vollem Halse, roh, kreischend. Sie merkte, wie unangenehm mich ihr Gebaren berührte, und wie von einem plötzlichen Entschluß gefaßt, riß sie meine Hände an ihren Mund und küßte sie.

„Hanne! Hanne, laß das; das mag ich nicht."

„Ach Unsinn!" rief sie übermütig, und dann sagte sie leise: „Wie gut Sie sind, und daß Sie kamen."

„Ja, aber wenn Sie weglaufen, dann kehre ich nicht wieder."

„Ach, bitte, bitte" —

Und am folgenden Abend war ich wieder im Enkholz.

Liebte ich denn das hübsche Mädchen? Nein. Und doch las ich Eichendorff mit dem hellsten Entzücken. Aber auch wilde, lüsterne Gedanken wurden in mir rege. Das Mädchen wäre mit mir in alle Welt gegangen.

Und auch an den folgenden Tagen war ich in dieser Kneipe. Hanne setzte sich dann sofort zu mir, ungeniert; legte den Arm um meinen Hals, was mir unangenehm war. Aber ich ließ es geschehn. Ob Gäste da waren oder nicht, das war ihr gleich; sie wich nicht von meiner Seite. Ich galt bei der ganzen dort verkehrenden erlauchten Gesellschaft als ihr „Liebster". Es schwankte in mir auf und ab. Das Verhältnis mußte gelöst werden. Bald fand sich eine Gelegenheit: Als ich eines Abends, später als gewöhnlich, bei Mutter und Tochter eintrat, waren sämtliche Anwesende,

auch die Wirtin und Johanna, betrunken. Ein furchtbares Jauchzen und Kreischen übertönte Gespräch und Gelächter. Das Mädchen erkannte mich; sie lief, schwankend, auf mich zu. Aber ich stieß sie hart zurück, und ging schaudernd nach Hause. Am andern Tage schrieb ich ihr, daß ich nicht wieder in die Wirtschaft kommen und sie nicht mehr sehen würde; nach dem gestern abend Erlebten dankte ich ein für allemal, sie je wieder vor Augen zu haben.

Und in der Tat war ich froh, so die mir lästig werdende Fessel abgestreift zu haben; auch hätte ich nicht mehr in der mir höchst widerwärtigen Gesellschaft verkehren können.

Zwei Tage waren dahingegangen. Es war im Anfang des Mais. Der Schlehdorn blühte. Die Buchfinken schmetterten. Ich hatte „Don Carlos“ gesehen und schlenderte in der schönen Nacht nach meiner Wohnung in Sankt Georg. Es mochte nach Mitternacht sein, als ich meine Wohnung erreichte. Die Straße war leer. Als ich den Schlüssel in die Tür stecken wollte, kam aus dem Dunkel des Rundbogens ein Weib rasch auf mich zu; es war Johanna.

„Du hier? Mein Gott, was soll das, was willst du hier?“

„Ich will mit dir gehn; ich will nicht wieder nach Hause. Ich kann da nicht mehr sein. Nimm mich zu dir.“

„Das geht nicht, Johanna. Ich mag kein Mädchen in meine Wohnung nehmen. Du mußt nach Hause gehn. Wir sind überhaupt quitt. Du weißt, weshalb.“

„Ich gehe doch mit dir jetzt, Fritz,“ sagte sie trotzig.

„Du wirst nicht mitgehn,“ erwiderte ich barsch, und wandte mich ab.

„Schlage mich tot, dann ist es aus.“ Sie weinte heftig.

„Geh nun,“ fuhr ich sie an, „die Polizei wird kommen und dich mit auf die Wache nehmen, wenn du nicht nach Hause eilst.“

Sie wurde wieder trotzig.

„Gut, die Polizei soll mich holen; hier, von deiner Tür weg.“

Ich schloß die Tür auf. Sie sah finster meinem Gebaren zu, rührte sich aber nicht vom Fleck. Ich hörte sie stöhnen vor Schmerz, als ich von innen wieder verriegelt hatte.

Bald war ich fest eingeschlafen. Aber schon nach einer Viertelstunde erwachte ich. Ich hörte meine Stutzuhr Zwei schlagen.

Ob sie noch unten steht? Ob sie weggegangen ist? Ich kleidete mich rasch an und ging an ein vorspringendes Fenster meiner Wohnstube, von wo aus ich die Haustür sehen konnte. Es war heller Vollmondschein. Ich trat vorsichtig an die Gardine und sah gespannt hinunter.

Bei Gott! da war sie noch. Sie kauerte auf den Stufen; das Haupt ruhte auf den Knieen. Sie war eingeschlafen. Nein, sie schlief nicht, denn sie drehte, in der hockenden Stellung bleibend, ihren Kopf nach meinen Fenstern. Wie der Mond sein ruhiges, sanftes Licht in ihren grünen Augen strahlen ließ!

Doch was ist das? Auf der toten Straße kamen langsam zwei Schutzleute heran; die Helme blitzten. Das Mädchen hatte sie gehört, und im Husch sprang sie auf und preßte sich hart an die Tür. Sie stand im Schatten. Die beiden Männer gingen in ruhigem Gespräch vorüber.

Das ist zu viel für dich, armes Tier.

Ich holte den Hausschlüssel und schloß auf. Wie sie gehorcht haben mag, als sie das Geräusch hörte. Die Tür ging auf.

„Hanne,“ sagte ich leise. Sie stand vor mir. Nie habe ich einen so seligen Ausdruck im Gesicht eines Weibes gesehn. Nur einmal flogs über die Augen, über Stirn und Lippen wie ein Triumph; eine siegreiche Königin schaut so.

Ich nahm sie mit auf mein Zimmer, und von Stund an blühte die schöne Menschenblume fröhlich und lustig an meinem Herzen — aber nicht in meinem Herzen.

* * *

Ja, was nun? Da fiel mir ein, daß ich Geld hatte. Ich mietete für sie ein hübsches Gartenhaus in Hamm, damit sie Schutz fände vor ihrer Mutter. Es machte mir kein geringes Vergnügen, sie in den neuen Verhältnissen zu beobachten: Welchen Geschmack entwickelte sie, wie gut sie sich kleidete, wie sie bald wußte, wie der Handschuh angezogen werden muß; wie hübsch sie das Stellen der Möbel verstand.

Sie hing mit sklavischer Liebe an mir. Das aber hinderte sie leider nicht, ihre alten Mädchenbekanntschaften weiter zu pflegen. Zuweilen waren die Zimmer ganz voll von fragwürdigen Dämchen. Diese dann mußten Alles bewundern. Die weibliche Eitelkeit und die mit Eva allen Frauen angeborene Sucht, den Neid ihrer Mitschwestern zu erregen, war ihr, ich muß es gestehn, in hohem Grade gegeben. Selbst die alten Lokale suchte sie auf. Bei ihrer Mutter erschien sie wieder: immer aufs höchste beneidet wegen ihrer Kleider, Lackstiefel, Hüte, Spitzen und was weiß ich. Ich selbst mußte in der ersten Zeit ab und zu mitgehn als ihr angebundner Bär. Ich war in sie verliebt, aber ich liebte sie nicht. Bald hörte meine Begleitung auf, und ich verbat mir auch jeglichen Besuch ihrer Freundinnen. Das konnte sie garnicht begreifen, aber sie gehorchte. Ob sie heimlich, und wann wüßte nicht das Weib Mittel und Wege, ihre Kameradinnen empfing, ich glaube es.

An einem Herbstabend erzählte sie mir ihre Geschichte. Mein Mitleid steigerte sich. Aus dem Mitleid wächst oft die Liebe. Bei mir trat das nicht ein.

Sie erzählte: Als ich fünfzehn Jahre alt war, war ich fast so kräftig entwickelt wie jetzt. An einem Winterabend saßen viele laut lachende, betrunkne Herren bei meiner Mutter, die selbst viel Wein genossen hatte. Die Herren tuschelten viel mit einander, dann schrieen sie plötzlich nach den Würfeln und spielten eifrig, mit größerem Interesse als sonst. Das Spiel war bald beendet: Ein großer, starkknochiger Steuermann hatte gewonnen. Er stand auf, und unter dem furchtbarsten Gelächter aller Anwesenden und meiner Mutter

kam er auf mich zu und — ich war leichenblaß geworden, als er auf mich zutrat — riß mich mit sich weg. Ich stieß ihn vor die Brust, ich raufte ihm das Barthaar, ich biß ihm die Hände . . . ich wußte nicht mehr, ob ich lebe . . . Bald darauf lag ich in unsrer Küche im Blute: ich hatte mir ein großes Brotmesser mit aller Macht in die Brust gestoßen . . . Ich starb nicht . . . Meiner Mutter mußte ich nun Folge leisten: Gab einer von den Herren zwei Flaschen aus, so hatte er das Recht, im hintern Zimmer mit mir zu trinken. Meine Mutter zwang mich dazu mit furchtbaren Schlägen . . . Da lief ich weg. Die Polizei nahm sich meiner an: ich kam in eine Besserungsanstalt. Aber was hatte ich denn getan? Ich entfloh dort bald, und ging an das erste beste Theater, wo mich der Direktor sofort annahm, aber unter Bedingungen! Gab es denn auf der ganzen Welt keinen guten Menschen? Ich wollte, ehe ich mich ins Wasser stürzte, noch einen Versuch bei meiner Mutter machen. Ich ging zu ihr und bat um Aufnahme. Meine Mutter, mein hübsches Gesicht betrachtend, ging drauf ein. Ich versuchte ein braves Mädchen zu sein. Und so trafst du mich. Du warst der erste auf Erden, der für mich eintrat. Eine grenzenlose Liebe und Dankbarkeit will ich dir dafür bis zum Tode bewahren.

* * *

Aber diese Liebe und „Dankbarkeit“ wurde mir lästig. Ich schmiedete im stillen Pläne, mich von ihr zu trennen. Endlich fiel es mir ein: ich schrieb meinem Vater, daß ich krank sei und mich in Kiel ein halbes Jahr erholen müsse. Meine Eltern willigten ein, und am nächsten Tage saß ich, ohne von ihr Abschied genommen zu haben, auf der Bahn. Von Kiel aus schrieb ich ihr, daß ich nicht mehr zurück käme; sie möchte die Wohnung behalten, und Geld fordern, wann und wieviel sie immer gebrauche. Am dritten Tage erhielt ich den einzigen Brief, den sie je an mich geschrieben hat. Er lautete:

Innigst geliebter Fritz!

Lebe ich denn noch? Daß Du von mir gegangen bist was That ich Dir und hast Deine Hanne nun zu todt gemacht will ich wie ein jung Kätzgen ein Stein Nehmen und mir ins Wasser werfen. Gestern war die schlanke Mile bei mich die sagte die feinen Herrns sind immer so und lassen die Mädchens sitzen. Ich glaube es war ein Spaß von Dich innigst geliebter Fritz. Ich warte noch 8 Tage in meine Wohnung. Du kommst ja dann zurück. Das kann ich nicht glauben, daß Du Deine Hanne tödten willst.

Deine Dich Innigst liebende und küssende

Hanne.

Ach was, Frauenzimmerpossen. Die wird schon bald auf meine Vorschläge eingehen, dachte ich und warf den Brief auf den Tisch. Nach fünf Tagen erhielt ich ein Schreiben aus Hamburg mit dem Siegel: Allgemeines Krankenhaus. Ich öffnete ahnungslos und las die Unterschrift:

Prof. Dr. Bertuch,

Chefarzt.

Und nun las ich ihn ganz:

Geehrter Herr Fehrs!

Auf die Gefahr hin, indiskret zu sein, kann ich nicht umhin, Ihnen die folgende Angelegenheit ans Herz zu legen, umso dringlicher ans Herz zu legen, als vielleicht von Ihrem Kommen oder Nichtkommen ein Menschenleben abhängt.

Vor drei Tagen wurde uns ein junges Mädchen im schwersten Nervenfieber gebracht, das sich bis heute so gesteigert hat, daß ich das Äußerste befürchte.

Euer Wohlgeboren haben, wie ich es an dieser Stelle

und unter den gegenwärtigen Umständen aussprechen darf, in näherem Verhältnis zu dem jungen Mädchen gestanden.

Die mit dem Tode ringende Kranke ruft in den Delirien unaufhörlich Ihren Namen, und klagt in ihren Phantasieen, daß Sie sie verlassen hätten.

Eine Möglichkeit der Rettung wäre, wenn Sie sich persönlich hier einstellen würden.

Ich stelle daher ergebenst anheim, sich nach der einen oder andern Seite schleunigst entschließen zu wollen.

Hochachtungsvoll

p. p.

Mit dem nächsten Zuge schon fuhr ich nach Hamburg. Welche qualvollen drei Stunden. Hatte sie mich denn wirklich geliebt? War nicht Alles nur „Dankbarkeit"? War es denn nicht Alles nur befriedigte Eitelkeit gewesen? Nur das köstliche Gefühl, einmal aus den schrecklichen Verhältnissen, in denen sie bisher gelebt hatte, erlöst zu sein?

Am Hauptbahnhof nahm ich eine Droschke. Dem Kutscher ein Goldstück reichend, war ich in sechs Minuten am Mitteltor des großen Krankenhauses. Ich sandte dem Chefarzt meine Karte; auf der Stelle wurde ich vorgelassen. Ein feiner, blasser, klar und klug schauender Greis streckte mir die Hand entgegen: „Ich wußte, daß Sie kommen würden, Herr Fehrs. Ich werde selbst mit Ihnen auf Nummer 243 gehen. Vor der Tür lassen Sie mich auf einen Augenblick hinein. Ich muß sehen, wie es steht. Vielleicht kann ich Schwester Toni und die Wärterinnen auf einige Minuten entlassen."

Wir gingen durch endlose Korridore. Endlich blieben wir halten: „Bitte, bleiben Sie hier, bis ich wiederkomme."

Es war unheimlich still in dem großen Gebäude.

Der Professor öffnete die Tür und winkte: „Sie ist bei Besinnung und wird Sie erkennen. Äußern Sie sich nicht laut und stürmisch. Behalten Sie Ihre Ruhe."

Und dann waren wir im Krankenzimmer. In einem Bett mit weißen Überzügen lag Hanne. Die Arme lagen bloß auf der Decke. Aus den kurzen schwarzen Haaren funkelten die Brillantohrringe, die ich ihr geschenkt hatte. Das blasse Gesicht lag, etwas zur Seite geneigt, in den Kissen . . . Nun wandten sich die grünen Eidechsenaugen langsam — ach so schwer — zu mir. Ich hielt mich nicht länger und brach an ihrem Bette schluchzend nieder . . .

Und eine schwache Stimme sagte: „Ja, liebest du mich denn?" (Sie sprach merkwürdiger Weise lieb„e"st statt liebst.)

Ich konnte nicht antworten, ich mußte bitterlich weinen. Ihre weißen Hände umfaßten die meinigen. Sie zog sie an ihre Lippen und küßte sie. „Hanne, Hanneken, ich bleibe ja bei dir . . . Ich gehe nicht wieder weg" . . .

Das Mädchen sah mich seltsam, groß, glückselig an; dann fielen die Lider. Der Arzt führte mich sanft aus dem Zimmer.

Es wurde mir erlaubt, die Nacht bei ihr zu wachen. Sie kam nicht wieder zur Besinnung. Am andern Morgen nahm sie mir der gutmütige alte Knochenmann still aus den Armen . . .

Und der Herbstmorgen war doch so schön, so frisch, so köstlich. Durch das geöffnete Fenster hörte ich fröhliche Kinderstimmen im Garten. Die Alsterdampfschiffe sandten ihre Pfiffe. Die Straßenbahnschellen klangen herüber. In den Linden hatten sich Hunderte von schwatzenden Staren versammelt. Und in all dieser Herrlichkeit und Fröhlichkeit mußte das schöne Mädchen von der Erde.

Das Richtschwert aus Damaskus.

Titus Althaus, vom Auswärtigen Amt auf ein Jahr in besondrer Angelegenheit der preußischen Gesandtschaft in Hamburg zugeteilt, saß an der Wirtstafel eines der großen Gasthöfe am Jungfernstieg. Der Speisesaal lag nach der Alsterseite. Titus Althaus saß so, daß er durch die Scheiben sehen konnte. Irgend etwas mußte ihn draußen festhalten; er sah lange, unausgesetzt, weltabgewandt auf einen Punkt.

„Althaus, was haben Sie?“ fragte ihn sein Gegenüber, ein Husarenoffizier; „seit Minuten sprechen Sie nicht.“

„Die Landschaft draußen,“ erwiderte Titus, „nein, nicht die Landschaft, die Gewitterstimmung dort über der Lombardbrücke erweckt in mir unerklärliche Gefühle. Sie bringt mir Vorahnungen, wie vor dem Weltuntergang: jene schwefelgelben Wolken mit dem dunkelvioletten Streifen darunter — sehen Sie sich um, bitte.“

„Aber wie kann sich ein Diplomat von einer Gewitterstimmung beeinflussen lassen. Das scheint mir unmöglich,“ sagte der Offizier, sich erhebend. „Wie ist es, treff ich Sie heut Abend im Stadttheater? Es wird Heinrich Bulthaupts ‚Eine neue Welt‘ gegeben.“

„Ich habe Verhindrung, Breedenfeld. Ich kann Ihnen im voraus zusichern, daß Sie einen großen Genuß haben werden. Ich las das Drama: Schwüle, drückende spanische Sommernacht und Funkelpracht und zuweilen ausbrechende Wut und südliche Leidenschaftlichkeit, ein Paar treue blaue deutsche Augen, die unbeirrt —“

„Nun werden Sie auch noch Dichter, Althaus; das denk ich mir gefährlich für einen Staatsmann. Spanische schwüle Sommernacht und, wie sagten Sie doch, ein Paar treue blaue Augen ... Da fällt mir bei den blauen Augen ein, daß Sie mir ein auf Elfenbein gemaltes Bildchen zeigen wollten.“

„Kommen Sie nur zu mir, lieber Breedenfeld, dann sollen

Sie es in die Hand nehmen. Es steht auf meinem Schreibtisch. Ich kaufte es bei einem Trödler in Tours."

„Und nennen es Fredegunde?"

„Ja, Fredegunde. Es bot sich mir für diesen Namen zwiefacher Grund. Weil ich es in Tours kaufte, in dem Tours, dessen Bischof jener Gregor war, der uns in seiner ungeschminkten, wahrheitsgetreuen Aufzählung all der merowingischen Greuel das furchtbare Weib überliefert hat. Einmal sagt er von ihr, er hat sie persönlich gekannt, daß sie körperlich von unbeschreiblicher Schönheit gewesen sei: ein überzartes Geschöpf mit gleichmäßig weißer Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und den blauesten Veilchenaugen. Und dies anmutvolle Wesen, im schärfsten Gegensatz, war von einer nicht zu zähmenden Mordlust besessen. Sie erinnern sich der Geschichte der Merowinger?"

„Offen gestanden, ich weiß nicht viel davon mehr wiederzugeben. Nicht wahr: Völkerwanderung? Dann etwa fünftes bis siebentes Jahrhundert: die Merowinger. Dann Hausmeierei, Pippin, Karl der Hammer; und schließlich dampft aus dem Hexenkessel Karolus Magnus. Ist nicht so ungefähr der Verlauf? Mein Geschichtsunterricht war sehr traurig. Bis in die Prima hinein hatten wir denselben Lehrer. Dieser, ein übereifriger Protestant, hat uns, außer den eingebläuten Zahlen und Namen aus der römischen und griechischen Geschichte, eigentlich nur immer Luther und Gustav Adolf vorgepaukt. Wenn Sie also diesem meinem genossenen Geschichtsunterricht, dem ich leider später durch Lesen nicht nachgeholfen habe, zu Hilfe kommen möchten, würde ich Ihnen dankbar sein. Besonders natürlich die kleine süße Fredegunde, diese reizende Teufelinne, empfängt mein Ohr, mein Sinn gern. Haben Sie Zeit und wollen Sie nicht allein sein, dann schnall ich wieder ab, und wir setzen uns dort in jene gemütliche Ecke mit unsern Zigarren. Fredegunde, steig auf! Doch vorher, erlauben Sie, Althaus: Karl, noch zwei Benediktiner und den Kaffee" — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— „Das konnte ich Ihnen über die Merowinger erzählen."

„Die Stunde verging mir wie eine Minute."

„Einmal, kurz nachdem ich ihren Zeitabschnitt in meinem Geschichtsbuch beendet hatte, erschien diese ganze Sippe um Mitternacht in meinem Zimmer —"

„Donnerwetter, Althaus, müssen Sie aber eine Phantasie haben."

— „und es war durchaus keine Schauerszene. Sie wollte sich nur bei mir bedanken, daß ich mich mit ihr so eingehend und, ich möchte sagen, liebevoll beschäftigt hatte. Denn Sie werden sich denken können, Breedenfeld, wie sich seit jenen Tagen die Geschichtsschreiber gefreut haben, uns die Greuel mit allen möglichen Zusätzen niederzuschreiben. Es waren eben Tiere, diese Merowinger, das geb ich zu; aber Rasse saß in ihnen."

„Entschuldigen Sie meine Unterbrechung: wie war es doch? die Merowinger besuchten Sie eines Tages auf Ihrem Zimmer?"

„Gewiß, sie alle traten vor mich hin mit ihren schön klingenden Namen: Chlotar, Arnulf, Kunibert, Sigibert, Aistulf, Dagobert. In der Mitte stand die achtzigjährige Brunhilde, ihre vier kleinen Enkel, die sich ängstlich an sie herangedrängt hatten, beschützend wie vor giftigen Pfeilen. Und nun, als Alles versammelt war, öffnete sich noch einmal die Tür, und Alles drehte die Köpfe dorthin, und Alles verbeugte sich tief, tief, nur Brunhilde nicht; und nie sah ich einen so tödlichen Blick des Hasses, wie ihn das Auge der Achtzigjährigen flammen ließ auf Fredegunde. Denn sie war es, die eben erschienen war und nun langsam, mit halbgeöffneten, lächelnden Lippen, durch den ihr ehrerbietigst Platz machenden Kreis auf mich zuschritt. Sie hatte die Arme auf der Brust gekreuzt."

„Althaus, Althaus, was ist Ihnen? Sie sind ja blaß geworden wie der Tod. Es greift Sie an. Wir sprechen von etwas anderm. Kommen Sie, wir wollen an die Luft."

„Ein süßes, schmales, blasses Gesicht mit märchenhaft dunkelblauen Augen. Das schwarze Haar fiel ihr über Schultern und Nacken auf das weiße Hemd. Und lächelnd, immer lächelnd, wie schwebend, zuweilen wie zögernd, kam sie langsam auf mich zu. Ich breitete weit meine Arme“ . . .

* * *

Herr Titus Althaus, der preußischen Gesandtschaft in Hamburg in besondrer Angelegenheit auf ein Jahr zugeteilt, zählte fünfundzwanzig Jahre. Vorher schon hatte er den Botschaften in Rom und Petersburg als kaiserlicher Legationssekretär gedient. Sein außergewöhnlich guter Verstand, sein Wissen, sein Fleiß ließen bald seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam werden. Trotz seiner Klugheit hatte ihm die Natur, eine seltene Mitgabe für den, dem sie scharfen Verstand geschenkt hat, ein weiches Herz gegeben und viel Phantasie. Auch bildete etwas Kindlich-Fröhliches, das zuweilen hervorbrach, einen wunderlichen Gegensatz zu seinem ernsten Wesen.

Sein Vater, aus einer alten Hamburger Großkaufmannsfamilie stammend, selbst für diese gute Hansestadt mit gebietendem Vermögen, mit einem Vermögen von hundertdreißig Millionen, war früh gestorben. Als einziges Kind ward er, nachdem sich auch die Mutter zeitig in den Sarg gelegt hatte, der einzige Erbe des Reichtums. Aber nicht, so wenig menschlich und noch weniger hamburgisch dies erschien, nach Vermehrung seines Goldes wuchs sein Trachten. Er studierte Jura, Cameralia und Geschichte, und trat nach glänzendem Examen, durch seine Verbindungen leicht und gern aufgenommen, in den diplomatischen Dienst.

Zur Zeit sollte er in einer ein wenig krausen Angelegenheit zwischen dem Königreich Preußen und dem Freistaat Hamburg, als geborner Hamburger und die Verhältnisse seiner Vaterstadt genau kennend, an der Arbeit helfen, die kleine Unebenheit in möglichst gefälliger Weise zu glätten.

Bei seiner Versetzung, im Februar, hatte er nicht das ererbte große, kalt zurückgelegne Haus in der Stadt bezogen, sondern hatte sich in der alten, an der Flottbeker Chaussee liegenden Landwohnung eingerichtet. Dies Haus, im Empirestil, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erbaut, war von seiner Entstehung an gleichfalls der Familie gehörig. Ein großer, sich bis an die Elbe erstreckender Garten mit prächtigem Baumschlag umrahmte das Herrenhaus. Hier wie in der Stadt blieben, bis auf des Pförtners Zimmer, jahraus jahrein die Fenster mit weißen Rollvorhängen verhangen. Heute aber waren sie draußen überall emporgezogen. In der inneren Einrichtung hatte Titus nur die Änderung vornehmen lassen, daß er die Wände zweier Nebenräume eines Saales im ersten Stock, der nach der Elbseite lag, durchbrechen ließ. Dadurch war ein Riesenraum geschaffen, den er sich als Arbeitszimmer wohnlich machte. Winters und Sommers lag hier ein zolldicker, taubengraufarbner smyrnischer Teppich. Aus seiner Wohnung in Berlin, die er stets behielt, wohin ihn auch immer der Dienst senden mochte, war ihm, wie er angeordnet hatte, nur seine herrliche, mit großem Kunstsinn von ihm zusammengekaufte Waffensammlung nachgesandt. Diese hing an den Wänden. Sie mußte das Entzücken des Kenners sein. Besonders ein Teil davon, Meisterstücke der Quattrocentisten, übertraf jede Erwartung. Doch grade, auffallend genug, zwischen d i e s e m Prunk hing inmitten, äußerst vorsichtig befestigt, ein etwa ein halbes Meter langes und fünfzehn Zentimeter breites krummes Schwert. Es glich in seiner Gestalt, nur daß es größere Maße hatte, den Hackmessern unsrer Schlachter und Hausfrauen. Aber an den Enden hatte es nicht die hölzernen Handhaben, sondern es war eine Sichel mit plumpem, von beiden Fäusten zu fassendem Griff. Jeder, der die haarscharfe Klinge betrachtete, faßte sich unwillkürlich, höchst besorgt um das liebe Leben, an den Hals. Wunderbar, daß dies wüste Scheusal grad umhangen sein mußte von höchster Kunst.

Unter den vielen Sachen und Sächelchen auf dem Schreibtische stand das sauberst auf Elfenbein gemalte Bildchen, das Titus „Fredegunde" getauft hatte. In der Tracht des Empire, die Handschuhe bis über die Ellenbogen hinaufgezogen, im weißen Gewande, über der linken Schulter ein Purpurtuch, das nachlässig zurückgeschoben schien, saß an einem weißen Marmortischchen, auf dem eine große dunkelrote Rose lag, ein Persönchen. Die kleine Dame lächelte kindlich, unschuldig. Auch die „märchenhaft veilchenblauen" Augen lächelten. Merkwürdig andersweltlich, im Gegensatz zu den Augen und dem ganzen blumenhaften Bilde, hoben sich die in etwas gewagtem Aufputz stehenden tiefschwarzen Haare ab. Ein Löckchen, wie aus der Nacht gestohlen, fiel über die Stirn.

In dem einsamen Saale standen alle Fenster auf. Die Nachtigallen schlugen. Einsam hing das scheußliche Schwert unter all dem Prunk; einsam lächelte vom Schreibtisch aus, unschuldig, kindlich, Fredegunde nach dem Ungetüm hin.

Und es drückte eine große Stille in dem weiten Raum.

* * *

An einem Märzabend, an dem die Herren unterwegs ihre Winterüberzieher aufknöpften, weil es ihnen zu heiß wurde, an dem die Kinder in den engen Gassen auf dem Pflaster spielten, an dem große schwammige Frühlingswolken zogen, an dem der Krokus in den Vorgärten der Vorstädte aus der schwarzen Erde brach, an dem die Menschen zuweilen den Mund öffneten, um die Luft in langen Zügen einzuatmen — an diesem warmen Märzabend trat aus dem Papierladen von Gräger & Redlich auf dem Steindamm, wo sie Verkäuferin war, die kleine, zierliche, elegant gekleidete Line Blunck. In der Haustür blieb sie stehn, um sich, ein Veilchensträußchen kokett zwischen die Lippen steckend, den linken Handschuh zuzuknöpfen. Als sie dies beendet hatte, nahm sie das Sträußchen wie eine Zigarre wieder aus dem Mund und ging nach dem Gewerbe-Museum, dem nächsten Ab-

fahrtspunkt ihrer Straßenbahn, um nach Altona zu fahren. Hier ließ sie oben in der Königstraße halten und verschwand in einer Nebengasse.

„Mutter, Mutter," rief die kleine Line, als sie zu Hause in die Tür trat, „Mutter, er war heute wieder bei mir, zum elften Mal, ich habs gezählt;" und ohne sich des Regenmantels zu entledigen, zog sie eine Visitenkarte hervor und legte sie auf den Tisch. „So heißt er: Titus Althaus; aber was darunter steht, kann ich nicht verstehn."

Mutter und Tochter bogen sich über die Karte und begannen zu buchstabieren: „Le — Le — Lega — ti — ons — sekre — tär."

„Was ist das, Mutter, was hat es zu bedeuten?"

„Kind, Kind, der ist doch nicht von den Millionen-Althausens? Legationssekretär wird das gleiche sein wie Kommerzienrat oder Senator, irgend ein Titel für unsre reichen Kaufleute; vielleicht ähnlich im Rang wie der Bürgermeister. Aber wie kommst du zu der Karte? Erzähle doch."

„Als er heute Morgen den Laden verlassen wollte, vergaß er sein Portemonnaie. Ich merkte sofort, daß er es absichtlich hatte liegen lassen, um einen Vorwand zu haben, wieder zu kommen. Als er gegangen war, durchstöberte ich es rasch; es enthielt zu meinem Erstaunen nur vier Mark fünfunddreißig Pfennig, nicht mehr. In einer Seitentasche lagen seine Visitenkarten; von diesen nahm ich die vorliegende. Nach einer Viertelstunde schon erschien er wieder, um nach seinem Portemonnaie zu fragen. Zum ersten Male brachte er mir ein Veilchensträußchen."

„Line, wenn er einer von den reichen Althausens wäre?"

„Dann soll er mich heiraten."

„Bist du von Sinnen, Kind? Aber ich laufe schnell zur alten Jansen; die ist über zwanzig Jahre im Althausenschen Haus gewesen, und sie soll mir erzählen."

„Mutter, du wirst doch nicht."

„Nun, ich denke, wir kennen uns. Du wirst wissen, wie ich das auf Umwegen bald bei der alten schwatzhaften Person

erfahren werde. Vorsicht jetzt, Line! Du weißt, wie alle Männer sind, und besonders die vornehmen Herren."

Das Töchterchen schlug eine helle Lache auf, und die Mutter fiel ein. Dann entfernte sich die Mutter.

Die kleine hübsche Line schälte sich aus ihrem Frühlingsmantel, nahm den Kapotthut ab und setzte sich. Die Beine streckte sie weit vor und ließ die Füßchen, an deren Stiefeln bei etwas heraufgezogenem Kleidsaum die zwölf Knöpfe in Sicht kamen, auf einem erhöhten Schemel ruhen. Ihre Hände überkreuzten sich im Schoß.

Während sie so halb lag, halb saß, verfinsterte sich ihre Stirn. Den Kopf nach unten gebeugt, schlossen sich mehr und mehr die „märchenhaft blauen Veilchenaugen". Nur eine schmale Ritze ließ noch die ganz schwarz gewordenen Augäpfel erkennen. Sie hatten die Farbe ihres nachtschwarzen Haares angenommen.

Eine Katze lauert so, halb wie in Träumen, und doch mit spitzem Ohr jedes Geräusch hörend.

Wer sich aber zu ihr niedergebogen hätte, wäre entsetzt zurückgeprallt: er hätte die Augen einer Mörderin zu sehen geglaubt.

Nach einer kleinen Stunde war die Mutter zurückgekehrt. Ihre Freundin, „die alte schwatzhafte Jansen", hatte ihr bis aufs Titelchen die Althausenschen Familienverhältnisse auseinandergesetzt, und ihr vor allen Dingen, ohne daß sie ahnte, wie nahe es die Fragerin zu interessieren schien, genau berichtet über Titus. Und Alles stimmte.

Bis in die Nacht hinein saßen Mutter und Tochter im lebhaftesten, flüsternd geführten Gespräch.

„Und was willst du mit Josef Hartle tun?" fragte die Mutter, die Unterredung beendend.

„Ihm noch heute Abend den Laufpaß geben," antwortete ohne Zögern das Töchterchen.

Josef Hartle, ein Württemberger, Kommis im Hause Behrendsen & Söhne, war der zur Zeit in Gnaden aufgenommene Bräutigam der hübschen Stahlfedernverkäuferin,

nachdem sie sich vorher vorsichtig durch eine der zahlreichen Auskunfteien vergewissert hatte, daß seine pekuniären Verhältnisse in der Heimat nicht ungünstig genannt werden konnten.

Line Blunck saß und schrieb:

Lieber Josef!

Ich habe mich entschlossen, unsere Verlobung aufzuheben. Bitte, sende mir meine Briefe. Ich schicke Dir morgen die Deinigen. Wegen der kleinen Geschenke, die Du mir gemacht hast, und die Du doch nicht brauchen kannst, bitte ich Dich, sie mir zu belassen.

Line machte eine Pause, und dann schrieb sie sicher und fest und ohne abzusetzen weiter:

Solltest Du versuchen, durch Freunde nähere Auskunft zu erlangen bei mir, so sage ich Dir, es nützt nichts. Ich habe Dich geliebt. Und von wegen selber bei mir nachfragen, rufe ich Dir ins Gedächtnis, daß es im Strafgesetzbuch einen Paragraphen gibt: Hausfriedensbruch.

Line B.

Und dann trug sie noch nachts den Brief nach dem nächsten Postkasten.

* * *

Richtig, die kleine Line hatte es erzwungen: Titus ging zum ersten Mal, doch nicht Arm in Arm, am hellen Tag an ihrer Seite. Das Ziel war eine Wirtschaft in Billerhude. Und noch dazu zog heut ein Sonntag durch die Lande. Zwar hatte Althaus nicht alle Vorsicht außer Acht gelassen. Sie trafen sich, den lebhaften Straßen und Verkehrsplätzen fern, am Hauptbahnhof, um von hier aus ihre Wanderung anzutreten.

Bisher hatte er nur immer Stelldichein mit ihr gehabt nach Eintritt der Dämmerung und meistens in lächerlich

weiter Entfernung von Hamburg-Altona. Erst lachte das Mädel über seine Ängstlichkeit, dann ärgerte sie sich darüber; und heut nun, endlich, war es ihr gelungen, mit ihm durch den Sonnenschein zu pilgern.

Titus Althaus kannte das Leben. Er wußte, daß alle seine Freunde und Bekannten, wohl ohne Ausnahme, kleine Techtelmechtel hatten, daß sie dabei gleichsam in der Tarnkappe staken. Aber trotzdem sträubte sich sein Innerstes dagegen, von seinen Grundsätzen, nach denen er lebte, die ihm nur die „gute Gesellschaft" erlaubten, abzuweichen.

Er war besiegt: er liebte die Kleine wie unsinnig. Vor den Pfeilen der Liebe sinkt Alles in den Staub; gegen die Liebe hält nicht die festeste Klammer und kein Verschluß des Willens. Und so hatte er nachgegeben und schritt, wenn auch ein wenig eingeschüchtert und verschämt und ängstliche Blicke nach allen Seiten werfend, neben der entzückend gekleideten Line. Der sonnevollste Maitag tat das seinige. Plötzlich, wie von hellsten Farben erfüllt, wurde Titus ganz vergnügt; seine knabenhafte Fröhlichkeit brach durch. Er wäre mit seiner Begleiterin in die Hölle gegangen.

Zum ersten Mal sah er sich mitten im „Volk". Kommis, Arbeiter, Handwerker, Lehrlinge, „frei habende" Hausknechte, alle jene, die die Woche durch hatten hart arbeiten müssen, schöpften Luft, trugen den Bratenrock, saßen in bester Stimmung und frohster Laune vor und in den Kneipen. Überall rollten die Kegelkugeln, überall bemerkte er, wie die Väter, womöglich in beiden Armen oder an den Händen ein sonntäglich geputztes Kind, neben ihren Frauen gingen, die das Rollwägelchen vor sich hinschoben, in dem das Jüngste schlief oder, mit einem Spielzeug, mit der Flasche, mit einem Gummipfropfen in den Pätschchen, lachte oder weinte. Und wie glücklich Vater und Mutter auf das Nesthäkchen schauten. Wie alle Augenblicke die kleine Karawane hielt, daß irgend ein Kissen zurecht gerückt, irgend ein lästiges Band, eine zu enge Schnürung beseitigt würde.

Lachende, hübsche, adrett angezogene junge Mädchen: Fa-

brikarbeiterinnen, Nähmamsellchen, Schneiderinnen begegneten ihnen oder überholten sie, die langsam schreitenden. Alle diese jungen Geschöpfe hatten sich sechs Tage auf diese Stunden schon gefreut: heut dachten sie nur daran, sich möglichst gut zu amüsieren, möglichst den Staub abzuschütteln, den sie geschluckt und aufgefangen in der schweren Arbeitswoche. Lechzend schienen sie den Tanzböden, öffentlichen Gärten und Belustigungsorten zuzueilen, dort ihre Liebhaber erwartend, oder neue Bekanntschaften zu suchen: Die Liebe, die Liebe sollte ihnen einen geringen Ersatz bieten für all die Fron des Werkellebens.

Zuweilen fuhr an ihnen ein Bourgeois mit seiner hochmütig gewordenen Familie vorüber. Ihren Pferden konnte es meist angesehen werden, daß sie nur an Feiertagen das blanke und oft reiche Geschirr trugen.

Nun betraten sie den Biller Ausschlägerdeichweg.

Rechts fingen bald die alten, soliden Landhäuser an mit ihren Prachtgärten. Hier wohnten Menschen seines Standes, denen, wie auch ihm, die Sonn- und Festtage die langweiligsten waren. Hinter den Villen lag ein großes Flachland, das sich bis an den Berlin-Hamburger Bahnkörper ausdehnte. Und die Lerchen sangen da, und die Drosseln flöteten in den Gärten. Einmal blieben sie am schmiedeeisernen Gitter einer solchen altmodisch gebauten Villa stehen: sie und ihre Umgebung lag totenstill. Ein Quell, ein Strahl, sich aus einem steinernen Löwenrachen ergießend, plätscherte kühl durch den Schatten der majestätischen Ulmen, die ihn umstanden. Kein Bewohner ließ sich sehen; nur ein Reitknecht in Hemdsärmeln schritt über den Hof, und füllte sich am Quell in gebückter Haltung den Mund mit dem kältesten Wasser. Eine träge Pfauhenne, von ihm mit klatschenden Händen aufgescheucht, geriet in schnellere Gangart. Als er verschwunden war, wuchtete wieder die Stille allüberall.

Line hatte Titus versprochen, ihn nicht in irgend eine wüste Wirtschaft zu führen.

Sie waren angelangt: und in der Tat: wie sich das alles harmlos und gutmütig machte. Kein Lärm, kein Geschrei ließ sich hören. Biertrinkende Philister hielten sich im Garten auf, wo italienische Ballonverkäufer umherzögerten und eine Schaukel von zahlreichen Kindern jubelnd belagert wurde. Aus dem Saal rechts der Haustür, nach der Straße zu, tönten Tanzmusik und im Takt schurrende Sohlen.

Und Titus Althaus zog die Tarnkappe völlig über.

Die rasende Tanzlust der Hamburgerinnen und Schleswig-Holsteinerinnen in den unteren Ständen und bei den Bauern wäre durchaus unerklärlich, wenn sie diesen Nordländerinnen nicht ein Ersatz zu sein schiene für die Schwere, Verschlossenheit, ja Dumpfheit und Schwerfälligkeit ihres Charakters; ein Ausweg, ein Schlupfloch. Freilich, auch der ewig trübe Himmel, der unaufhörliche Regen, die schlafende Landschaft: Alles reizt dazu, in irgend etwas wenigstens des Lebens pulsierende Seite zu erwischen.

Welch ein Gewoge sah Titus, als er die Saalschwelle überschritt. Grade drehten sich die Paare in einem Schnellwalzer. Aber kein derber Ausruf, kein Gekreisch, kein rohes Durcheinander empfing ihn. Und wie alle diese lustigen Putzmacherinnen, und was immer diese flinken Mädel für ein Gewerbe haben mochten, tanzten! Die uralte Ball- und Ballettmama Terpsichore hätte ihre helle Freude gehabt. Tausend noch mal, war das eine Sicherheit in den Bewegungen, wenn auch die Grazie diesen Fräulein nicht allen als Patin gestanden hatte.

Ohne sich lange zu besinnen, faßte Titus sein Mädchen und stürzte mit ihr in den Wirbel. Aber ein so begeisterter und gewandter Tänzer er sein mochte, dies Tempo nahm ihm den Pust; er hielt atemlos inne. Und zum erstenmal, seit er sie kennen gelernt, lachte Line Blunck, die wie ein Federchen ihm im Arm gelegen hatte.

Aber er tanzte weiter. Die spätern Tänze waren ruhiger. In den Pausen, in denen seine Begleiterin nicht wenige Gläser Limonade genoß, trank er Grogk; doch der Rum, der

Kognak, der Arrak, mit denen allen er die Mischung versucht hatte, machten ihn durch ihre Fürchterlichkeit erschaudern.

Immer vergnügter wurde er und sein Dämchen, mit dem er sich ausschließlich herumschwang. Einmal, als ein Contre zur Ausführung kam, tanzte er auch diesen mit. Er ahnte nicht, daß seine drei Genossen ihn erkannt hatten. Sein Gegenüber, ein junger Hausknecht, diente bei einem seiner Verwandten. Zur Rechten machte die Schritte und Windungen und Verbeugungen ein Krämerlehrling aus Blankenese, der ihn oft, da er nicht weit von diesem hügeligen Städtchen wohnte, gesehen hatte. Zur Linken stolperte der Heizer eines der winzigen Elbdampfer, mit dem er ab und zu von Hamburg nach Teufelsbrück und umgekehrt die Fahrt zurückgelegt hatte. Und eine Sekunde wollte es, den Heizer betreffend, bei ihm aufblitzen, als habe er ihn irgendwo schon getroffen. Doch nicht das rußgeschwärzte Gesicht eines Heizers, das zuweilen, um Luft zu schnappen, aus dem Kesselraum auf Deck erschienen? Nein, nein — und der Gedanke war verschwunden. Das muß gesagt werden: die drei dachten, jeder für sich, anständig und taktvoll genug, daß sie sich Titus nicht zu erkennen gaben. Sie alle hatten denselben Gedankengang: Wie, ist das nicht der feine, reiche Herr Titus Althaus? Wie kommt der hierher? Nun, eine kleine Liebe. Er glaubt, keiner sehe ihn hier, so wollen wir ihn auch nicht stören; die vornehmen Herren wollen auch ihr Mädchen und ihr Vergnügen, wenn freilich wir uns, in seiner Lage, bequemer einrichten würden.

Eine wie ganz andre Reihenfolge und wie ganz andre Wendungen hatte diese Quadrille, als wie er sie sonst bei Hofe und auf seinen Bällen gewohnt war durchzuführen.

Innerlich machte er sich lustig darüber, wenn die „Herren" ihre „Damen" zu Platz brachten. Dieser Schluß: als wenn sie ihren Schönen mit einem heftigen Schwung noch zuguterletzt den linken Arm ausreißen wollten.

Und Titus Althaus wurde immer vergnügter.

Er konnte nicht widerstehen: und so bat er, seine ewige Tänzerin sitzen lassend, eine schlanke Blondine, die, wie er bemerkt, ihn schon längst beobachtet hatte, mit ihm anzutreten. Es gab einen Walzer in rasendem Tempo. Himmel, wie tanzte das Mädel wundervoll. Während ihm die kleine Line nur bis an die Schulter reichte, war die schlanke Blondine gleich groß mit ihm. Und wie sie sich ihm gab; wie sie sich, ohne daß er tragen mußte, ihm anschmiegte. Ihm kam der Wunsch, ohne Pause mit ihr durchzuwalzen bis zum Schweigen der Fiedeln. Es war ihm wie eine Seligkeit, sich so ohne Unterbrechung zu drehen. Seine Tänzerin flüsterte ihm zu: „Sind Sie mit Line Blunck gekommen?" Sie hätte ihn zu gern für sich gehabt. Aber da geschah etwas Unerhörtes:

Die kleine Line, sich vor Eifersucht verzehrend, hatte sich mehr und mehr, wie zum plötzlichen Vorschießen, vorgebeugt, die weiß gewordnen Lippen zusammenpressend, die dunkelblauen Veilchenaugen zu einem Ritzchen kneifend; und — ein Sprung von ihr in den sich drehenden Kreis, ein Wegreißen des Mädchens aus Titussens Armen, ein Niederschleudern der Tänzerin und ein Faustschlag ihr ins Gesicht und ein hastigstes Fortzerren des gänzlich versteinerten Althaus — alles das war die Sache einer Sekunde. Die Musik hörte mit einem greulichen Mißklang plötzlich auf, der Tanzmeister stürzte wie ein wütender Löwe an die Stelle, Lärm ertönte und schallendes Gelächter, Geschrei und Weinen des sich mühsam erhebenden Blondchens. Der Kapellmeister kannte solche Szenen. Er hob den Taktstock, und, sozusagen einfädelnd mit einer gewundnen Schleife: lalalala, lalalala, la, la, la, fiel die Musik in die alte Weise wieder ein. Und Alles ging wieder seinen Gang; nur die Schlanke wollte sich noch nicht beruhigen und hatte ein von ihr zur Rache angeflammtes Knäuel um sich versammelt beim nächsten Schenktisch.

Unterdessen hatte die zornsprühende Line ihren Titus unter einer Flut wenig schön klingender Scheltworte hastig weiter-

gezogen. Jetzt standen sie, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen waren, in dem stillen Garten, den sie vorhin durch das Gitter betrachtet hatten. Welche Ruhe hier. Die Nachtigallen schlugen. Der Quell plauschte stark hörbar. Der Hamburg-Berliner Nachtzug rasselte in der Ferne. In der Villa war es dunkel; nur durch ein weit geöffnetes Fenster konnten sie im erhellten Zimmer eine weißhaarige Dame lesen sehen.

Als endlich Titus zur Besinnung gekommen war, sagte er dumpf: „Geh, Line, ich will allein den Weg nach Hause finden. Wir sehen uns nicht mehr. Ich habe genug ein für allemal von diesem Auftritt. Geh nun, geh."

Sie stand starr und eigensinnig; dann fing sie leise an zu schluchzen und ging. Noch einmal wandte sie sich zu ihm: „Du mußt die Straße weiter verfolgen, bis du an die Blaue Brücke kommst. Die führt dich nach Horn. Wenn wir den Weg zurückgingen, den wir gegangen sind, würden wir von dem schlechten Frauenzimmer und ihrem Anhang überfallen werden."

Und sie ging, erst zögernd, dann eiliger, ohne sich nach ihm umzuschauen, weg.

Titus blieb, gänzlich ernüchtert, eine Weile stehn. Als er die Straße gewonnen hatte, fiel ihm die ganze Schwere seiner Lage aufs Herz. Er besaß nicht so leichten Sinn, sich den unangenehmen Zwischenfall, der allerdings, wär er bekannt geworden, für ihn hätte unerquickliche Folgen haben können, aus dem Kopf zu schlagen. Das nahm er sich bestimmt vor, sich nicht weiter mehr mit der kleinen Line einzulassen, die ihn in so roher Weise bloßgestellt und lächerlich gemacht hatte.

Als er die Brücke überschritten hatte, hörte er hinter einem Baume ein Wimmern. Beim Hinsehen entdeckte er, zusammengekauert, das Mädchen. Jedenfalls hatte sie ihn hier erwartet; das hätte er sich sagen müssen. Weibertränen. Welcher Mann kann ihnen widerstehen? Er hob sie liebevoll zu sich, und sie wanderten schweigend nebeneinander.

Vor einer Wirtschaft hielt eine leere Droschke. Titus wollte versuchen, sie zu mieten, denn ein noch stundenlanger Weg stand ihm bevor. Als er in das Restaurant blickte, um den Kutscher zu finden, sah er die Kehrseite des fröhlichen Sonntags: Drei Arbeiter spielten, mit furchtbarem Knöchelhautverlust, das heilige Nationalspiel der Deutschen, Skat; ein junges Weib mit einem schlafenden Kinde saß gelangweilt, übermüde neben ihnen. Ein stark Betrunkener, der seinen Kopf auf die Hand stützte, ohne daß es ihm gelang, ihn aufrecht zu halten, murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Das Haar hing ihm in die Stirn, seine Augen waren geschwollen und gerötet, der Blick gänzlich verschwommen. Ein Liebespaar, ekelhaft zu beobachten, vertiefte sich in die zuckersüßesten Küsse.

Weg, weg! Gegen ein Zwanzigmarkstück riß der gefundne Rosselenker freudig den Schlag auf, und Titus Althaus und Line Blunck fuhren, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, nach der Palmaille in Altona. Und ohne sich die Hand zum Abschied zu reichen, trennten sie sich. Titus mußte noch eine Stunde brauchen, ehe er sein Landhaus erreichte. Line Blunck war schon nach wenigen Schritten in der Königsstraße.

Zu Hause angekommen, klagte sie der Mutter ihr Leid; und beide beratschlagten bis in den frühen Morgen, wie sich die Sache noch zum Guten wenden lassen könne.

* * *

Vier Wochen waren vergangen. Ein heißer Junitag belästigte Hamburg und die Herzogtümer. Vor dem Roland der kleinen, in der Nähe Hamburg-Altonas liegenden Stadt Wedel, der einer versteinerten Kaffeemühle nicht unähnlich sieht, stand Titus Althaus. Lächelnd über das Ungeheuer, wandte er sich und trat in das naheliegende Wirtshaus, bestellte im Durchschreiten des Flurs ein Glas Bier in den Garten, und fand dort an dessen Ende eine Laube, in der er sich niederließ.

Nach einer halben Stunde erschien Line Blunck, schritt erregt vorwärts, und zögerte erst in ihrem Gange, als sie Titus erblickte. Dunkelrot übergoß ihr süßes Gesichtchen, und aus den großen Märchenaugen strahlte die Sonne in Glück aufgegangener Sehnsucht.

Sie hatten sich in den letzten vier Wochen, seit jener Nacht in Billerhude, nicht gesehen. Titus hatte jede Annäherung verweigert. Endlich, als sie flehentlich gebeten, ihn zum letzten Mal sprechen zu dürfen, waren sie, nach seiner Einwilligung, in Wedel heute zusammengetroffen.

Titus hatte in den vier Wochen harte, schwere Kämpfe durchgekostet. Immer wieder drängte es ihn zur kleinen Line mit aller Macht, und immer wieder half ihm das widerwärtige Bild aus der Nacht in Billerhude, seine heiß ausgestreckten Arme sinken zu lassen. Unerträglich blieb ihm die Erinnerung daran: wie entwürdigend für einen Mann, von einem Weibe so behandelt zu werden, gleichsam auf offner Straße, vor allen Leuten. Gleichgültig schienen ihm hier die Beweggründe: Eifersucht, Übereitelkeit, Herrschsucht, Eigenliebe.

Aber auch das Mädchen hatte schwer leiden müssen. Bitter bereute sie ihre Übereilung; aus dem Marmorherzchen, das sie bisher den Männern gezeigt hatte, sprang ein immer heißerer, glühenderer Quell der Liebe. Titus, mit seinem Ernst, mit seiner Bestimmtheit, machte sie demütig. Und von Tag zu Tag mehr liebte sie ihn und sehnte sich an sein Herz.

Nun saßen sie in der Laube. Titus bezwang sein Blut, das stürmisch werden wollte. Er blieb gleichmäßig ruhig. Sie sprachen hin und her, bis endlich das Mädchen herausplatzte: „Wenn das nicht geschehen wäre in Billerhude, hättest du mich dann geheiratet?"

„Nein," erwiderte Titus. Und der weiche, mitleidsvolle, gutherzige Mensch sprach das Wort im Ton verletzend und höhnisch.

Und wieder geschah es, daß das Mädchen, im langsamen Sich-Zurücklehnen, blaß wie der Tod wurde; zuerst in den Lippen. Die Augenlider schlossen sich fast ganz, und die Veilchenfarbe wurde zur schwarzen; und sie sah ihn mit solchem Mörderblick an, daß er sich innerlich entsetzte.

Und es war ein Schweigen eine Minute lang.

In dieser Minute ließ sich das Geräusch der Außenwelt hören: ein Wagen kam rasch angefahren. Der Kutscher hielt, so schnell er die Pferde aufhalten konnte. In Gedanken mußte der Hörer sehen können, wie sich mit aller Wucht und Kraft der Fahrer zurücklegte, um die Tiere zum Stehen zu bringen. Und eine Stimme rief einem Vorübergehenden zu: „Du, Hannes, wes so god un lang mi mal de Pietsch up; de is mi ebn rünnerfalln."

Ein Fenster wurde im Wirtshaus geöffnet, und ein kreischendes Weib schrie ärgerlich: „Trina, Trina, wa bliffst du denn, Deern.'

Von einem Vögelchen in der Nähe der Laube klang unaufhörlich ein ängstliches Piepen.

Das Linchen war wieder zu sich gekommen. Sie hatte sich bezwungen. Doch ihr Gesicht blieb aschfahl. Sie erhob sich und trat vor Titus hin:

„Du hast mich früher oft gebeten, daß ich mit dir ginge, um dein Landhaus und den Park zu sehen. Ich verweigerte es stets. Nun . . . da Alles aus ist . . . zwischen . . . uns: jetzt bitt ich dich, zeige mir, ehe wir uns für immer trennen, deine Wohnung. Dann will ich dich nicht mehr belästigen. Und," fuhr sie hastig fort, „laß mich abholen in deinem eignen Wagen."

„Ja," antwortete er frei, gut, herzlich; „es ist das letzte Mal. Morgen Abend um sieben Uhr halte ich mit meinem Wagen am Siegesdenkmal in Altona und will dich dort erwarten. Und wie eine Fürstin will ich dich empfangen in meinem Hause."

Da fiel sie ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee;

dann riß sie seine Hände an sich und bedeckte sie mit brennenden Tränen, mit dem glühenden Strom ihrer Liebe.

* * *

Die Nacht hatte das Linchen nicht geschlafen. Schon früh am Morgen war sie aufgestanden und bereitete den ganzen Tag ihren Anzug für den Abend vor. Um vier Uhr nachmittags stäubte der erste Puder, brannten die Flämmchen für die Brennzangen. In das kostbare Brauthemd, das sie und die Mutter in ihrer Verblendung angeschafft hatten, das sie heute tragen wollte, goß sie oben in den Spitzeneinsatz zwei Tropfen köstlichen Wohlgeruchs, der ihr, wie so manches andre reiche Geschenk, von der freigebigen Hand Titussens verehrt worden war. Sie sah wie ein bis auf den Punkt geschmackvoll und einfach gekleidetes Prinzeßchen aus. Um sechs ein halb schied sie von der Mutter mit einem herzlicheren Gruß und Kuß, als sie ihr sonst beim Abschied zu bieten pflegte.

Auch Titus hatte schlecht geschlafen; eine unerklärliche Unruhe peinigte ihn bis zum Abend und ließ ihn nicht zum klaren Denken kommen. Zehnmal wohl durchwanderte er alle Säle und Zimmer, ordnete immer noch mehr Lichterfüllung, wo es irgend möglich war, an, traf Zubereitungen wie zum Empfang einer Königin. Als er sich zum Weggehen anschickte, befahl er einen eleganten Wagen, den er nicht oft benutzte, zu sieben Uhr an das Siegesdenkmal. Er ging den weiten Weg bis dahin, statt zu fahren. Viel zu früh war er an Ort und Stelle. Um sich die Zeit zu vertreiben, besuchte er einen am Westende der Palmaille erhöhten Aussichtspunkt. Dort setzte er sich unter die Stammgäste: Arbeitslose und meist gänzlich Verkümmerte und Heruntergekommene, die hier, halb verhungert, zurückgebeugt, in sich gesunken, auf den Bänken schliefen oder mit hoffnungslosen, glanzlosen Augen in die Ferne starrten. Unter ihm, im Hafenstück, das er übersehn konnte, arbeiteten auf einem augenscheinlich hohen Steindamm lautlos fünf bei einander

stehende Riesen-Dampfkrähne. Keine Menschenhand war sichtbar: kurze, rasch ausgestoßene weiße Rauchwölkchen: dann drehten sich die Maschinen ruhig wie auf dem Teller. An den langen Vogel Greif-Hälsen saß der Schnabel. Der Schnabel trug eine Kette, und diese, unsichtbar geleitet, Kohlenkörbe. Und die leeren Körbe schwenkten ohne Schwankung nach außen, rasselten, für Titus unhörbar der Weite halber, hinunter in das nicht sichtbare Schiff, wurden gefüllt, hoben sich und schwenkten dann nach der Landseite, wo sie sich in Güterwagen — auch diese waren nicht zu erschauen — mit einem Kippen wieder von selbst entleerten. Das kam ihm heute so unheimlich vor: dies geräuschlose Arbeiten der Maschinen, ohne daß die belebende Menschenhand zu entdecken war.

Indessen war der Wagen am Siegesdenkmal angekommen, hatte Kehrt gemacht, und hielt mit den vier wogenden Pferdestirnen nach Ottensen zu.

Selten wird in Hamburg-Altona ein Viererzug gesehen, selten ein glänzendes, prunkendes Geschirr. Es liegt das in dem s o l i d e n Reichtum, der sich hier mehr als in andern Weltstädten im Innern der Häuser kundgibt, statt sich draußen zu zeigen. Es liegt in einer gewissen Bescheidenheit und gleichgültigen Zurückhaltung des Hamburg-Altonaer Millionärs; es widersteht ihm, äußerlich zu glänzen.

Von dieser Bescheidenheit hatte auch Titus, trotz seines Verkehrs im high life aller Länder. In die linke Ecke seines Coupés gedrückt, ließ er sich lieber von zwei Pferden ziehen als von vieren. Heute wars ihm, vielleicht auch in der Laune eines Grandseigneurs, darauf angekommen, zwei Pferde mehr vorspannen zu lassen, und so hatte er die erst vor wenigen Wochen gekauften Trakehner Hellfüchse befohlen.

Als er auf sein prächtiges Gespann zuschritt, lachte ihm, dem ausgezeichneten Fahrer, dem Pferdeliebhaber, das Herz.

Der Diener, der ihn hatte nahen sehen, stand schon am Schlag. Mit Titus auf die Minute traf auch, mit dem

Anstand einer jungen Herzogin, die kleine Line ein. Als die beiden eingestiegen waren, setzte sich das Gefährt in jenen gleichmäßig halbschnellen Trab, der die Hineingrüßenden kaum mehr das dankende Hutabziehn erkennen läßt.

Kutscher und Lakai saßen vorn, wie sichs Dienern eines großen Herrn ziemt: gradaus schauend, gleichgültig, hochmütig, ja etwas brutal (weg da, Plebs!). Nur einmal machte der Kutscher eine ganz kleine Kopflinksdrehung und kniff das linke Auge zu, und zu gleicher Zeit machte der Lakai eine kaum bemerkbare Kopfrechtsdrehung und kniff das rechte Auge zu. Und über ihre Nasen fort sah das offen gebliebne Auge des Einen das geschlossene des Andern. Und dann schauten sie wieder mit würdigem Ernst, ohne mit einer Miene zu zucken, gradeaus.

Und blumenhaft, mit dem feinsten Anstand, in nachlässig graziöser Haltung, lehnte die Kleine sich in die Polster, als hätte sie von der Wiege an nichts andres gekannt. Titus hielt es für unerheblich, sich öffentlich mit ihr zu zeigen; war es doch nur für die eine Fahrt. Er wußte, daß die Menschen acht Tage reden würden; dann aber ist Alles vergessen. In Metropolen denkt man nicht kleinlich und engherzig wie in Landstädtchen, hat auch wahrlich keine Zeit dazu.

Der Haushofmeister, ein älterer, ernstblickender, grauhaariger Herr, empfing sie mit einer tiefen Verbeugung im Haupttor des Hauses. Althaus bot der vollendet grazienhaften Erscheinung neben sich den Arm und führte sie gleich rechts in einen Speisesaal. Hier nahmen sie ein kleines Essen ein. Bedient wurden sie von einem jungen, glattrasierten, kurzschwarzhaarigen Herrn in Frack und weißer Halsbinde. Das Mädchen war außer sich vor Staunen, aber sie ließ es sich nicht merken und tat, als ob sie das alles seit ihrer Kindheit her kenne. Schweigend, rasch, völlig lautlos servierte dieser junge, glattrasierte, kurzschwarzhaarige Herr in Frack und weißer Binde. Titus war die Aufmerksamkeit selbst: er legte ihr hin und wieder mit besondrer Artigkeit

ein gutes Stückchen auf den silbernen Teller. Sie ließen, so fein, so hell und doch so leise, die Gläser klingen, ohne daß ein Wort gesagt wurde, und er redete ihr zu keiner Speise, zu keinem Trunke zu. Aus einem Strauße nestelte er eine besonders schöne rote Rose und bat sie, sich diese ins Haar zu stecken.

Nur als Artischocken gereicht wurden, wußte sie nichts damit anzufangen und berührte sie deshalb nicht, geriet aber nicht in Verlegenheit, sondern meinte gelassen, daß ihr dies „Obst" von jeher verhaßt gewesen sei.

Titus bat um die Erlaubnis, die Tafel aufzuheben; und ihr wieder den Arm bietend, gingen sie durch ein Nebenzimmer in den Garten. In der geöffneten Flügeltür stand der junge, glattrasierte, kurzschwarzhaarige Herr im Frack und weißer Binde. Titus sagte im Vorbeigehn zu ihm: „Une paire de gants, Charles!" Was wird nun geschehen, fragte sich das Linchen. Was mag er ihm wohl gesagt haben, noch dazu in einer fremden Sprache? Aber es geschah nichts Besonderes. Der junge Mann brachte nur für Titus ein Paar frische Glacéhandschuhe.

Nun führte er sie durch den ausgedehnten Park, der sogar kleine Wälder in sich zu schließen schien. In den Treibereien und Palmenhäusern sprangen wie von selbst die Türen auf, wenn sie sich näherten, und doch zeigte sich kein Mensch.

Auf einer Anhöhe, die ziemlich schroff zum breiten Fluß abfiel, blieben sie stehen und versenkten sich in die weite Aussicht.

Eine starke Schwüle drückte. Der Himmel war gleichmäßig aschgrau überzogen; nur über Harburg schob sich in unmerklicher Bewegung eine rabenschwarze Wolkenwand, hinter der es unaufhörlich leise donnerte.

Als Hamburger Kinder kannten sie jedes Dorf, jede Insel, jeden Turm.

Es ebbte.

Titus fragte seinen Besuch unvermittelt, ob sie wohl, wenn ihre Sterbestunde gekommen sei, bei Flut oder Ebbe

die Lippen für immer schließen würde; in einer dieser Zeiten müsse es doch geschehn. Das Mädchen antwortete nicht; sie lehnte sich schauernd an ihn an. Er hatte um dies heftige, sonderbare, blütenschwellende Geschöpfchen den Arm gelegt und sie an sich gezogen. Aber da fiel ihm wieder die unselige Nacht in Billerhude ein, er ließ den Arm sinken und stand wieder verbindlich-höflich neben ihr. In diesem Augenblick fühlte sie, daß es zu Ende gehe mit seiner Liebe, daß sie niemals ihn erringen würde, und sie beschloß — Alles war von ihr in der letzten Nacht bis aufs Schlußpünktchen überlegt — daß er sterben müsse; und mit ihm, kurz, unmittelbar nach ihm, wollte auch sie der Welt ihr letztes Lebewohl sagen. Kein andres Herz sollte jemals an seinem Herzen ruhen; keine von ihm erwählte Herrin sollte jemals mit ihm diesen reichen Besitz teilen.

Und während sie ihre Mörderaugen machte, starrte er unausgesetzt in die schwarze Wolkenwand über Harburg, hinter der es ohne Aufhören leise, bald schwächer, bald stärker, grollte.

Auf dem Rückgang ward ihnen beim Einbiegen in einen Weg, der sich nahe bei dem Landhaus vorüberwand, ein überraschender Anblick: alle Räume des gewaltigen Gebäudes nach der Gartenseite zu waren feenhaft erleuchtet. In allen Gemächern blitzten Hunderte weißer Kerzen auf Kronen und Kristallen und Leuchtern.

Wie eine Königin, der in ehrerbietigster Weise ein Besitzer sein Schloß und seine Schätze zeigt, führte Titus die kleine Line durch die blendenden Zimmer- und Saalreihen. Sie ließ keinen Ruf der Verwunderung hören; nur als sie die Schwelle seines riesigen Arbeitsraumes überschritt, kam ein fast geschrieenes „Ah“ und „Ach“ über die erstaunten Lippen.

Alles, jede geringste Kleinigkeit, die Bronzen, Nippes, Majoliken, die Bücher, die tausend nützlichen und unnützlichen Sachen und Sächelchen mußten ihr erklärt werden. Und diese Stoffe und Felle und Teppiche und Tücher und Quasten

und Fransen und Vorhänge. Wie dieser Farbenreichtum zu der taubengrau gehaltenen Fußdecke paßte, die ungeteilt, in Einem Stück, den ganzen Boden bedeckte.

Titus bat, daß sie sich an den Mitteltisch setze. Er holte dann eine feingeschliffene Glasflasche, gefüllt mit dunkel goldgelbem Wein, und zwei Kelchgläser. Als er eingeschenkt hatte, bemerkte er, daß sein kleiner, langhaariger Seidenpinscher, der manches Jahr schon hinter sich geschoben hatte, auffallend sein heiseres Stimmchen gegen das Mädchen gebrauchte, ja sogar versuchte, ihre Hacken zu beißen. Um sie zu befreien, nahm er das Hündchen und trug es hinaus, daß es sich draußen auf dem Flur, wo ihm für heiße Sommertage ein kühles Lederpolster lag, beruhige.

Kaum hatte er die Tür im Rücken, als das Linchen ein Fläschchen hervorzog, es schüttelte, gegen die nächste Lampe hielt und — aber da hörte sie seine Schritte zurückschallen. Rasch verschwand das Fläschchen in der Tasche.

Als sie einen Schluck von dem goldgelben Wein genommen hatte, der ihr wie heiße Schlangen durch die Adern schlüpfte, fiel ihr Blick auf das Elfenbeinbildchen auf dem Schreibtisch. Sie ging hin, um es in die Hand zu nehmen: „Wer ist das?“ — „Du“ — „Ich?“ — „Ja, siehst du nicht die Ähnlichkeit?“ — Aber schon schweifte ihr unruhiges Auge nach der Waffensammlung hinüber. Sie bat Titus, ihr nähere Erklärung zu geben. Neugierig folgte sie seinen Worten.

„Und das Beil, das krumme Schwert, was ist es damit?“ fragte sie hastig, während ihre Wangen erröteten; „weshalb hängt es hier unter all den schönen Klingen und Helmen?“ Titus erzählte ihr, daß er es in einer launigen Stunde dort untergebracht habe.

„Und wo hast du es her?“

„Aus Damaskus. Als ich vor einigen Monaten in Syrien reiste, hab ich miterlebt, wie in jener Stadt einem Verbrecher mit diesem Beil der Kopf abgeschlagen wurde.“

„Das hast du selbst gesehn?“

„Ich ging über einen öffentlichen Platz. Der Missetäter sollte dort grade gerichtet werden. So blieb ich stehn und verfolgte den Vorgang."

„Und wie . . . wie machte der Henker das?" fragte sie rasch.

„Nun, ich entsinne mich nur dessen: der Verurteilte stellte sich aufrecht hin, schlug die Arme untereinander, und dann —"

„— und dann, und dann —"

„hieb ihm der Freiknecht das Haupt mit einem Hieb ab. Das heißt, der Hieb war so blitzschnell geschehn, mit solcher Gewalt, daß der Kopf wohl zwei Sekunden noch sich oben hielt, ehe er auf die Erde fiel. Später, es war eigentlich ein Unsinn, kaufte ich dem Meister Rotmantel das Schwert ab."

„Laß es mich in der Nähe besehen," und schon war die Kleine auf der Chaiselongue und hielt es in Händen.

„Um Gotteswillen, Line, es ist haarscharf; nimm dich in Acht."

Aber sie war schon mit dem Mordmesser heruntergesprungen und betrachtete es mit lechzenden Augen. „Du," sagte sie kindlich, lachend, „ich möchte es blind einmal durchmachen. Du bist der Verbrecher, und ich bin der Henker. Stell dich dort, ich bitt dich, mitten ins Zimmer."

Wie in ihrem Banne, tat Titus, was sie wollte.

„Und wie war es noch? Der Missetäter faßte die Arme untereinander? O, bitte, bitte, tue es auch!"

Und Titus tat es.

Jetzt näherte sie sich ihm; aber sie war zu klein. Eilig schleppte sie sich zwei weiche grüne Sammetkissen heran und stellte sich darauf.

„So, nun steh still . . . Also so" . . .

Und Titus stand wie aus Erz gegossen, um eine Schattierung blässer als sonst, mit verschränkten Armen, ein wenig blöd lächelnd, erhobnen Hauptes.

Die Kleine holte zum schärfsten Hieb aus; und mit der Kraft ihres ganzen Lebens, die sich in diesem Augenblick in ihr vereinte, ließ sie das Schwert durch die Luft und — durch den Hals ihres Opfers sausen. Eine Sekunde noch blieb der Kopf an seiner alten Stelle, dann kollerte er auf den taubengraufarbnen Teppich unter den Tisch und verharrte dort mit ausgestreckter Zunge. Der Rumpf brach schwer in sich zusammen —

Langsam, langsam, gleichsam bei jedem Schritte zögernd, das rosarot angehauchte Ungetüm in der herunterhängenden Rechten ein wenig schaukelnd, ging sie auf die Saalecke zu, wo, dicht unter den beiden östlichen Fenstern, ein Ruhebett Titussens stand, und legte sich auf die türkischen Tücher und persischen Polster. Dann legte sie das Schwert über ihre Brust, zog wiederum das Fläschchen hervor, trank es mit lächelnden Lippen aus, und schaute unverwandt in den Vollmond. Und niemals hatte dieser so große veilchenblaue Kinderaugen auf sich gerichtet gesehen. Der Himmel leuchtete sternenklar, alle Wolken schienen verzogen; nur die schwarze Wetterwand, fast viereckig, dunkelte, kaum verrückt, noch immer über Harburg. Leise, ununterbrochen grollte von dort der Donner herüber.

Die Stille wurde nur durch das Schlagen der Nachtigallen unterbrochen, und durch das fortwährende klägliche Winseln und Schnuppern des kleinen Pinschers an der Türschwelle; er witterte das frische, sickernde Blut seines Herrn.

Die vergessene Hortensie.

Ich hatte einige Tage in einer kleinen Stadt zu tun. Alle kleinen Städte, ohne Ausnahme, sind langweilig. Und dann kommen unsre unangenehmen menschlichen Eigenschaften, ich sage unsre unangenehmen, mehr zum Vorschein als in großen Städten: die Klatschsucht, der Neid, die Scheelsucht zum Beispiel. Nicht einen Schluck Kaffee können wir trinken, ohne daß es sofort das ganze Örtchen weiß. In Liebessachen hilft die denkbar größte Vorsicht nicht; es ist doch am andern Morgen Alles bekannt. Freilich, auch ihre guten Eigenschaften haben kleine Städte: frische Luft und einsame Spaziergänge.

Und wie bestechlich sind sie, wenn wir auf kurzen Besuch oder zur Erholung dort weilen: wie idyllisch kommt uns dann dies Leben vor, wie harmlos, wie patriarchalisch, ja wie paradiesisch. Und es steckt doch hinter all dieser scheinbaren Harmlosigkeit nicht nur der oft grell zutage tretende Egoismus, sondern auch eine fürchterliche Teilnahmlosigkeit. Das ganze große Leben in großen Verhältnissen geht spurlos vorbei an und in jedem kleinen Neste.

Das Städtchen, wo ich mich einige Tage aufhalten mußte, lag entzückend. Ein raschfließendes Flüßchen mit vielen bunten Wimpeln im Süden, ein bewaldeter Höhenzug, gleichsam wie ein Raupenbusch von ferne anzusehn, im Norden, Haiden im Westen und Osten schlossen es ein.

Ein herrlicher Sommertag ging zu Ende. Ich saß vor der Tür des einzigen Wirtshauses und trank mein Bier. Um die Linden der Kirche gaukelten, wie tanzende Schneeflocken, Hunderte von Kohlweißlingen. Der Wochenwagen kam und hielt. Die Pferde bekamen ihren Hafer vorgeschüttet, und tranken dann in jenen langen, behaglichen Zügen. Das Wasser, wenn sie die Köpfe aus dem Eimer steckten, tröpfelte von den Lefzen aufs Pflaster. Und nun kamen auch die allabendlich heimgetriebnen Kühe. Jede kannte ihren Stall, ihren Torweg; und ohne viel Hott und Hü und Zurecht-

weisung traten sie in die ihnen schon geöffneten Ställe. Nur eine buntrote Kuh schien eigensinnig zu sein. Sie erschreckte, prustend und schnuppernd (sie hatte Durst), einen trinkenden Pudel. Aber einige Peitschenhiebe des kleinen Hütejungen erinnerten sie, alle Narrheiten zu unterlassen.

Als ich mein Zimmer zum Zubettgehen aufsuchen wollte, durchschritt ich den Saal des Hauses. Dieser Saal sah aus wie alle solche Säle, wenn sie sozusagen nicht im Dienste sind zu größeren Essen, Auktionen, Tanzfesten, Vereinssitzungen, Generalversammlungen, ohne „welch letztere" der Deutsche nicht zu leben vermag. Meine Schritte hallten durch die Leere. Die kleine Liebhaberbühne war verhängt, das alte Klavier dick bestaubt. Auf einem rot angestrichenen Tannentische stand eine geleerte Bierflasche. Auf einem Stuhl lag ein Besen. Den einzigen lebenden Schmuck des weiten toten Raumes bildete in einem Fenster eine Hortensie. Über und über in höchster Zier, zeigte sie ihre schönen Doldenbälle. An ihrem Stämmchen hing an einem Faden ein weißes Papptäfelchen Auf diesem Täfelchen stand die Nummer 731. Ich fragte die mir begegnende Wirtin, was es für eine Bewandtnis habe mit dem einen Topfgewächs, weshalb sie es nicht in ihr Wohnzimmer nehme. Sie antwortete mir, daß man die Hortensie vergessen habe abzuholen. Sie sei ein Gewinn aus der letzten Lotterie der Tierschau; nun müsse sie hier so lange stehen, bis die Zeit abgelaufen. Übrigens, fügte sie hinzu, sehen Sie, daß sie keine Not leidet; ich begieße sie täglich, und lasse ihr Sonne und Licht zukommen, so viel sie haben will.

Die Hortensie ging in meine Träume über. Bald stand sie oben auf dem Mittelmast eines Riesenschiffes, und die Wellen des Ozeans umschlugen und umspritzten sie. Bald stand sie auf einem goldnen Teller vor einem weißhaarigen und weißbärtigen König, der leise vor sich hinsprach: Die Menschen liebe ich nicht, aber die Blumen liebe ich, denn die Blumen schwatzen nicht. Nun wieder war sie die einzige Freude einer alten Näherin: alle Augenblicke sah die fleißige

Frau von ihrer schweren Arbeit auf und betrachtete liebevoll den Stock, und sie hielt dabei immer den Kopf etwas schief. Und nun gar: die Hortensie wuchs zur Größe einer ungeheuern Eiche; und ich hörte ein Rauschen: so seh ich aus auf dem Jupiter. Und es wurde eine dieser Hortensien, die die Größe einer Eiche hatten, ganz phantastisch: Wunderbare Geschöpfe, mit Flügeln statt Ohren, tanzten und rutschten und fingen sich und lachten und kicherten in ihren Zweigen. Da erschien ein Ungetüm, das die Formen, aber viel gewaltiger als auf Erden, des Krokodils hatte. Und das Ungeheuer schielte von unten hinauf; und es streckte eine lange, lange, schmale, spitz zulaufende Zunge aus, und leckte sich geschickt die merkwürdigen Geschöpfe von den Ästen herunter. Und dies Ungetüm wandte sich nun auch gegen mich und wollte mich verschlucken. Ich versuchte um Hilfe zu rufen, um Hilfe, Hil—fe; aber ich brachte keinen Ton heraus. Und schweißgebadet erwachte ich. Es war heller Morgen.

Als ich mich angekleidet hatte, drängte es mich, die Blume zu besuchen, die mir solche Träume geschenkt hatte. Sie stand einsam, keinem zur Freude, wie gestern im Fenster. Ein großer Brummer ruhte sich auf der Ziffer 1 der Nummer 731 aus.

Im freundlichen Garten des Hotels nahm ich meinen Kaffee. Alle jene bekannten Morgengeschäfte hatten begonnen. Der Hausknecht rollte Fässer durch die Eingangstür. Die Köchin schlug, zu meinem Entsetzen, mit raschen Beilhieben zehn Enten die Köpfe ab; zu meinem noch größeren Entsetzen flogen und flatterten dann die enthaupteten Vögel eine ganze Strecke noch. Ich hörte die scheltende Stimme der Wirtin auf das Stubenmädchen. Drei Weinreisende spielten, wirklich! am schönsten Morgen! ihren Skat in einer Laube. Ein Gutsbesitzer, der eben vor dem Hause sein Gefährt angehalten hatte, sprang vom Bock und besichtigte, indem er mit der Hand hinunterfuhr, das rechte Hinterbein eines seiner Wagenpferde. Ein Bauer ging mit einem Sack

voll quiekender Ferkel über den Platz. Der reiche Bäckermeister drüben stand in bloßen Beinen und in weißem Unterzeug; er kam mir vor wie ein Derwisch, vor seinem Laden. Er brachte seine kurze Pfeife, die augenscheinlich nicht recht ziehen wollte, besser in Brand, den rechten Zeigefinger energisch hineinstoßend. Und was da so mehr in täglich gleicher Wiederholung abläuft.

Als ich mich in die literarischen Geheimnisse des Lokalblättchens zu vertiefen trachtete, hörte ich die Stimme des Ausrufers. Ich legte die Zeitung auf den Tisch und horchte. Sehen konnte ich den wackern Herold nicht, weil ihn mir die Gartenplanke verbarg. Aber ich hörte, was er kundgab: „Vun de Aukschon bi Hans Mehrens hüt Namiddag, kummt nix noh."

Pause. Dann wieder drei Schläge mit der Glocke: „Sünndag grote Danzmusik bi Krischan Ehlers in'n „Söten Kringel"; ward ok 'n fett Swin verkegelt."

Mir schoß plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Ich rief den eben vorübergehenden Kellner: „Bitte, sagen Sie dem Ausklingler, er möchte einen Augenblick zu mir kommen."

„Sehr wohl."

Der Ausrufer kam. Es war ein alter, krummgehender Mann mit einem ernsten, gleichgültigen Gesicht. Ich wandte mich zu ihm: „Hier nehmen Sie das Zehnmarkstück, und rufen Sie dann durch das ganze Städtchen aus, daß der Gewinn Nummer 731, von der Lotterie der letzten Tierschau her, noch immer nicht abgeholt sei; in einigen Tagen wäre der Termin abgelaufen."

Der Ausklingler war es sehr zufrieden. Nach einigen Minuten schon hörte ich, daß er in gleichmäßigem Tone das von mir Gewünschte in Fenster und Türen durch die Straßen dröhnen ließ.

Es kam wie eine Beruhigung über mich. Ich sprang, als wenn mich ein wichtiges Ereignis riefe, auf und eilte in den Saal, um nach der Blume zu sehen. Als ich sie vor mir sah, hätte ich sie liebkosen mögen. Und allerhand rühr-

same und rührselige Gedanken durchzogen mich; wunderbarer Weise, denn ich gehöre durchaus nicht zu den „empfindsamen" Menschen. Was auch ging mich denn eine vergessene Hortensie an; ein einfaches Stämmchen, wies zu Hunderten in den Fenstern der Wohnhäuser steht. Lächerlich. Ich begriff mich nicht. War es die Langeweile, die mich zu solchen, mindestens überflüssigen Gedankengängen trieb? Und aus meiner Beruhigung, die ich vorhin verspürt hatte, als ich den Ausrufer hörte, entstand eine Unruhe. Ich ließ mir Stuhl und Tisch vor den Eingang des Hotels stellen, und wartete. Aber kein Mensch erschien, der den Gewinn abholen wollte. Der Wirt sagte mir, daß die Nummer sicher von einem Landmann der umliegenden Dörfer gezogen sei.

Der Mittag kam. Ich wartete. Ich aß draußen auf meinem Platz vor der Tür. Ja, ich wich und wankte nicht von der Stelle, nur daß ich ab und zu in den Saal ging, um nach dem Stämmchen zu sehen. „Liebe, schöne Blume, du sollst noch ein Menschenherz erfreuen." Mit diesen leise gesprochenen Worten ertappte ich mich auf bedenklich weichherzigen Wegen. Mein Gott, wenn doch der Gewinner käme! Wirt und Wirtin, Kellner und Gäste, ich merkte es deutlich, fingen an, mein Benehmen, ich ließ nicht nach mit Fragen, recht wunderlich zu finden. Ja, ein ruppig und struppig aussehender Viehhändler, der aber den Schalk im Nacken zu haben schien, kam gradeswegs zu mir und fragte mich unvermittelt: „Seggn Se mal, wat hebbt Se egentlich mit de Blom?" Ich sah ihn groß an, und antwortete ihm ebenso ruhig, wie er mich ruhig gefragt hatte: „Sehn Se mal, dat geit Se garnix an." Der Viehhändler entfernte sich brummend. Meine Unruhe wuchs.

Ich saß noch immer an meinem Tischchen und wartete. Es schlug sechs Uhr vom Turm. Da erschien in der Straße, die auf das Wirtshaus zuführte, ein kleines Mädchen, das acht, neun Jahre zählen mochte. Es hielt in der Rechten ein weißes Zettelchen. Ich sprang auf und eilte ihr stürmisch entgegen. Ich riß ihr, ohne sie weiter zu fragen, das Stück-

chen Papier aus der Hand. Richtig, es war die Nummer 731. Das Mädchen war gekommen, um den Gewinn abzuholen. Sie schien etwas enttäuscht zu sein, als ich ihr im Saal den Blumentopf zeigte. Sie hatte, wie sie mir erzählte, bestimmt geglaubt, daß ihr Gewinn ein landwirtschaftliches Gerät, ein Spaten, eine Harke, eine Schaufel gewesen sei. Die Kleine nahm den hübschen Stock in den Arm. Ich begleitete sie hinaus. Und es war wie von selbst gekommen, daß ich mit ihr ging; ich wollte sie bis an ihre Wohnung bringen.

Wieder wars ein so herrlicher Sommerabend wie gestern. Der Wochenwagen fuhr ein. Die Kühe kamen, sich mit den Schwänzen die Fliegen wegklatschend, getrieben von der langen Peitsche des jungen Hüters. Um die Linden an der Kirche gaukelten Hunderte von Kohlweißlingen. Und durch diesen kleinstädtischen Sommerabendfrieden schritt neben mir die Kleine. Es war ein entzückendes Bild: Sie ging an meiner Rechten, im rechten Arme das blütenüberfüllte Bäumchen tragend. Die Sonne glitt über ihre hellblonden Haare, deren Zöpfe, nach polnischer Art, rund um den Kopf gelegt waren. Es war ein so zierliches Ding, das ganze Persönchen. Und während sie sorgfältig das Gewächs trug, schaute sie im Plappern zu mir auf. Und was sie mir alles erzählte! Anna Hamann habe gestern das rote Kleid angehabt; in diesen Tagen solle sie selber zu Hans Saling, dem Milchbauern ihrer Eltern, nach Osdorf, und wie sehr sie sich darauf freue. Und dann bekam ich von ihrer Schule und von ihren Lehrern zu hören, von Onkeln und Tanten und Freunden und Verwandten. So schritten wir munter übers Pflaster, als wären wir seit Jahren die besten Bekannten. „Ja, aber wie heißt du denn, das weiß ich noch nicht", fragte ich. „Emma Stuhr; und wie heißt du?" Ich nannte ihr meinen Namen.

„Sind wir nun bald bei deinem Hause, Emma?"

Ehe wir es erreichten, erkundigte ich mich, wer denn eigentlich das Stämmchen gewonnen habe. Und die kleine Emma er-

widerte mir, daß das Los ihrem Bruder gehört habe, der, vom Seminar beurlaubt, jetzt zu Hause wohne, weil er sehr krank sei und immer zu Bett liege, und der wohl noch heute, setzte sie mit völlig naiver, ja mit wichtiger Stimme hinzu, sterben müsse.

„Was? Dein Bruder muß heute sterben? Ist er so schwer krank? Und das erzählst du mir erst jetzt, Emma?"

Meine Miene war ernst geworden. Ich bedachte in diesem Augenblick nicht, daß ein Kind neben mir schritt. Die kleine Emma fing über meine strengen Worte an zu weinen. Aber ich beruhigte sie gleich wieder. Und in den Wimperntränchen blitzte die Sonne.

Nun waren wir an Ort und Stelle. Es war ein kleines, einstöckiges Gebäude. Ein ungemeines Gewucher gelber, nicht seltener Rosen überspann die ganze Vordermauer.

Ich trat mit dem Mädchen hinein. Und von dem Augenblick meines Inshaustretens an kam es mir vor, als habe ich von jeher zu dieser Familie gehört. Ich fühlte mich als Familienglied. Nichts schien mir an und in dem Hause und bei den mir bisher gänzlich unbekannten Leuten fremd. Und sonderbar, auch ich schien diesen guten Menschen durchaus nicht fremd zu sein.

Als die kleine Emma und ich eintraten, merkte ich an allem sofort, daß ein Schwerkranker, ein Sterbender in der Nähe weile. Die Haustürglocke war abgestellt; über den Treppenstufen lagen Tücher und Teppiche. Eine alte Wärterin kam mit finsterer, besorgter Miene aus dem Keller. Sie trug ein warmes Getränk: zuweilen lüftete sie den Deckel und pustete hinein. Sie ging hinauf. Der Arzt, ein junger Mann, kam von oben. Er blieb bei mir stehen und schüttelte den Kopf: „Es ist bald aus." Dann verschwand er durch die stumm gewordene Haustür.

Überall, so kam es mir vor, roch es schon nach jenen Säuren und Essenzen, die wir sprengen, wenn eine Leiche noch im Sterbezimmer liegt.

Nun nahm ich der kleinen Emma den Stock ab. Sie faßte mich an der linken Hand. Und so stiegen wir beide hinauf. Ich öffnete leise eine Tür, die mir von dem Kinde bezeichnet war. Hier fand ich den Vater. Er stützte den Kopf in die Linke. Er weinte nicht; aber er war zum Umsinken gebeugt. Ich zeigte ihm das Bäumchen. Er nickte nur; dann wies er auf eine Stubentür. Sie war angelehnt. Ich schob sie auf.

In einem matt erhellten Raum, in den aber die Sonne einige Strahlen schicken durfte, lag in einem Bett an der Wand ein etwa zwanzigjähriger, bartloser Mann. Die Wangen waren ihm eingefallen. Er wandte, ohne den Kopf zu drehen, die Augen zu uns, schwer, mit Anstrengung. Und ein himmlisches Leuchten, wie ich es nie bei einem Menschen beobachtet hatte, drang aus seinen Augen: so sanft, so liebevoll, so stillselig, so zufrieden. Er hatte die schöne Blume entdeckt. Und ich wußte nun, weshalb ich an dem ganzen Tage eine solche Unruhe gehabt hatte. Ich konnte, ich durfte nicht zu spät kommen, um einem Sterbenden die letzte Freude zu bringen.

Seine alte Mutter lag auf den Knieen vor seinem Lager. Er hatte ihr die Linke überlassen, die sie immer wieder streichelte und mit Küssen bedeckte. Zu Häupten stand der würdige Pastor des Ortes. Er hielt die Hände über die Kopflehne des Bettes gefaltet. Mit kurzen Pausen betete er laut, die Stirn jedesmal auf seine Hände senkend.

Die kleine Emma und ich stellten auf einen Tisch zu Füßen des Kranken die blühende Pflanze; wir stellten sie so, daß er sie ganz sehen konnte.

Zuweilen fuhr ein Wagen unten vorbei. Durchs geöffnete Fenster klangen die Stimmen fröhlich spielender Kinder; und ein besonders helles Stimmchen sang: „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne," und sang diesen Vers immer wieder.

Ich hatte mich so gestellt, die kleine, mich ängstlich anschauende Emma nicht loslassend, daß mich der Kranke nicht sah. Und während die Mutter mit beiden Händen die kalt

werdende, mit Schweiß sich benetzende linke Hand ihres Sohnes hielt, und während der Pastor inbrünstig seine Gebete sprach, lagen die brechenden Augen des Sterbenden, als sähe er den Himmel offen, auf der vergessenen Hortensie.

Und der Todesengel schritt herein; und sein Palmenwedel berührte die bleiche Stirn. Der junge Mensch hatte ausgelitten.

Die angeschobne Tür öffnete sich. Ich bemerkte den ganz gebrochnen Vater; Tränen sickerten ihm jetzt durch die vors Gesicht geschlagenen Finger.

Der greise Prediger hielt wie segnend die Hände auf dem Haupte der zusammengesunknen Mutter. Seine Augen hingen verklärt an der Decke in sicherm, festem Glauben an den Heiland. In seinen edeln Gesichtszügen lag die Liebe, die werktätige Liebe zu seiner kleinen Gemeinde, zu den Menschen. Und seine Stimme bebte in tiefem Basse: Er ist bei Gott.

Es war eine große, ernste, feierliche Minute.

Die Alte, die ich unten mit dem dampfenden Gefäß gesehen hatte, erschien. Sie hob abermals den Deckel ab, und roch und pustete hinein. Gute Alte, dein Dekokt kommt zu spät.

Auf der Marschinsel.

Düke Nommsen, der Strandvogt, stand vor mir. Über fünfzig Jahre hatte der Regen Rinnen in sein bartloses Antlitz gefurcht, hatten die Winde versucht, das stets kurzgeschorene Haar zu packen. Über fünfzig Jahre war Düke Nommsen Strandvogt. Er hatte mir nur zu melden, wenn etwas ganz Besonderes vorgefallen oder gefunden war. Das geschah selten. Das gewöhnliche Strandgut sind Balken, Tonnen, Leichen, Wrackstücke: Sachen, die nur den Strandhauptmann angehen.

Düke Nommsen, der Strandvogt, stand vor mir. Erregt und — stumm. Die Lippen sprachen, aber ich hörte keine Worte.

„Nun, Nommsen, was hast du, was gibts?" Schon wollte ich anfangen, ungeduldig zu werden, als er herauspreßte: „Dat is to gräsig, Herr." Ich nahm Hut und Stock: „Hast du einen Gendarmen benachrichtigt?" Er schüttelte mit dem Kopfe. Dann, während wir schon im Gehen waren, sagte er: „Dat deit ni nödig, Herr." Düke Nommsen schien Alles um sich her vergessen zu haben. Er, der sonst so ängstlich die Förmlichkeit wahrte, der so respektvoll antwortete, ging heute, statt an meiner linken, an meiner rechten Seite. Antworten bekam ich überhaupt nicht mehr von ihm. Der alte Bursche wurde mir nachgrade unheimlich.

Wir gingen auf dem Norder Außendeich. Es war ‚holl Ebb', die tiefste Ebbe. Auf den Watten rief der Avosettsäbler sein Puith, Puith; ungeheure Schwärme von Möwen nahmen sich zuweilen, wie auf Kommando, auf, um sogleich, unter großem Geschrei, wieder einzufallen. Alles ist in Bleifarbe getaucht: die Halligen, die wie Forts aussehen, um einem hinter ihnen liegenden Kriegshafen als erste Stachel zu dienen, die Ufer im Osten, die Wolken, die Vögel, der Himmel.

Wir wandern auf dem stellenweise unergründlichen Deich nach Westen. Zu unsern Füßen im Süden liegt die große, reiche Nordseeinsel Schmeerhörn. Auf dem nächsten Bin-

nendeich, scharf am Himmel ausgeschnitten, reiten ein Bauer und sein Sohn, hinter einander. Vor ihnen liegen Mehlsäcke. Man hört ordentlich die schweren Gäule schwappsen und stappsen in der Kleie, die, kniehoch, die Pferde müde macht. Nun sind sie in der Mühle angekommen. Langsam — oha — mit krummsten Knieen rutschen Vater und Sohn von den beiden Braunen. Vadder drinkt 'n suren Punsch: Tee mit Schnaps ohne Zucker. De Sån süht to. Nun klettern sie wieder auf die Pferde, ohne Mehlsäcke. Vadder vörut, de Sån achternaa. Man hört wieder, man sieht es zwar nur, das Schwappsen und Stappsen der Gäule. Nu sünd se ant Hus. Beide fallen wieder schwer von den Gäulen. Vadder slöppt, und de Sån smökt achtern Diek 'n Sigarrstummel.

Mit uns, über die Fennen, wo fette Schafe grasen, geht ein kräftiger Landmann, der nach seinem abseits liegenden Hof will. Er hat den langen Springstock in der Hand, und sieh: mit der Eleganz einer Balletttänzerin schwebt er, nachdem er einen Augenblick den Grund sondiert hat, über die oft recht breiten Gräben.

An unserm Außendeich steht nur vereinzelt ein Haus, von kleinen Leuten bewohnt. Als wir bei dem ersten vorbeikommen, ruft ein Hahn seinen Hennen: Gluckukukukukuk, paßt auf. Die Hennen, diese ewig fressenden Tiere, picken und scharren ruhig weiter. Henning sieht mit schiefem Kamm zu uns hinauf, verwickelt dabei den rechten Sporn in einen Strohhalm, sucht sich erbost zu befreien, kreist und fällt um. Wer hat schon einen umgefallenen Hahn gesehen?

Auf dem Strohdach der Kate sitzen die Stare in ihrem süßen Geplauder.

Wie still es ist. Aus den Marschen dringt kaum ein Ton; von einigen Höfen klingt das Glucksen der Kalkuttischen Hühner herüber, zuweilen Kinderlachen von einer Werft. Der Wind, natürlich Westwind, hat sich gelegt; Regenwolken ziehen langsam am Himmel.

„Dor . . . dor is't" ruft plötzlich Düke Nommsen, der Strandvogt. Ich hatte in die Marsch hinuntergeschaut, und nun wieder meinen Kopf nach Westen und Nordwesten wendend, habe ich einen sonderbaren Anblick: Auf dem Deiche, hundert Schritt vor uns, stehen etwa zwanzig Menschen mit allen Zeichen der Neugier, der Furcht, des Abwehrens, der Beratung. Sie kommen mir wie eine Gruppe Wilder vor, deren einsame Insel eben ein Fremdling, mit erstem Sprung aus dem Boote, betritt.

„Dor . . . dor is't" rief wieder Nommsen und zeigt mit dem Finger auf den Strand. Etwas Schwarzes, etwas Weißes liegt dort; mehr erkenne ich noch nicht. Ich bin bei den Bauern angekommen und sehe, daß unten, mit ausgebreiteten Armen, Ertrunkene liegen.

Keiner von den Zuschauern ist zu bereden, mit mir hinunter zu steigen. Ich gehe allein auf die Leichen zu. Ah . . . ich pralle zurück: das hatte ich nicht erwartet. Dann fest drauf los.

Auf einer breiten weißen Planke lagen neben einander zwei Menschen, gekreuzigt: ein junges, weißes, zierlich gebautes Weib und ein herkulischer Neger. Sie waren nackt; um die Hüften beider waren purpurne Tücher geschlungen. Wie seltsam das doch war, daß ich an ein Paar Totenkopfschmetterlinge denken mußte, die ich in meinen Knabenjahren einst an einem Tage gefangen und neben einander ausgebreitet aufgespießt hatte . . .

Weiß und Purpur, Schwarz und Purpur. Ich werde ruhiger und verliere alles Grauen. Die Bauern merken es. Sie wollen zu mir. Ich befehle mit der Hand, daß sie oben bleiben sollen. Jetzt beuge ich mich zu den Beiden. Das Brett, auf das sie geschlagen sind, ähnlich der Tür oder der Wand einer verschwenderisch ausgestatteten Kajüte, scheint an allen Seiten gewaltsam abgebrochen zu sein. Es ist weiß, und nun seh ich es genau: es hat vergoldete Leistenumfassungen. Es ist entschieden ein Stück der Wandzier aus einer vornehm eingerichteten Kajüte.

Zuerst betrachte ich die Frau. Welch ein junges Gesichtchen. Wie liebliche Züge. Nichts ist verzerrt; wie denn auch beide Leichen aussehen, als seien sie nur ganz kurze Zeit im Wasser gewesen. Die Augen stehen bei der jungen Frau halb offen; ich sehe ein tiefes Blau. Langes rötliches Haar fließt um ihr Haupt. Aber . . . o . . . o . . . wie schändlich! Diese kleinen schneeigen Hände, an denen die Nägel lang und abgerundet sind (sie haben die Form einer Haselnuß), diese kleinen lieben Hände sind mit großen, plumpen, verrosteten Schiffsnägeln durchstoßen. Das Blut hat die See abgewaschen.

Der Neger, dessen linke Fingerspitzen fast die rechten der Frau berührten, so nahe lagen sie an einander, hat eine gebogene Nase wie der schönste Römerjunge. Die Oberlippe ist emporgezogen und zeigt das Gebiß eines fletschenden Hundes. Auch seine Hände sind mit großen verrosteten Schiffsnägeln durchbohrt. Seine Gestalt ist riesengroß, eine Moriturus te salutat-Figur, ein Gladiator Neros.

Die Füße Beider sind fest mit dicken Tauen umschnürt, und diese durch mehrere Löcher im Brett gezogen und auf der Rückseite stark verknotet.

Um aller Heiligen willen, wo kommen die Beiden her? Das ist klar, daß sie nicht lange im Wasser gelegen haben. Die Flut hat sie dann an unsern Strand gespült.

Hundert Vermutungen wurden in mir wach; hundert phantastische Bilder drängten sich in mir . . .

Die Sonne ging unter, so wundervoll, wie wir es niemals auf dem Festlande, auch nicht auf der Ostsee sehen. Zwischen schwammigen, dunklen Wolkenmassen schossen tausend Lichter.

Und die Flut kam, und dann wieder die Ebbe; und dann kommt wieder die Flut, und dann wieder die Ebbe, u. s. w. u. s. w.

Auf der Seehundjagd.

In der Schenke des Morgens fruh
Gehts wahrhaftig schon lehrreich zu.
Drinnen schafft das dralle Gesinde,
Draußen schwankt im Frühlingswinde
Hoch in der Straßen ein Bündel Stroh;
Und die Fuhrleut, heiahoh,
Grüßen den Weiser schon aus der Ferne.
Ei, wie trinkt sich so gut und so gerne
Irgend ein Schöpplein in aller Ruh
In der Schenke des Morgens fruh.

Hans Hopfen

Vor kurzem las ich das wunderhübsche Gedicht. Hans Hopfen wird sich den Stoff aus einer süddeutschen oder rheinischen Kneipe geholt haben.

Mir fiel eine Schenke „des Morgens fruh" ein, in der ich nicht ein so lustiges Allerweltsgesindel angetroffen hatte.

Mein Freund Hans in München bat mich, ihm eine Seehundjagd zu „arrangieren". Es war Ende April, und ich mußte ihm leider erwidern, daß nicht die Zeit „auf" Seehunde sei. Er möge warten bis Mitte Juli; ich sei dann gerne bereit.

Allein statt einer brieflichen Antwort erschien mein Freund selbst bei mir und erklärte, er habe im Sommer keine Zeit. Was war zu machen? Er ließ nicht ab mit Bitten, und so fuhren wir denn mit dem Dampfschiff nach der Nordseeinsel Untjehörn. Es machte mir Freude, meinem Freunde die ihm gänzlich unbekannte Welt der Westküste Schleswigs zu zeigen.

Wir waren also auf Untjehörn. Am ersten Mai, kurz vor Sonnenaufgang wollten wir nach der Fähre aufbrechen, die, anderthalb Stunden von unserm Wirtshaus entfernt, uns nach der Hallig Hagg bringen sollte, wo mir ein lieber Bekannter, der Pastor, wohnte, und von wo aus wir dann unsre Nordseefahrt und das Seehundjagen beginnen woll-

ten. Ich hatte zu dem Ende den Ewer Elise nach Hagg bestellt.

Morgens um drei Uhr weckte uns der fünfzehnjährige Sohn des Hauses mit den Worten: „De Peer sünd all dor." Kein Page wars, der uns mit tiefer Verbeugung die Meldung machte: die Pferde sind gesattelt! aber ein frischer Friesenjunge mit roten Backen. Er sollte uns begleiten, um auf das Gepäck zu achten.

Ein eisiger Wind wehte uns um die Nasen. Im Osten stand die Sichel des Neumonds in wachsendem Morgenrot.

„Zu Pferde, meine Herrn, zu Pferde!" rief ich pathetisch. Wir kletterten auf die schweren, plumpen Gäule, und der Zug setzte sich auf dem unergründlichen Mitteldeich in Bewegung. Voran, seitwärts, ging als Führer mein alter Seehundjagdbegleiter Harro Bahne Bandicksen. Er trug mein Gewehr. Mein Freund Hans, der das seinige umgehängt hatte, ritt vor mir. Er sah im Dämmerlicht wie ein Chasseur d'Afrique aus. Hinter uns schloß die Reihe unser Gepäckaufseher, der kleine Johannes. Wie ein Äffchen hockte er zwischen den Reisesäcken, wie das Äffchen auf dem Kameele. Schritt vor Schritt, langsam, kamen wir weiter.

In einigen Katen waren schon die Familien aufgestanden und saßen um den Teetisch. Wenn wir vorüber ritten, konnten wir in die unverhüllten Fenster sehen. Es rührte mich, die innige Freude der Eltern zu beobachten. Hier saß das Kleinste auf dem Schoße des Vaters; dort verteilte die Mutter Milch und Brot. Einmal doch, ehe der Vater den ganzen Tag bei fremden Leuten arbeiten muß, will er seine Lieben um sich versammeln. Abends, wenn er zurückkehrt, ist die kleine Gesellschaft oft schon in den Betten, und er selbst ist todmüde.

Bei den Mühlen mündeten wir in den Winterdeich. Die Flut stürzte schon heran. Das Meer lärmte zu uns herauf. Noch war es nicht voller Morgen.

„Da machte Gott die Feste, und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah also.

Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag."

Mein Freund entschloß sich zu der nicht ganz neuen Wendung: „Thalatta, Thalatta." Ich hüllte mich fester in meinen alten Offiziersmantel. Es war bitter kalt.

Endlich ist das Ziel, die Fähre, erreicht. Wir kletterten wieder von den Pferden. Hans und ich strebten einem Hause zu. Als wir in die Stube traten, bemerkten wir, in grenzenlosen Schmutz versenkt, zwei Greise. Der eine hatte sich eben von der Bank erhoben; der andre putzte an einem Gewehr, welches noch einmal so lang war wie er selbst. Beide hatten Strohhalme im schlohweißen, ungekämmten Haar. Das einzig Erquickliche war der Geruch des Rauches, der vom Ofen aus die Stube durchzog.

Die beiden Alten schienen uns garnicht zu bemerken; sie hantierten ruhig weiter. Ich sprach den einen plattdeutsch an. Er antwortete nicht, sondern stopfte sich eine kleine, uralte, zerbrochene Tonpfeife, steckte sie in den zahnlosen Mund, nahm dann aus dem Ofen mit der Hand (ja!) eine kleine Kohle und legte sie in den Kopf. Ich fragte den andern, was er mit dem langen Gewehr beabsichtige. Er wolle damit schießen, war die Antwort, die meinen Freund zu einem recht boshaften Lächeln veranlaßte. Nun bat ich um einen Schnaps. Die Greise antworteten mit Einer Stimme: „Nei—i" (nein). „Ist hier denn kein Wirtshaus?" „Nei—i." „Weshalb haben Sie uns denn das nicht gleich gesagt?" „Nei—i." Wir empfahlen uns. Vor der Tür trafen wir den Jungen, der uns in das Postwirtshaus führte.

Als wir in die Schenkstube traten, war sie leer. Durch eine angelehnte Tür hörten wir folgendes:

„Ick mag em nich, ick will em nich," rief entrüstet eine weibliche Stimme. Ein Mann antwortete in näselnden,

langgezognen Tönen: „Hör doch, wat Vadder di schrifft."
Dann fing diese Stimme an zu lesen:

„Unaufmerksame Tochter! Du sollst Dir man vor die Stirn schreiben: siebenmal verrückt. Nagel zum Sarge Deines Vaters. Noch einmal erhebe ich meine Stimme, um Dich zu sagen, wo unrecht Du tust. Meinertsen hat sechshundert Mark, ist Küster, ist, wenn auch fünfundvierzig Jahre alt, bei gute Gesundheit; hat für hundertundfünfzig Mark Möbel schon und eine Kaffeetrommel gekauft; bedenke, er liebt Dir, er will man Dir haben" . . .

Heftiges Weinen des Mädchens unterbrach den Leser. Dann sagte sie schluchzend: „Min Gott, ick kann den Kierl doch ni nehmen, he kann mi jo nich mal ankieken; wat schall ick mit son Minschen ton Mann, de mi nich mal ankieken kann."

Der Bruder antwortete:

„Un wo fein schrifft he di! Hör doch man blots Meinertsen sin Breef an:

Angebeteter Stern meiner Sehnsucht! Silberne Sichel meiner Sonne! Angebetete meines Herzens, höre auf mein Flehen. Der Horizont meines Glückes wird wie die Morgenröte strahlen —"

Das Mädchen rief: „Nu hör up. Ick verstaa dat nich. Nei—i, wenn he mi ni mal ankieken kann. Son Minschen; wat schallk mit son Minschen" . . .

Dann lachte sie aus vollem Halse.

Um der Fortsetzung dieses etwas peinlichen Zwiegespräches zu entgehen, klopfte ich auf den Tisch und rief: „Wirtschaft." Lautlose Stille trat augenblicklich ein. Eilig schienen sich zwei Menschen zu entfernen.

Bald kam der Wirt, den ich von früher her kannte. Wir begrüßten uns. Er erzählte, daß das Hagger Fährboot noch nicht in Sicht sei. Wir ließen uns Tee geben. Ich besah mir die Bilder in der Stube: Die berühmte Maria von Carlo Dolci in einer Vertausendfachung als Groschenbild, mit jenem ekelhaften Mundwinkelzug, den wir so oft auf

den Heiligenbildern finden. Durch die Vervielfältigung kommt dieser Zug hinein.

Neben der Maria hing: Gedenkblatt für die Freunde der Mission. Dicke und dünne Pastoren; über ihnen Graf Zinzendorf mit einem Giraffenkopf.

An der gegenüberliegenden Wand war ein äußerst anziehendes Gemälde, Stempel Neuruppin, angebracht: Eine sitzende Dame, die zu einer neben ihr stehenden hinaufschaut. Beide trugen Schmachtlocken und waren goldüberladen. Darunter stand (das „Leuch" war mit fetten Lettern gedruckt):

Die Töchter des Kaisers von Rußland:

Maria spricht, die holde Braut,
Zu ihrer Schwester frei und laut:
Getroffen hab ich meine Wahl,
Prinz **Leuch**tenberg wird mein Gemahl.

Unterdessen war ein neuer Gast eingetreten. Ein altes, bartloses Seemannsgesicht lachte mich an, daß die braunen Tabakszähne zum Vorschein kamen. „Sünd Se't, Diedrich?" fragte ich. „Jau, Herr, ick will Rickmer Ipken Botter mitgewn uppe Hagg" (nach Hagg). Er nimmt eine Zigarre von mir.

In die Tür tritt ein großer Landmann, dem man ansieht, daß er Geld hat. Sechsmal gewiß hat er einen dicken Schal um den Hals gelegt. Der Wirt nimmt ihm ehrerbietig den Klüverstock ab, an dem Maße zur Messung für Schafe und Rindvieh angebracht sind. Er spricht eifrig, leise mit dem Eingetretenen, dem Matador. Dieser wendet nun gnädig den Kopf zu uns und sagt: „Die Herren wollen auf die Seehundjagd; das dürfte noch zu früh sein."

Die Stube füllt sich allmählich. Alles trinkt Teepunsch in Tassen. Da sitzen am Tische: Chrischan Botter (er handelt mit Butter und heißt eigentlich Christian Paulsen), Hermann Discher (er ist Tischler und heißt eigentlich Hermann Petersen), Rickmer Smidt (er ist Schmied und heißt eigentlich Markussen) und Peter Soldat (er war vor fünfzig Jahren

dänischer Unteroffizier und kennt seinen Zunamen lange nicht mehr).

Sie stoßen oft mit den Tassen an. Klimperts nicht, so klapperts doch.

Aus den lebhafter werdenden Gesprächen klingt das Wort Schafe unzählige Male heraus. Schafe und immer wieder Schafe.

Plötzlich ruft einer: „De Ansegger (Ansager) kümmt!" Wir sehen alle zum Fenster hinaus. Der Ansager tritt ein, bleibt mitten im Schenkzimmer stehn, nimmt den Hut ab und sagt, die Augen hoch rechts gedreht: „Madde Maddesen lett weten: sin Fru is bi Gott." Des Ansagers Blicke bleiben oben rechts haften bei einer Flasche Pomeranzen-Likör, von dem ihm dann der Wirt einen einschenkt.

Madde Maddesen sin Fru is bi Gott. Große Bewegung. Der Fall wird lebhaft besprochen, und die Verwandtschaft von Madde Maddesen und seiner Ehefrau bis ins tausendste Glied nachgerechnet. Mir brummt noch heute der Kopf von all den Namen und den Maddesenschen Verhältnissen, die mir zu erzählen der Matador für gut fand.

Da öffnet sich wieder die Tür, und der Fährmann, ein Friese von Hagg, ruft hinein: „All right." (Er war zwei Jahre in den Vereinigten Staaten gewesen.) Wir sind bald im großen Boote. Die Fahrt ist stürmisch. Zuweilen durchnässen uns Schneeschauer. Auf der Hallig werden wir vom Pastoren und seiner liebenswürdigen Frau mit alter Freundschaft empfangen. Die Hallig ist flach wie Papier. Ehe wir die Kirchenwerft erreichten, mußten wir, der unzähligen bald tiefer bald seichter werdenden Rinnen wegen, zahlreiche Umwege machen.

Am Nachmittag führt uns der Pastor auf der Hallig umher. Die einzelnen Werften ragen aus der Fläche wie kleine Festungen heraus. Sie bestehen aus sechs bis sieben Häusern meistens, die in der Mitte einen oft recht hübschen Garten umgeben. Die Wände der Zimmer sind alle mit Fliesen belegt. Es herrscht holländische Reinlichkeit. Das runde Ge-

sicht der Frauen, die den Turban und die friesische Tracht tragen, hat etwas Apartes. Prachtvolle alte Silbersachen, aus früheren Jahrhunderten stammend, haben sich von Kind zu Kindeskind vererbt.

* * *

Als wir wieder im Pastorat angekommen waren, fanden wir einen fast ungewöhnlich großen, alten Herrn, dem der gewesene Offizier auf der Stelle anzusehen war. Wir wurden bekannt gemacht. Es war der dänische Major a. D. Nielsen, ein naher Verwandter der Pastorin; er lebte in der Prediger-Familie schon über zwanzig Jahre. Noch immer hätte der herkulisch gebaute Mann mit dem prächtigen, dicken, gewellten, weißen Schnurrbart und den vollen Rotweinwangen schön genannt werden können, hätte nicht eine furchtbare Narbe das Gesicht entstellt. Rührte sie von einer Schußwunde, von einem Fall, von einem Sturz mit dem Pferde her? Der obere Teil der Nase war ein unförmlicher Knorpel; eine schwarzseidene Binde verbarg das fehlende linke Auge.

Die Unterhaltung war lebhaft. Der Major sprach viel und anregend von einem Kommando bei dem 139. französischen Linien-Infanterie-Regiment in Algier. Es wurde dann musiziert. Die Postorin sang jene stillen, lieben dänischen und schwedischen Volkslieder; der Major begleitete sie. Als er sich bald nach dem Tee zurückzog, erzählte uns unser freundlicher Wirt dessen Geschichte:

Major Nielsen wurde 1845 von Kopenhagen, wo er als Hauptmann und Kompagnie-Chef bei einem Jägerbataillon gestanden hatte, als Major und Kommandeur des 192. Infanterie-Bataillons nach der überaus schön gelegenen ostjütischen Stadt Aggerhuus versetzt.

Er verließ ungern die Hauptstadt, wo er zeit seines Lebens in Garnison gewesen war. Verheiratet mit der Tochter eines Kopenhagener Großhändlers, hatte er sich gänzlich in die Verhältnisse der großen Stadt verwebt und eingelebt. Auch war

es ihm fast nicht denkbar, der „Sonne des Hofes“ nun fern bleiben zu müssen. Er gedachte, seinen Abschied zu nehmen. Aber seine Frau glaubte ehrgeiziger sein zu müssen als er. Außerdem ließe sich wohl in nicht zu langer Zeit eine Rückversetzung nach Kopenhagen ermöglichen. Major Nielsen machte deshalb seine dienstlichen Meldungen, ließ seine Frau und vier Kinder in dem hübschen, von ihm käuflich erworbenen Landhaus vorläufig zurück, und fuhr mit dem Postdampfer im Januar nach Aggerhuus.

Hier übernahm er sofort das Kommando. Der kürzlich verstorbene Kommandeur war ein kränklicher, „knackstiefeliger“ alter Herr gewesen. Um so mehr freuten sich die Offiziere, einen so stattlichen und raschen Führer erhalten zu haben. Und in der Tat schien sich ein neues Leben im Bataillon zu regen. Major Nielsen ritt schneidig, kommandierte schneidig, war überhaupt ein schneidiger Herr; immerhin kein Tadel für einen Offizier.

Herr Nielsen mietete sich, ehe er ein ihm zusagendes Haus für sich und seine Familie gefunden hatte, bei einem Bürger in der Stadt ein. Es waren zwei große, hübsche Zimmer mit der Aussicht nach dem Markte, die von jeher unverheirateten Offizieren der Garnison als Quartier gedient hatten. Herr Helgesen, ein wohlhabender Drechslermeister, und seine kleine runde Frau waren stolz, den Herrn Kommandeur, und zugleich Kommandanten der Stadt, in ihrem Hause zu beherbergen. Wohl hundertmal am Tage lief die gute Frau Helgesen ans Fenster, um den vor der Tür auf- und abgehenden, in seinen roten Mantel gehüllten Posten zu sehen und immer wieder zu sehen. Und gar wenn der Major sich zum Ausgehen rüstete, waren Vater, Mutter und die achtzehnjährige Tochter Karen am Fenster hinter der Gardine, um immer von neuem sich nicht satt freuen zu können, wenn der Posten dem Hinaustretenden die vorschriftsmäßigen Ehrenbezeigungen erwies.

Fräulein Karen hatte das Unglück gehabt, mit der Tochter einer in der Nachbarschaft Aggerhuusens wohnenden

Gräfin erzogen zu sein. Ihre gesellschaftliche Stellung mußte dadurch in die schiefe Ebne geraten. Denn Karen, die innigste Freundin der jungen Komtesse, wollte andererseits (und das schien ja so natürlich) nicht von ihren Eltern lassen. Sie war das einzige Kind, und wurde ebenso von Vater und Mutter geliebt, wie sie zärtlich die beiden fröhlichen und freundlichen Alten verehrte. So kam es, daß sie ihr Leben teilte; bald wohnte sie auf dem Schlosse, bald bei ihren Eltern in der Stadt. Besuchte sie die Gräfin und ihre Tochter, genoß sie die volle Ehrerbietung, die eine junge Dame von Stande beanspruchen kann. In der Stadt galt sie dagegen bei der „Ersten Klasse" für nicht ebenbürtig.

Karen kümmerte das wenig. Sie wußte, daß sie schön sei; daß es ihr nicht an Freiern fehlen werde auch aus der „Ersten Klasse". Und in der Tat, Karen war eine Schönheit. Die grauen Augen sahen aus dem blassen, klassisch geformten Gesichtchen ein wenig kalt und streng in die Welt; doch täuschten sie.

Um es dem Herrn Major so bequem und wohnlich wie möglich im Hause zu machen, hatte Karen sich nicht gescheut, den Kommandeur selbst zu bedienen. Das Dienstmädchen durfte nicht im Zimmer des Offiziers erscheinen. Major Nielsen sah es gern; er freute sich immer, wenn das schöne Mädchen eintrat, um ihm den Kaffee, oder sei es was es sei, zu bringen. Er kannte ihr Verhältnis zur gräflichen Familie noch nicht, und hielt deshalb Karen für das kleine hübsche Bürgermädel, dem er vertraulicher begegnen konnte als der Dame im Salon. So kam es, daß er zuweilen in lustiger Laune seinen Arm um ihre Hüfte legte und die junge Brust an seiner geschnürten und wattierten fühlte. Karen wehrte es nicht. Doch kam es nie zu weitern Vertraulichkeiten.

Der Major hatte in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Karen nur jene Empfindungen gehabt, wie sie jeder frische Mann einem jungen Mädchen gegenüber zu

haben pflegt. Doch allmählich, ohne daß er es recht merkte, war ein größeres Interesse für die hübsche Drechslerstochter in sein Herz gezogen, und eines Morgens erwachte er in glühender, stürmischer Liebe zu Karen. Er glaubte fest, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei. Über dies plötzliche Erwachen einer heißen Liebe konnte er sich keine Rechenschaft geben. Vielleicht hatte ein Umstand hierzu beigetragen, wie ihn zuweilen der Zufall sendet: Karen war als Kind in ein großes Messer ihres Vaters gefallen, das eine Narbe auf der einen Seite des Halses zurückgelassen hatte, vom Wirbel des Genicks bis zur Kehle. Die Wunde war vortrefflich geheilt; nur ein feiner, blutroter Streifen, wie ein schmales Samtbändchen, war zurückgeblieben.

Über diese Narbe machte sich der Major Karen gegenüber zuweilen in harmloser Weise lustig; sie lachten dann beide. Eines Tages zeigte er dem jungen Mädchen ein launiges Gedichtchen, in welchem er sie Maria Stuart nannte, die, als schon das Beil das Haupt vom Rumpf trennen wollte, durch einen Gnadenspruch gerettet wurde. Der Henker hatte schon das schwere Beil auf den zarten weißen Hals gesetzt, um gewissermaßen abzuwägen und zu zielen und, zu furchtbarem Schlage ausholend, mit einem einzigen Hiebe der jungen schönen Königin den Tod zu geben.

Dies Gedicht las er Karen vor und war von Stund an wie vernarrt in die „junge, schöne Königin".

* * *

Major Nielsen zählte fünfundvierzig Lebensjahre, war also nicht jung mehr. Wenn auch groß gewachsen und von frischer, gesunder Gesichtsfarbe, zeigten sich doch schon graue Haare; und namentlich mußte er dem schönen, welligen, langen, braunen Schnurrbart mit einem Färbemittel zu Hilfe kommen, das er, als er seine Liebe zu der wunderhübschen Hausgenossin entdeckte, sorgfältig verschloß, während es sonst ganz unschuldig zwischen seinen Toilettegegenständen gelegen hatte.

Major Nielsen zählte fünfundvierzig Lebensjahre. Er war seit zwanzig Jahren verheiratet, sein ältester Sohn vor kurzem Leutnant im 26. Dragoner-Regiment geworden.

Major Nielsen zählte fünfundvierzig Lebensjahre und — hatte noch nie geliebt. Es hatte ihn, als er ein bildhübscher, armer, fünfundzwanzigjähriger Offizier gewesen war, der ausgezeichnet tanzte und Gesellschaftsspiele zu leiten wußte, seine Frau geheiratet, ohne daß er eine besondre Neigung für die vornehme Kaufmannstochter gefühlt hatte. Die Ehe war trotzdem nicht unglücklich geworden; beide hatten zu wenig Herz, dachten zu real vom Leben, als daß besondre Stürme die ruhige Seefläche ihres ehelichen Lebens getrübt hätten. Sie hatten sich vortrefflich in einander eingelebt.

Nun durchzuckte ihn zum ersten Male mit elementarer Gewalt das Gefühl der Liebe zu einem schönen Weibe. Es wurde ihm zuerst garnicht recht klar. Wie ein Fähnrich schwang er sich aufs Pferd vor seiner Wohnung und ließ es tanzen und elegante Wendungen machen, wenn er sich von Karen beobachtet glaubte. Ein so schneidiger Offizier er war, er übertraf nun den jüngsten Leutnant im Turnen und Tanzen. Exerzierte er sein Bataillon, so brauste er wie der Wirbelwind vor der Truppe herum, ohne zu donnern und zu wettern, wie er zu Anfang seines Hierseins getan hatte.

Dann wieder schien er wie betäubt zu sein; so, wenn er nach der Felddienstübung an der Spitze seines Bataillons nach Hause ritt. Es überkam ihn eine wunderbare, köstliche Stimmung, wenn er die Soldaten hinter sich singen hörte. Früher hatte er kein Auge für schöne Punkte und Aussichten in der Umgegend gehabt, nun blieb er oft halten und konnte lange, lange auf einen entfernten Buchenwald, auf einen blitzenden Seestreif, auf ein Gehöft in Bäumen hinschauen, indessen die Kompagnieen singend bei ihm vorüberzogen. Hatten ihn die Mannschaften bisher nur gefürchtet, nun fingen sie an, für ihn zu schwärmen: der merk-

würdige Kommandeur, doch nie den Vorgesetzten vergessend, wuchs ihnen ins Herz.

Es trat bald ein Wendepunkt ein. Als er eines Tages Karen stürmischer umfassen wollte, trat sie leichenblaß zurück, und bediente ihn von dieser Stunde an nicht mehr.

Der Major glaubte trotzdem sicher, daß Karen in ihn verliebt sei; er bildete sich ein, daß, weil er verheiratet, dieser Umstand das Mädchen bewege, nicht mehr in seinen Kreis zu treten. Er kannte sich selbst nicht mehr: Alles wirbelte um ihn herum. Bald waren es wilde, leidenschaftliche Gedanken, bald wieder lief er wie ein verliebter Schüler im Zimmer hin und her und sagte tausendmal mit stummen Lippen oder laut, wenn er allein war: „Min Pus, min söte lille Karen, min söte, söte Pige; ich liebe dich ja, ich liebe dich ja."

Endlich doch besann er sich, daß er verheiratet sei und liebe Kinder habe. Er sah fest und lange auf das auf seinem Schreibtisch stehende Bild seiner Frau. Er wollte, er mußte sich losreißen. Nur einmal noch wünschte er einen ganzen Tag mit Karen zu verleben, dann sollte seine Liebe für ewig begraben sein. Und diesen „einen Tag" hatte er sich sauber zurecht gelegt:

Er mietete einen kleinen Hafendampfer und lud zum 28. Mai sein Offizierkorps ein, seine Gäste zu einer Sommerfahrt längs der Küste zu sein. Die verheirateten Offiziere kamen mit ihren Damen. Herr Nielsen, ein gern gesehener Gast auf dem Gute der Gräfin, war selbst hinausgeritten, um diese und ihre Tochter zur Teilnahme an der Fahrt zu veranlassen und zu bitten, Fräulein Helgesen mitzunehmen. Karen folgte der freundlichen Einladung.

Der 28. Mai war ein köstlicher Sommertag. Der Ausflug verlief, wie sichs allezeit abzuwickeln pflegt. Das Musikkorps spielte zuerst fast unaufhörlich; später, als ein Faß Bier seine Wirkung getan hatte, erklangen die Weisen seltener und in nicht so genauem Zusammentreffen der Instrumente wie in den Vormittagsstunden. Allmählich war der

Abend gekommen; es trat Windstille ein. Der Wimpel am Großmast schlief. Bei den Dörfern, Gütern, einzelnen Höfen, an denen das Schifflein die Küste entlang vorüberschwamm, wurde der Dannebrog gehißt; und es sah prächtig aus, wie sich im frischesten Buchengrün die rote Fahne mit dem weißen Kreuz abhob. Man hatte sich in Gruppen verteilt, Gesänge und Lieder liefen vom Dampfer aus über die stillen Wasser, ab und zu wurde ein Scherz, ein Witz laut belacht.

Mit dem Rücken an das Oberlicht der Kajüte gelehnt, saßen Karen und ein junger Leutnant Sönksen dicht neben einander. Der Offizier hatte sorgfältig ein Plaid über die Kniee des blassen Mädchens gedeckt. Karen lehnte, in dem innersten Mädchengefühl, die beste Stütze, auch körperliche, in einem starken, jungen Manne zu finden, mit leiser Beugung des Hauptes an der Schulter ihres Kavaliers, ein wenig die Gesellschaft vergessend, in der sie sich befand. Ihr gegenüber stand, mit mehreren Herren, der Major. Seine Augen blickten ruhig, um seine Mundwinkel spielte und zuckte es unaufhörlich; er überhaspelte sich förmlich im Anekdotenerzählen. Karen hörte sie nicht; ihr schönes Auge hing am Monde, ihre rechte Hand ließ sie ihrem Nachbar. Sie fühlte oft den Druck seiner Hand und gab ihn wieder. Der erste Kuß in erster Liebe ist der Himmel; der erste Händedruck, leise erwidert, vielleicht unter tausend Anwesenden, ist der siebente Himmel.

Karen und Leutnant Sönksen hatten sich lange von Ansehn gekannt, es war bisher eine unausgesprochene Liebe gewesen; sie wechselten heute das erste Wort.

Der junge Offizier hatte um die Erlaubnis gebeten, Karen nach Hause zu begleiten, und sie ihm den Wunsch gewährt. Der Major aber war in ein Weinhaus gegangen und betrank sich so, daß er die Nacht im Hause des Wirtes bewußtlos zubringen mußte.

Und nun kamen die Tage der Eifersucht; und nun kamen die Qualen der Eifersucht.

Der Leutnant erschien oft bei Helgesens. Er war der Sohn eines vermögenden Gutsbesitzers. In der Stadt wurde von seiner Verlobung mit Karen gesprochen: daß er, um das schöne Mädchen heiraten zu können, den Abschied nehmen wolle, und was dergleichen Reden mehr waren.

Welche Stunden verlebte Herr Nielsen. Eine wütende Eifersucht hatte ihn gepackt, die sich fast zur Raserei steigerte, wenn er wußte, daß Sönksen mit dem schönen Mädchen allein war. O pfui, pfui! sagte er sich, und dennoch stand er mit zerspringendem Herzen an seiner Tür und horchte. Aus den andern Zimmern, wenn sich abends die Stille auf den Straßen eingestellt hatte, konnte er deutlich die Glücklichen sprechen, lachen und scherzen hören. Er ging auf und ab und ab und auf in seiner Stube, er schlug sich vor die Stirn; und einmal stürzte er, fast ohnmächtig, auf die Kniee, vergrub den Kopf in die Polster des Lehnstuhls, und weinte herzzerbrechend, „Karen! Karen!" vor sich hinmurmelnd. Er aß und trank fast nichts, sodaß es den Wirtsleuten schließlich auffallen mußte. Sie ahnten nicht den Zusammenhang der Sache.

Er war allein mit sich und seiner Liebe; niemand hatte er, dem er sich vertrauen konnte und durfte. In diesem Kampfe traf ihn ein Brief seiner Frau. Sie schrieb ihm, daß sie am ersten Juli nach Aggerhuus kommen werde, um endlich selbst eine Wohnung zu suchen; sie begreife ihren Mann nicht mehr, seine Briefe seien so kurz und verworren, daß sie sich ängstige. Auf keine ihrer zahlreichen Fragen erhalte sie je Antwort.

Und der erste Juli stand vor der Tür. Vergebens hatte Herr Nielsen Alles getan und versucht, seine Liebe zu Karen aus dem Herzen zu reißen. Es war ihm nicht gelungen.

So kam der letzte Juni heran. Eine seltsame Angst überfiel ihn. Er wußte kaum mehr, was er tat. Endlich, am Abend, hatte er einen Entschluß gefaßt. Die Stille der leeren Wüste zog in sein Herz. Er nahm seinen sechsläufigen Revolver und lud ihn, vorher genau die Geschosse prüfend; dann

übte er sich vor dem Spiegel den tödlichen Kopfschuß ein. Grad in die Stirn sollte die Kugel.

Am andern Morgen war der Major früh auf; er zog sich besonders sorgfältig an. Dann ging er, nachdem er einen letzten Blick in die Kommodenschiebladen getan, und nachdem er wie gewöhnlich seinen Kaffee getrunken hatte, aus dem Hause. Der Posten machte ihm die Honneurs. Die Hand des Majors ruhte länger als sonst an der Mütze.

Sein Weg führte ihn in einen nahen Buchenwald. Von weitem hörte er schon das Rauschen der See, der ein frischer Ostwind hübsche weiße Mützchen aufgesetzt hatte. Eine Abteilung Soldaten, von den Schießständen kommend, begegnete ihm. Der Führer meldete. Der Major blieb stehen, wie in Gedanken, dann sagte er, als wenn er abwesend wäre, zum Unteroffizier: „Ja, Sie haben ja ganz recht,“ indem er ihm so eigentümlich in die blauen, ehrlichen Jütenaugen blickte. Doch er besann sich rasch und dankte nun militärisch. Die Abteilung entfernte sich, den unterbrochnen Gesang wieder aufnehmend. Endlich schien er sein Ziel erreicht zu haben. Es war die Küste, die hier, Sand wie überall, wohl hundert Fuß steil abfiel. Der Wald trat dicht heran.

Der Major setzte sich und lehnte sich an eine Buche. Ein wundervoller Sommermorgen ging über die schöne Erde.

Herr Nielsen sah hinaus ins Meer nach der Nord-Ecke, einer kleinen Insel, wo sich zuerst das von Kopenhagen fällige Dampfboot zeigen mußte. Es war neun Uhr geworden; bald mußte es sichtbar werden. Und in der Tat, ein feiner Rauch, noch hinter der Insel, machte ein schwarzes, wagerechtes Strichelchen am blauen Himmel. Das Gesicht des Majors veränderte sich, es wurde fahl, die Muskeln schienen zu erschlaffen. Der starke große Mann erhob sich mühsam und starrte, vorgebeugten Leibes, auf die See.

Und näher und näher schaufelte das Schiff heran; und auf dem Verdeck stand die Majorin, noch immer eine schöne Frau, und belorgnettierte die Gegend.

Auf dem Rande des Sandhügels starrte der Major hinaus; die Augen wurden größer, ängstlicher, entsetzter, je näher das Schiff herandampfte.

Nun konnte er deutlich schon die Menschen auf dem Schiffe erkennen: seine Frau . . . Gott im Himmel!

Und nun geschah etwas Merkwürdiges (er hat es mir alles später erzählt): Er wurde ganz ruhig, setzte sich, sah noch einmal nach den Patronen, lehnte den Kopf zurück, setzte den Revolver auf die Stirn, grade über die Nasenwurzel, und drückte los.

* * *

Der Erzähler hatte einen Augenblick innegehalten, dann fuhr er fort: „Den Schluß, meine Herren, haben Sie oft in Romanen und Novellen gelesen. Der Major also schwebte viele Wochen in Todesgefahr. Er hatte fehlgeschossen, seine Frau pflegte ihn; endlich genas er körperlich. Zwei Jahre mußte er dann im Irrenhaus zubringen, bis er, gesund entlassen, in meiner Familie eine Unterkunft fand. Meine Frau und ich, die ganze Insel liebt ihn. Er ist vollständig klaren Geistes; seine Geschichte kennt er, doch vermeiden wir von ihr mit ihm zu sprechen. Die Majorin starb während der Anwesenheit ihres Mannes in der Krankenanstalt. Sie erfuhr aus seinen Phantasieen Alles. Die Kinder sind glücklich verheiratet und besuchen uns oft auf der einsamen Hallig."

* * *

Am andern Morgen gingen mein Freund Hans und ich an Bord des von mir gecharterten Ewers Elise. Ich hatte den Ladungsraum, so gut es ging, für uns beide einrichten lassen.

Es sollten starke Prüfungstage werden für meinen Freund. Ja, wer als Jäger nicht acht Tage nacheinander bei Schwarzbrot, Wurst und Schnaps in Geduld aushalten kann, der ist eben kein Jäger. Obgleich ich alle möglichen guten

Bissen, Konserven und Wein und Rum in unsre Arche Noah hatte bringen lassen, wurde es Hans denn doch zu viel, als wir vier Tage, ohne auch nur einen Hund gesehen zu haben, im Wattenmeer herumgekreuzt waren, mit den bekannten sechs Stunden Schlickfestsitzen und sechs Stunden freie Fahrt. Das Wetter war abscheulich. Zum Seekönig oder Seehundjäger war mein Freund nicht geboren.

Endlich, am fünften Tage, sahen wir auf Buphever-Sand einige Hunde liegen. Ins Boot also. Langsame Annäherung; sie gelang. Wir lagen rechts und links des alten Harro Bahne Bandicksen, der, vermummt, seine wunderbaren Männchen machte, indem er, Arme und Beine verschränkend, bald wie eine Schlange sich wand, bald sich aufrichtete, bald wieder zusammensank. Und richtig war ein altes Tier so dumm, „auf den Leim zu gehen". Es kam neugierig näher; schon sahen wir die guten, treuen Augen. „Zeit jetzt," flüsterte ich, und im Feuer brach der Hund zusammen.

Der Zweck war erreicht. Wir segelten nach Hause.

Erst gestern hatte ich einen Brief von meinem Freunde, worin er mir mitteilte, daß er noch heute den Sand an seinem Körper fühle, der ihn trotz der festesten Kleidung in so reichem Maße auf der Jagd beim Stillliegen auf der Sandbank gekitzelt habe.

Das Abenteuer des Majors Glöckchen.

So erzählte mir mein Freund, der Hauptmann:

Als ich vor zwei Jahren in die kleine posensche Stadt versetzt worden war, und ich am zweiten Tage in eine jener verräucherten Kaviarkneipen, wo die Kameraden verkehrten, eintrat, hörte ich aus dem Nebenzimmer eine überlaute, schreiende Stimme:

„Dieses Jahr haben wir viele Feldmäuse gehabt."

„Selbstmorde?" antwortete einer.

„Nein, Feld—mäu—se," schrie wieder die andre Stimme.

Es war mir sofort klar, daß hier einem Tauben etwas verständlich gemacht werden sollte. Auf mein Fragen vernahm ich, daß es der alte, beliebte, fast gänzlich taube Major a. D. Glöckchen sei, zu dem jeder hinginge, um mit ihm auf diese Weise einige Worte zu wechseln.

Bald wurde ich zu ihm hingeführt, um ihm vorgestellt zu werden.

Ich traf einen stattlichen, großgewachsenen, hoch in den Siebzigern stehenden Herrn, der mit unendlich steifen Vatermördern unendlich steif auf dem Sofa saß.

Major Glöckchen hieß er nicht, so wurde er nur genannt, und es hatte mit diesem Namen folgende Bewandtnis:

Der greise Herr trank täglich zum Frühstück eine halbe Flasche Rotwein, sonderbarer Weise Rotwein, während wir Andern, wie das in Polen natürlich ist, Ungar vorzogen. Nun blieben ihm, dem sonst peinlich saubern, immer in seinem überhängenden Schnurrbart Tropfen hängen, die kleinen Glöckchen glichen. Deshalb trug er seinen Spitznamen.

Ich hörte von ihm viel Lobendes. Jeder rühmre ihn als einen freundlichen alten Herrn, der frisch mit der Jugend ginge, sich für Alles interessiere. Da er wohlhabend war, so war es bei diesem liebenswürdigen Greise nicht zu verwundern, daß er stets offne Hand hatte. Es machte ihm die größte Freude, Not und Kummer, wen es auch traf, zu verscheuchen, wo er nur konnte. Seine Zutraulichkeit, seine nie

wankende Pflichttreue, wie er sie als Soldat gezeigt hatte, wurden genug erwähnt. Kurz, er war der Gentleman, der deutsche Offizier, wie er sein soll. Außer einigen Wunderlichkeiten besaß er, wohl von der Natur nicht damit beanlagt, nicht die Gabe der „Initiative", jene Gabe, die jedem Offizier, jedem Soldaten notwendig eigen sein muß. Es fehlte ihm (und deshalb war er an der Majorsecke gescheitert) jenes rasche, sofortige Handeln, das so durchaus erforderlich ist. Es fehlte ihm das; er zögerte, dachte zu lange erst nach, bis er den Entschluß gefaßt hatte. Wir alle wissen, daß in gegebner Lage der Offizier, der Soldat lieber blindlings kühn den ersten Schritt tun soll und muß, als daß er hin und her erwäge: soll ich oder soll ich nicht. Mit einem Wort, es mangelte ihm an Geistesgegenwart, er ließ sich düpieren, oder um es gut deutsch zu sagen: überrumpeln, hinters Licht führen, übertölpeln.

Von seinen Absonderlichkeiten wie von seiner großen Herzensgüte wurden allerlei Schnurrpfeifereien erzählt: Die höchste Strafe, die er seinem Burschen, hatte dieser gefehlt, auferlegte, fand er darin angebracht, daß er eine volle Schachtel Zündhölzer auf den Boden des Zimmers streute und nun dem Missetäter zurief: Sammle auf!

Nachts, so ging die Sage, und er habe dies auch in sein Zivilverhältnis mit hinübergenommen, hätte er stets den allerschlechtesten Anzug vor seinem Bette ausbreiten lassen, um bei entstehendem Feuer oder Alarm gleich diesen bei der Hand zu haben. Die bessere Garnitur sollte dann unter allen Umständen geschont werden.

Und derlei Schrullen von ihm gingen zahlreich von Mund zu Mund und boten namentlich den Leutnants unerschöpflichen Stoff.

Von seinem, wohl in manchen Fällen nur zu weichen Herzen gingen gradezu komische Gerüchte im Städtchen. So hieß es, es habe ihn vor einigen Tagen einer gefragt, weshalb er einen Trauerflor trage. „Ja, ja, heute vor achtzehn

Jahren starb das jüngste Kind meiner Schwester." Wie alt war es denn? „Es starb schon nach drei Tagen."

Oder es redete ihn einer an:

„Weshalb denn so verstimmt? Haben Herr Major irgend eine unangenehme Nachricht erhalten, wenn man fragen darf? Herr Major sehen ja recht bedenklich aus."

„Ja, ja, heute ist der Todestag des Sohnes meines damaligen Hauswirtes."

„Wie lange ist denn das her, Herr Major?"

„Grade vor dreiundzwanzig Jahren. Ich hab den Bengel nicht gekannt; aber der Vater hielt so viel von ihm."

Und ähnliche übertriebene Herzensregungen wurden in Hülle und Fülle erzählt.

Er hielt auf seinem Sofa jeden Mittag gewissermaßen Cour ab, Cercle: Alle die Eintretenden, nachdem sie im Kreise guten Tag gewünscht hatten, gingen zuerst zu ihm und schrieen ihm irgend ein Wort ins Ohr, ein Stichwort. Dies galt, ob er es verstanden hatte oder nicht, als ein Zeichen für ihn, daß er, nun losgelassen, dem Fragenden eine längere oder kürzere Erzählung zum besten gab.

Auf diese Weise ehrten wir den guten alten Herrn und freuten uns über ihn, wenn wir bemerkten, wie gern er solche Anbrüllereien hatte. Mir schien er besonders gewogen zu sein, sei es aus welchem Grunde immer.

Zum Geburtstag Seiner Majestät war er stets unser Gast. Dafür gab er uns einmal jährlich ein „solennes" Frühstück. Bei einem dieser Feste saß er neben mir. Ich unterhielt mich mit ihm, so gut es ging. In diesen Stunden eröffnete er mir, daß er ein Tagebuch als junger Offizier geführt habe . . .

„Herr Major machten die Kampagne gegen die Polen mit anno 31?"

„Um Gotteswillen," rief mir mein anderer Nachbar zu, „rühre bei ihm nicht an diese Geschichte!"

Und in der Tat: Der Major schien „verschnupft". Die Mundwinkel hingen ganz tief. Die Vatermörder starrten übellaunig gradaus. Bald jedoch hatte ich ihn schon in andres Fahrwasser geführt; die Unterhaltung nahm wieder ihren harmlosen Gang.

Und siehe da: Dies Tagebuch kam richtig in meine Hände, und wunderbar, ich fand in ihm „Das Abenteuer des Majors Glöckchen".

Ich erzähle die kleine Geschichte in einem andern Deutsch, als wie ich sie in jenen Blättern fand. Das ist zu bedauern: denn des damaligen Leutnants Sprache war kurz, klar, jeden Kleinkram weglassend — dagegen leider auch zu nüchtern.

* * *

Am 21. Juli 1830 marschierte der erste Zug der 8. Kompagnie des 237. Infanterie-Regiments nach Schloß Lubowo, im südöstlichen Teile der preußischen Provinz Posen. Der zwanzigjährige baumlange Leutnant Glöckchen führte den Zug. Das ganze 237. Infanterie-Regiment hatte vor einigen Tagen Befehl erhalten, Standquartiere, unbestimmt auf wie lange, längs der russischen Grenze zu nehmen im südöstlichen Winkel der Provinz.

Es war ein über die Maßen heißer Mittag, durch den der junge Offizier seine Abteilung dem Ziel zuführte. Mitten durch eine ausgedorrte Grassteppe ging der sandige Weg; nirgends ein Baum, ein Bäumchen, ein Haus, ein Quell, ein Mensch. Doch, ein Menschenkind: In der im grellsten, flüssigen, zitternden Sonnenlicht schmachtenden Ebne glühte als einziger Farbenfleck das knallrote Mieder einer nicht zu weit von der Straße auf dem Felde arbeitenden Bäuerin heraus.

Ganz in der Ferne, im Westen, lag dunkelblauer Wald, der ersehnte Schatten. Aber wie viel hundert Schritte noch bis zu diesem, dem Walde von Lubowo. Hinter ihm, wußte der Leutnant aus seinen Karten, lag das Schloß.

Der Zug ließ die Stirnen hängen. Aus den Kopfbedeckungen rann unaufhörlich der Schweiß gradezu in Rinnen, die er sich gearbeitet hatte, und lag dick, krustenartig in schwarzgrauer Farbe auf den Gesichtern der Musketiere. Die Wimpern waren wie mit braungelbem Mehl bestreut.

„Muß i denn, muß i denn" . . . begann ein Soldat, aber es fiel keiner ein in seinen Gesang, und so erlosch die Stimme gleich wieder.

Die Musketiere hatten ihre groben bunten Taschentücher zwischen den ersten und dritten Rockknopf gesteckt, um sie alle Augenblicke hervorzuziehen, daß sie sich die Haare, den Hals, den Nacken trocknen könnten.

„Daß mir Keiner mit dem Tuch die Augen wischt!" rief einigemale der Leutnant. Die Kragen, zu jener Zeit, durften nicht geöffnet werden. Sie glichen dennoch solchen, die kein steifes Futter besaßen: so schlampig, naß, anklebend durch den furchtbaren Schweißverlust. Die feuchten Tropfen im Brotbeutel waren längst „alle".

„Morgen marschieren wir" . . . fing wieder einer an. „Halt dein Maul", schrie, ohne sich umzusehen, der lange Flügelmann; „Weber, was soll das, lassen Sie die Glossen," schalt barsch der Offizier. Diesem gings wie seinen Leuten, aber er durfte sich nichts merken lassen. Drollig hockte ihm das schwarze Tornisterchen zwischen den Schultern, wie einem Schulknaben, der, im Wachstum seinen Kameraden vorausgekommen, noch immer den Klassenranzen tragen muß.

Der Zug zog, der Enge des Weges halber, „in Reihen gesetzt, rechtsum". Man hörte in ihm fortwährend ein leises Achzen und Stöhnen. Die Augen, fast so stier wie die eines toll werdenden Hundes, hingen an den Hacken der Vordermänner.

Es wurde unerträglich heiß.

Der Leutnant, bald vorn, bald hinten, bald rechts, bald links, ermunterte unaufhörlich. „Na, Nehring, her damit," und er nahm einem kaum noch vorwärts könnenden kleinen Musketier mit einem Ruck von hinten das Gewehr ab und

trug es auf seiner rechten Schulter. Ein tiefer, schneller Dankesblitz, ohne daß sich der Kopf zur Seite wandte, traf den Leutnant aus den Augen des gänzlich Ermatteten.

„Herr Leutnant, ich bitte austreten zu dürfen." „Ach was, Hildebrandt, wir sind ja gleich da; her damit", und „wuppdig" hatte der Offizier Hildebrandts schwere Muskete auf der linken Schulter.

Der Leutnant überlegte, ob er Pause befehlen sollte. Zugleich maß er die Strecke bis zum Waldesende. Zweitausend Schritt noch, höchstens. Da mußte Wasser sein, da war Schatten.

„Na, gehts denn garnicht mehr, Frenzel? Was humpeln Sie denn so? Keine zehn Minuten."

„Herr Leutnant, mir wird schlecht vor den Augen." Der Offizier tat das Gewehr seiner rechten Schulter zu dem auf der linken; dann nahm er auch Frenzel das Gewehr ab.

Der Wald, der Wald! Endlich! „Hinlegen!" befahl der Leutnant, ohne erst irgend ein andres Kommando zu geben. Und Alles lag. Kaum daß es noch einem möglich gewesen wäre, zur Erleichterung einen Riemen, eine Schnalle zu lösen, zu öffnen. Und Alles lag wie tot, wie hingesichelt unter Busch und Baum. Auch die Unteroffiziere rührten sich nicht. Und der Offizier ließ sie gewähren. Nun galt es, Wasser zu suchen. Der Leutnant ging ganz allein in den Wald. Schon nach einigen Schritten fand er ein muntres, schnellfließendes, dunkles Wässerchen, mit Schaumperlen an den Rändern, mit schwachen Wirbelchen in der Mitte. Da wollte er sich mit dem Kopfe zuerst niederstürzen, um die vorstrebenden Lippen zu tränken. Aber er überwand sich; in seiner Güte dachte er erst an seine Leute, dann an sich. Er ging zu seinen Leuten, die im eingeengtesten Schlafe nicht merkten, daß ihr Leutnant zehn von ihnen die Kochgeschirre abschnallte. Mit diesen zehn Kochgeschirren, die er, je fünf rechts und links, über seinen Degen und die Scheide gezogen hatte, trat er wieder seinen Weg zur raschen Quelle an. Hier angekommen, hielt er es nicht mehr aus. Degen, Scheide,

Kochgeschirre flogen zur Erde. Platt auf dem Leibe liegend, mit geschlossenen Augen, mit weitem Munde, wie ein Tier, sog er die Welle in sich. Allmählich wurden seine Gesichtszüge wieder menschlich. Er erhob sich. Aber er nahm nicht sein Taschentuch, um sich zu reinigen und zu trocknen; er zog es nicht hervor, es war ihm wie eine Götterfreude, daß die nassen Tropfen, wie bei einem Pferde, das die Lefzen aus dem Eimer hebt, über Kinn und Hals liefen. Nun rasch die Kochgeschirre voll und zurück. Als er angekommen — da mußte es wohl wie ein feuchter, Verlangen weckender Duft über die Schläfer gehn.

„Wer trinken will, kann trinken, Wasser steht vor euch," tönte die Stimme des Zugführers. Und da öffneten sich einige Augen, und mehr und mehr, und wie witternde Nüstern gingen die Nasenflügel. Und dann kam der lebenbringende, wieder blutgebende, die Seele aus dem Starrkrampf erlösende Trunk. Und einer hing gierig am andern, bis auch er das Naß in sich stürzen konnte. Viel Wasser lief beim Trinken an den Mundwinkeln nebenbei. Dreimal mußte ein Kommando die Kochgeschirre wieder füllen, dann trat endlich die Durstbefriedigung ein.

„So, Kerls, zwei Stunden geb ich Zeit; nun schlaft euch aus." Und auch der lange Leutnant, die Hände unter den Nacken schiebend, die Beine spreizend, lag im Schatten auf dem Moose und schlief schon in der nächsten Sekunde.

Und während die Soldaten im Walde ruhten, ging noch immer der Sonnentod über die Steppe, die sich unermeßlich vorm Waldesrand ausdehnte.

* * *

Ins Sobieski-Zimmer des Schlosses Lubowo, in dem die Gräfin Czerlinska und ihre neunzehnjährige Tochter, Komtesse Anastasia, saßen, trat ein Lakai mit der französisch gesprochenen Meldung, daß die Soldaten eben auf den Hof rückten. Als er sich entfernt hatte, sprangen Mutter und Tochter auf und traten an ein Fenster. Beide trugen die pol-

nische Landestrauer: tiefschwarze Kleider mit handbreiten weißen Streifen am Saume.

„Wir werden ihn kalt behandeln," sagte die Mutter.

„Wir werden ihn höflich behandeln," sagte lachend die Tochter; „der Offizier und seine Leute können nichts dafür, daß sie nach Lubowo befohlen sind."

„Strafkommando für uns, Lauer- und Aufpaß-Kommando für uns."

„Nun, Senske, wie ists?" rief der Offizier seinem ihm entgegentretenden Burschen zu.

„Sehr feines Quartier, Herr Leutnant."

Und das war es in der Tat. Drei Zimmer, in einer Flucht zur ebnen Erde, mit Aussicht in den gepflegten Park, waren ihm geboten. Das letzte davon war ein Baderaum. Und so bald wie möglich lag und plätscherte er in der Marmorwanne. War das eine Erquickung! Dann sah er sich um in Wohn- und Schlafzimmer. Auf einem Tischchen fand er ein einzelnes Büchlein: Thomas a Kempis. Eine kritzlige Kinderhand hatte, in lateinischer Schrift, auf die erste Seite geschrieben: „Quarrtirein serr gutt emfollen." Das sollte heißen: „Der Einquartierung sehr zu empfehlen." Der unfreiwillige Gast lachte, als er die Worte las. Die weitre Besichtigung sparte er sich für morgen auf. Bald lag er unter der rotseidenen Decke im breiten Bett. Die leisen, vorsichtigen Schritte Senskes, seines Burschen, ließen bald deutlich erkennen, daß er im tiefsten Schlafe liege.

Am andern Morgen machte er der Schloßherrin seinen Besuch. Er hatte geglaubt, Damen mit slawischem Typus zu finden; fand sich aber bei der Komtesse enttäuscht. Er begegnete einem völlig blonden Mädchen mit blauen treuen Augen und runden, gesunden, roten Wangen.

Die Unterhaltung, die die gleiche war, wie auf der ganzen zivilisierten Welt in der gleichen Lage, wurde französisch geführt. Glöckchen hatte sich dieser Sprache völlig bemächtigt.

Als er sich verabschiedete, sagte ihm die Gräfin, daß sie

mit ihrer Tochter stets um sechs Uhr das Diner nehme. Ein Gedeck für ihn werde von nun an neben ihren Plätzen liegen.

Und er aß, wenn irgend ihm dies der Dienst erlaubte, um sechs Uhr mit den beiden Damen zusammen.

Sie waren fast immer nur zu Dreien. Dann saßen sie an einem großen dreieckigen Tische, einer Spielerei des achtzehnten Jahrhunderts. Die Politik wurde vermieden, und so gelang ohne Mühe eine harmlose, oft heitere Plauderei.

An den Montagen fanden sich noch zwei Gäste ein: der Abbé des Schlosses, ein junger fanatisch aussehender Weltgeistlicher, und Herr Sjnaider (sprich Snaidehr mit dem Ton auf der letzten Silbe). Herr Sjnaider war ein polonisierter Deutscher, dessen ehrlicher Name Schneider hieß. Er hatte über die siebenzig Jahre hinter sich. Seine Beschäftigung, d. h. seine Hauptbeschäftigung, war er doch sonst die rechte Hand der Familie, bildete die Inordnunghaltung der großen Bibliothek. Von seinem alten Vaterlande hatte er kaum Erinnerungen; nur das Laster der Deutschen, über das sich alle andern Völker so verächtlich aussprechen, den Trunk hatte er nicht überwinden können. Doch da er sich heimlich, in seinen Privatgemächern, diesem Geschäft hingab und keine Störungen dadurch veranlaßte, so schien es keiner zu bemerken. Sonst war er harmlos und gutmütig.

An einem dieser Montage sprach einmal rasch, unüberlegt die Komtesse: „Heute essen wir nicht am Dreieck. Dies Dreieck kommt mir stets vor wie das Auge Gottes, das auf den Märkten kleiner russischer Städte steht."

Der Abbé wurde feuerrot im Gesicht. Er erhob sich und kanzelte in polnischer Sprache die Komtesse so scharf und bitter ab, daß diese, bis in die Haarwurzeln errötend, aufstand und sich mit einem hilflosen Blick auf Glöckchen sofort entfernte.

Nach dem Diner ging der Leutnant, unzufrieden damit, daß er die Komtesse in keiner Weise in Schutz genommen hatte, in den Garten. Er traf sie in einer Lindenallee. Sie

saß auf einer Bank und spielte im Sande mit ihrem Sonnenschirm.

Glöckchen schritt lebhaft auf sie zu: „Komtesse" . . .

Aber sie verharrte, ohne aufzusehen, in ihrer Stellung. Und nun kam ein Wunderbares: Als sich der Leutnant zu ihr gesetzt hatte, lehnte sie plötzlich ihr Haupt an seine Brust. Und ihr immer noch auf der Erde weilendes Auge sprach: Weshalb standest du mir nicht bei?

Und der Leutnant, dessen frisches, fröhliches Herz längst sie liebte, schämte sich.

Wie um sich zu erlösen aus der peinlichen Lage, sprach er das erste Wort: „Sie haben mir noch immer nicht die Bilder des jungen, so früh verstorbnen Landsmanns von Ihnen gezeigt. Wäre das jetzt nicht angängig?"

Stumm stand sie auf und führte ihn in die Gemäldehalle des jungen, „so früh verstorbnen" polnischen Landsmanns. Dort angekommen, sagte sie: „Mein Vater, ein geistvoller, vorurteilsloser Mann, ach, daß er lebte! sprach immer nur im höchsten Entzücken von diesen Bildern. Und nun lassen Sie uns beginnen. Die Erklärungen, die ich Ihnen gebe, sind die meines Vaters:

Die treulose Frau.

Wenig gefallner Schnee, so, daß das Moos heraussieht. Vor einer dichten, engen Tannenwand ist ein Duell gewesen. Ein kleiner schwarzschnurrbärtiger Husarenoffizier in einem gelben Attila starrt streng, vorgebeugt, mit etwas offnem Munde auf den von ihm Erschossenen. Seine Pistole, gesenkt, zeigt noch den letztentströmenden Rauch. Der Gegner in Frack und weißer Binde, liegt auf dem Boden; die linke Hand hat er, im Fallen, aufs Herz gepreßt. Sein Sekundant hält ihm einen Lorbeerkranz über die blonden Haare.

Was denn? Ein Lorbeerkranz? Hat sein Freund für ein etwaiges Todesereignis den aufgespart? Ist ein berühmter Mann gestorben? Ein Staatsmann, ein Dichter, der im Leben vergebens nach ihm gestrebt hat, ihn jetzt im Tode

erst empfängt? Und wie der Arzt, der Unparteiische, der Freund entsetzt auf ihn hinunterblicken!

Der Wirbeltanz.

In einem, wie von Menzel gemalten, vornehmen, modernen Ballsaal drehn sich die Paare. In einer Ecke steht, das Kinn auf das lange Schwert gestützt, ein weißlangvollbärtiger Ritter und schaut zwo Mädchen zu, die hier, in der Ecke, einen rasenden Wirbeltanz ausführen. Beide haben rehbraune Augen. Es ist klar ersichtlich, wie sie sich im Taumel befinden — eine Gemäldesammlung ist kein Wachsfigurenkabinett. Die eine hat die Lippen offen, wie zum letzten Atemschöpfen. Ein Spitzentuch fällt, wie von der Decke kommend, grade, etwas über dem Scheitel, zwischen sie. Das Gesicht des alten Ritters ist freudig, Künstlerfreude äußernd. Und dieser Ritter im modernen Ballsaal!

Die Liebe.

Ein öffentlicher Garten im Hintergrunde. Eine lebhafte Gesellschaft treibt sich dort: trinkt, lacht, plaudert, spaziert, genießt den sonneüberfüllten Nachmittag. Vorn, überwölbt von einem blühenden Goldregenbusch, steht ein Paar: Ein blasses Mädchen, in deren Zügen etwas Besondres ist, sieht mit ihren tiefblauen Augen einem Manne kalt, ruhig, doch auch etwas verwundert, grad ins Gesicht. Er hat, handeinzeln, ihre Hände in den seinen, und schaut sie durchdringend an. Und er bringt stürmische Worte:

„Mädchen, Mädchen doch; ich liebe dich ja! Ich bin unglücklich: Du liebst mich nicht. Siehst du nicht, was ich deinetwegen leide? Mädchen, Mädchen" . . . und es ist (auf dem Bilde), als wenn seine Nasenflügel in Bewegung wären.

Nicht weit von ihnen steht ein junger, schwachlächelnder Herr, der, in hellbraunen Glacéhandschuhen, mit dem Zeigefinger der Linken auf ein herunterhängendes Buchenblättchen knippst: „Ach was, laß ihn schwatzen, das Mädel gehört mir."

Poniatowski.

Napoleon, mit untergeschlagnen Armen, steht am jenseitigen Ufer der Elster in flutendster Sonne. Er allein ist von Licht umsammelt. Über die ganze Landschaft sonst liegt ein grauer Dunst. Tausende streben dem Kaiser zu: Das Genie in seinem Egoismus zieht Alle an, sie müssen mit ihm untergehn.

Diesseits des Flusses, ihm zu, reitet im Schritt auf einem Schimmel, mit verbundenen Augen, Fürst Poniatowski. Sein Pferd führt, im Gedränge, ein phantastisch geschmücktes Zigeunermädchen. Sie sind unmittelbar vor der Elster.

Der gestürzte Engel.

Das Bild ist kaum zehn Zoll im Viereck. Nachtstimmung; matte Mondbeleuchtung. Die schlafende Erde mit wenigen Lichtpunkten. Zwischen ihr und dem Himmel überschlägt sich eine goldne Gestalt mit weißen Flügeln. Aus einer Wolke, natürlich unverhältnismäßig groß, ragt ein derber Wasserstiefel schräg nach unten. Die Täuschung der unermeßlichen Entfernung zwischen Himmel und Erde ist märchenhaft grausig.

Eine Eminenz, die vor kurzem vor diesem Gemälde gestanden, hatte feinlächelnd behauptet, daß ihr der Wasserstiefel nicht so übel gefalle. Jedenfalls müsse er dem heiligen Petrus gehören, der ja Fischer gewesen sei und gewiß einen tüchtigen Tritt habe verabfolgen können.

Mazeppa.

Auf einen Bären geschnallt, wie wir ihn kennen auf dem durchgehenden Pferde, liegt Mazeppa. Der Bär schreitet ruhig durch den Wald. Rechts und links von ihm begleiten ihn ein Wolf und ein Fuchs. Auf jedem der beiden hockt, flügelschlagend und mit geöffnetem Schnabel, den er nach Mazeppa gierig hackt. ein Rabe.

Der Teckel.

Ein vollendet gezeichneter und gemalter gelber Dachshund sitzt auf einem blauen Teppich und schaut traurig, mit schiefem Kopfe, auf seinen neben ihm tot ausgestreckt liegenden Herrn. Wodurch, weshalb sein Herr gestorben, ist nicht erkennbar.

„Auf der Hügelhöh im Dorf
Wohnt die schöne Annemarie.“

So würde, deutsch übersetzt, ungefähr die Überschrift lauten.

Von einem mit einem Hause besetzten Hügel kommt lebhaft lachend ein sehr blondes, bildhübsches, blauäugiges Bauernmädchen. Die Löckchen an der Stirn sind wie von kleinen Pfropfenziehern gedreht. Über die linke Schulter baumelt ein Rechen. An dessen Holzzähnen zappelt, an fünf, sechs Gummi-Fäden, wie ein Hampelmännchen, der kleine Gott.

* * *

Als Anastasia und Glöckchen vor das letzte Bild hingetreten waren, rief der Leutnant fast entsetzt: „Das sind Sie selbst, Komtesse.“

Die junge Gräfin erzählte ihm: Der Maler sei auf einer Reise von Kopenhagen nach Deutschland einige Tage unfreiwillig in einem holsteinischen Dorfe geblieben. Durch Radbruch oder irgend einen anderen Umstand. Er habe die Zeit benutzt, um die Tochter des Hufners zu malen. Sie (die Komtesse) aber wisse, daß die schöne Holsteinerin die Schwester ihres Vaters gewesen sei, die der Maler heimlich und unglücklich geliebt habe. In Holstein habe er aus dem Gedächtnis ihre Züge wiedergegeben.

Ein schräger Nachmittagssonnenstrahl kam durch irgend eine Spalte und beleuchtete das Bauernmädchen und den süßen zappelnden Amor. Und es war ganz still . . . Zwei frische, lebendige, junge Herzen aber schlugen aneinander, und zwei frische, lebendige, junge Menschenkinder küßten sich.

Am Morgen nach diesem Ereignis traf in Lubowo ein sehr naher Verwandter der Gräfin ein, Fürst Michael Opalewski. Eben aus Brüssel und Paris zurückgekehrt, war er mit seinen vier ungarisch geschirrten Rappen von seinem Gute aus, das dem Schlosse der Gräfin nahe lag, bei seiner Kusine vorgefahren. Unaufhörlich hatte er während seiner Abwesenheit die heftigste Sehnsucht nach Anastasia gehabt. Die Komtesse aber liebte ihn nicht.

Als der rasche, schwarzäugige, dreißigjährige Michael erfuhr, daß Einquartierung, ein hübscher junger Leutnant, in Lubowo sei, beschloß er in seiner heftigen Art, den Wagen sofort zurückzuschicken und sich auf einige Tage bei der alten Gräfin einzurichten. Schon ehe er den Offizier gesehen hatte, glühte er vor Eifersucht.

Gleich bei Tische wäre es beinahe zum Ausbruch gekommen, wenn Glöckchen nicht in taktvoller Weise abzulenken gewußt hätte.

Der Zufall kam dem Fürsten zur Hilfe. An demselben Tage, abends, traf den Leutnant der Befehl, sich angesichts dieses sofort mit dem Regiment am bezeichneten Ort zu vereinigen. Es sollte unverzüglich in Eilmärschen nach Posen rücken, um sich hier dem größern Truppenverband zu vereinen.

* * *

An einem Augustmittag marschierte wieder Leutnant Glöckchen mit dem ersten Zuge der 8. Kompagnie des 237. Infanterie-Regiments durch die Grassteppe auf den Wald von Lubowo zu. Er marschierte mit geschlossener Ordre. Ihm war der Befehl gegeben, erst dann, wenn er den nördlichen Rand des großen Holzes erreicht habe, den Briefumschlag zu öffnen.

Der Tag war nicht so heiß wie vor einem Jahre, doch immerhin schwül und zugleich brennend genug, daß er den Zug und seinen Führer freudig aufatmen ließ, als endlich die ersten Bäume erreicht waren.

Der Leutnant ließ halten, die Gewehre zusammensetzen, wegtreten. Dann öffnete er den geheimnisvollen Zettel:

> Leutnant Glöckchen erhält hiermit den Befehl, ohne zu säumen, auf die Kapelle des heiligen Adalbert im Wald von Lubowo zu marschieren und den sich dort versteckt haltenden Fürsten Michael Opalewski gefangen zu nehmen. Auch seine Begleitung, oder wer immer sich da aufhält, ist, ohne Ausnahme, auf der Stelle in Gewahrsam zu nehmen. Jedem Widerstand wird mit der Waffe begegnet.

Der Leutnant rief seine Unteroffiziere zusammen und teilte ihnen das Nötige mit. Dann ließ er an die Gewehre treten und ging mit seiner Abteilung auf die kleine Kirche los. Der Weg war ihm von seinem früheren Aufenthalt her in Schloß Lubowo bekannt.

Kaum waren sie eine halbe Stunde gegangen, klang es wie Orgelton von fern. Glöckchen ließ halten, scharf laden und gab der Mannschaft Belehrung.

Als enger Schützenzug wurde angetreten. Jedes vermeidbare Geräusch war streng untersagt. Vorwärts!

Vorsichtig, kein Knacken der Zweige, kein lautes Kommando.

Das Orgelspiel wurde stärker, ein Knabenchor war zu hören.

Da schimmern die weißen Wände. Wink mit dem Säbel: Halt. Dann Umzingelung. Und der Leutnant, von zwei Unteroffizieren begleitet, trat durch die einzige Tür des Kirchleins ins Innere; das Orgelspiel und der Knabenchor schwiegen. Eine laute Stimme, es war die des Abbés, schien eine Schlußformel zu sprechen.

Als Glöckchen eintrat, bot sich ihm ein Bild: Vor dem Abbé (in großem reichgeschmückten Ornat) knieten Fürst Michael und Anastasia. Der Priester hatte eben den Segen über die Neuvermählten gesprochen. Einige Trauzeugen, darunter die Gräfin, weinten. Alle Damen, auch die Braut, trugen polnische Landestrauer.

Einen Augenblick stutzte der Offizier, dann aber schritt er graden Weges auf den Altar zu und legte, unter dem maßlosen Erstaunen und Erschrecken Aller, sanft die Hand auf die Schulter des Fürsten und sagte laut und langsam:

„Im Namen des Königs, meines Herrn, Fürst Michael Opalewski, sind Sie mein Gefangener, und als verhaftet hat sich die ganze Versammlung hier anzusehen. Jeder Widerstand ist nutzlos. Die Kapelle ist umstellt, und die, die es versuchen würden, zu entfliehen, sind des Todes; sechzig geladne Gewehre richten ihre Mündungen auf Tür und Fenster."

Es entstand einige Sekunden eine Versteinerung. Aber aus dieser löste sich ruhig, würdevoll, höhnisch der Abbé. Aus seinem Umwurf hatte er vorn eine Schrift genommen, und mit feierlicher Verbeugung überreichte er sie dem Offizier: „Ich bitte zu lesen."

Glöckchen las, erstaunter und erstaunter werdend, wie folgt:

Ich will hiermit dem Fürsten Michael Opalewski erlauben, sich am 23. August 1831 mit der Gräfin Anastasia Czerlinska in Meinen Landen, und zwar in der Kapelle im Walde von Lubowo, trauen zu lassen.

Berlin, 13. August 1831.

Friedrich Wilhelm
Rex.

Leutnant Glöckchen starrte und starrte, und wußte nicht, was er tun sollte. Dann aber, nach einer Minute peinlichen Nachsinnens, verbeugte er sich, als stünde er vor seinem König. Und laut sagte er: „Die Versammlung ist frei und ungehindert. Der Befehl Seiner Majestät ist mir heilig."

* * *

Als er nach seiner Zurückkunft seinem Kommandeur berichtete und den Erlaß des Königs vorzeigte, klopfte ihm

der Regimentskommandeur etwas ärgerlich auf die Schulter, sah ihm scharf in die Augen und sagte: „Mein junger Freund, Sie sind arg düpiert."

Alles ging nun seinen Gang und wickelte sich ab. In Berlin hatte man keine Ahnung von der Erlaubnis. Seine Majestät waren wenig erbaut zuerst, daß der Fang mißlungen. Der angebliche Erlaß stellte sich heraus als eine kalten Blutes für alle Fälle vorbereitete Täuschung eines schlauen Priesters.

Leutnant Glöckchen kam vor ein Kriegsgericht. Aber sein gütiger, alles Menschliche kennender König sprach ihn frei.

Als die Angelegenheit dem König in voller Auseinandersetzung vorgelegt wurde, brach der hohe Herr in Heiterkeit aus, und sagte lachend: „Sofort frei sein, nichts nachtragen, aber tüchtigen Denkzettel geben, weil sich übertölpeln lassen; darf Offizier nie."

Das war das Abenteuer des guten Majors Glöckchen gewesen.

Späte Ernte

Der Blanke Hans.

„De Blanke Hans" ward und wird noch heute die Nordsee von den deutschen Küstenbewohnern genannt. Mit der bösen Nordsee haben sie gerungen und ringen sie noch. Viele Sturmfluten haben Unendliches geraubt und vernichtet an Menschen und Tieren und Land. Die großen Fluten wurden und werden erst ganz außer sich, wenn der Ozean mehr Wasser als gewöhnlich nach Norden geschickt hat mit dem Südwestwind, und wenn dann, sobald diese Wasser „oben" sind, der Sturm plötzlich nach Nordost dreht. Dann drängt mit furchtbarer Gewalt die Strömung gegen die Deiche, von Holland bis nach Jütland. Erst im vorigen Jahrhundert sind die großen Winterdeiche (die See- und Außendeiche) mit außerordentlichen Kosten und Steuerlasten errichtet worden, „mathematisch" errichtet. Und seit dieser Zeit haben wir nicht mehr von solchen Überschwemmungen und Deichbrüchen gehört, wie sie sonst gang und gäbe waren in früheren Zeiten. Die letzte große Flut, die viele Menschenleben vernichtet und viel Schaden angestiftet hat, war achtzehnhundertfünfundzwanzig. Kurz vor dieser, einige Monate vorher, brach nur eine Deichstelle durch. Während Alle dabei waren, sie auszubessern, kam die große Flut von achtzehnhundertfünfundzwanzig.

In der Nacht dieser „Vorflut", wie man sie wohl nennen könnte, wenn man sie zu der großen Flut, die einige Monate später einsetzte und alles überschwemmte, rechnen will, in dieser Nacht war eine Gesellschaft bei dem Hofbesitzer Bendix Clausen. Seine Werft, nördlich von der Elbe, lag dicht hinterm Außendeich. Bendix Clausen hatte zu einer Kindstaufe geladen. Als der Sturm gegen Abend einsetzte und von Viertelstunde zu Viertelstunde wuchs, gingen die Eingeladenen nach Hause. Alle suchten so rasch wie möglich zu ihren Familien zu kommen. Aber kaum waren sie unterwegs, als der Deich gerade vor Bendix Clausens Werft brach. Alle, die jetzt noch miteinander unterwegs waren, flüchteten

sich zum Hofbesitzer Harro Harrsen, dessen Haus just am nächsten lag.

Hier mußten alle, da das Wasser mit schneller Gewalt gekommen war, die ganze Nacht mit dem Besitzer und den Seinen auf dem Boden bleiben. Auch der Pastor, der mit der Gesellschaft geflüchtet war, befand sich unter ihnen.

In der vom Halbmond beschienenen Gegend konnten sie nur die wüsten Wogen sehen, die Harro Harrsens Werft umtobten. Endlich kam der Morgen, und die Geängstigten sahen, daß hie und da in der Nachbarschaft einige Häuser eingerissen waren. Als es immer heller wurde, ließ sich erst erkennen, wer und was sich alles auf dem Boden aufhielt. Es sah wild aus: Ein Durcheinander von Möbeln und Hausgerät, einige Ziegen und Schafe, ein Papagei in seinem Bauer, eine Wiege mit einem schreienden Kinde. Und alles durchdrängt von den Menschen.

Frerk Frerksen und die Tochter Harrsens, Merf Harrsen, standen bei Harro Harrsen an der Luke und schauten ihn ängstlich an. Harro Harrsen bog sich aus der Luke, mit der einen Hand die ihn Umdrängenden zurückhaltend, und rief hinunter, indem er ein Tau warf: „Fangt das Tau, Herr Landvogt!" Als er sieht, daß der Landvogt das Tau in der Hand hat, dreht er sich um und brüllt in den Raum: „Ist der große Feuerhaken hier oben?" Alle sehen sich um und suchen. Harro hält das Tauende fest, das hin und her schwankt, als wenn sich unten einer im stürmisch bewegten Boot festklammert. Harro schreit: „Den Haken her, den Haken her!" Und sich dann wieder aus der Luke beugend, ruft er nach draußen: „Haltet fest, Herr Landvogt!" Der Landvogt antwortet: „Schnell! Es geht nicht mehr. Meine Kräfte verlassen mich." Harrsen wendet sich wieder zu den Menschen auf dem Boden: „Den Haken! Den Haken!" In diesem Augenblick wird er gefunden und an Harro gegeben, der wieder hinunterschreit: „Der Haken kommt, Herr Landvogt, paßt auf! Nun! Tau los!" Der Haken fliegt hinab. Es ist totenstill im Kreise geworden.

Harro biegt sich hinaus. Dann, sich aufrichtend, ruft er den Versammelten zu: „Gerettet! Das war die höchste Zeit." Im linken Arm hält der Landvogt Eile (Cäcilie) Bollmann, eine junge Witwe, die wie eine Tote den Kopf hintenübersenkt. Mit letzter Anstrengung schlug der Landvogt den Haken — die Rechte packte ihn im Fallen — ins Fensterkreuz. „Wer ist bei ihm? Ich sah helfende Arme." Einer antwortet: „Tadema Frerksen." Merf Harrsen sagt: „Tadema? Tadema ist unten? Ich will zu ihm." Sie drängt nach der Treppe. Aber einige verlegen ihr den Weg: „Bleib doch! Geh nicht! Was willst du unten? Du kannst doch nicht helfen." Merf beruhigt sich: „Gut, gut! Ich bleibe ja." Sie geht abseits und steht in Gedanken. Harro wendet sich in den Raum und fragt: „Wer? Tadema ist unten?" Ein Greis erwidert ihm: „Sahst du ihn nicht? Seit einer halben Stunde schon kam der Tollkühne in einer Tonne hier an und blieb unten. Wir schrien ihm doch alle zu."

„Ach so. Der Sturm blies wohl die Erinnerung aus. Aber was will er hier? Frerksens Haus steht ja noch."

„Frerk Frerksen ist unten jetzt bei seinem Sohn. Er ging hinab, als du den Haken warfst. Da kommt er."

Auf der obersten Treppenstufe lärmt Frerk: „Bringt Betten her und Decken."

Harro: „Das schwimmt ja noch alles unten. Bringt doch die Eile herauf."

„Sie liegt in tiefer Ohnmacht. Der Landvogt will, daß sie deshalb eine kurze Zeit unten bleibt. Gebt nur Betten her. Die Flut spült schon von der Haustür zurück. Wir können bald die Boote unten aus den Fenstern lassen. In den Zimmern ist kein Wasser mehr."

„Gut, dann gebt an Frerk Betten und Decken und Tücher."

Alles wird Frerksen aufgepackt. Mit ihm gehn einige die Treppe hinunter.

Harro bleibt an der Luke stehen und schaut hinaus. Dann sagt er: „Die Flut sinkt zurück. Bei Tannwarft, seht, zeigt sich schon wieder die Krone des Deichs. Da muß der Durch-

bruch sein. Der große spanische Dreimaster brennt noch. Er sitzt quer durch Mumme Mummsens Haus."

Harro wendet sich an den Pastor und bittet ihn um ein Gebet. Der Pastor faltet die Hände und sieht nach oben. Alle knien um ihn. Der Pastor betet: „Herr, wir glauben, hilf unserm Unglauben. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster über der Tiefe; der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Und deine Wasser, großer Gott, hast du wieder gesandt, und die Feste hast du genommen. Und vieles hast du uns genommen, unser Land, unser Vieh, unser Geschirr. Vielen nahmst du das Haus. Und vielen nahmst du den Ernährer, manchem sein Weib, seine Kinder, die von der Flut ertränkt sind und nun im weiten Ozean treiben. Du hast es gegeben, du hast es genommen. Dein Name sei gepriesen."

Der Pastor hält etwas inne, dann spricht er weiter, wie in Verwunderung, leise, zag: „Herr, wenn wir nun auf unsere Werften kommen und finden unsere Häuser nicht mehr, unsere Weiber, unsere Kinder, beuge demütig unser Haupt und halte unsere Zunge, daß wir nicht in Versuchung kommen, dich, den Gerechten, zu lästern."

Und noch einmal hält der Pastor eine Minute inne, dann spricht er mit glänzenden, freudigen Augen: „Und nun, Herr, gib neue Kraft zur Arbeit, zum Aufbauen. Gib uns deinen Segen. Dein Name sei gepriesen in Ewigkeit. Amen."

In diesem Augenblick traf durch die Luke ein schräger Sonnenstrahl, als wenn er sich einen Weg durch die Wolken gesucht hätte. Er blieb nur einige Sekunden. Alle hatten ihn gemerkt; Alle hat er getröstet.

Der Pastor rief wie ein Hellseher: „Die Sonne, die Sonne! Gottes Auge hat uns gesehen!" Und die Anwesenden schrieen: „Die Sonne, die Sonne! Gott will uns helfen!"

Nun gingen alle die Treppe hinunter. Nur Frerk Frerksen und Harro Harrsen blieben oben. Frerk, der an der Treppe steht, ruft: „Harro!" Harro, der noch an der Luke ist und hinaussieht, antwortet, sich zu Frerk wendend: „Frerk, du bist noch hier? Was willst du?" Frerk sieht finster vor sich hin und spricht: „Ich bin nicht dein Gast. Nur die Flut trieb mich in dein Haus, als ich gestern Abend mit den Andern bei dir vorbeikam; ich konnte meine Werft nicht mehr erreichen."

„Hab ich dir meine Schwelle verweigert, Frerk? Hab ich dich ins Wasser gestoßen?"

„Harro!"

„Was willst du noch, Frerk? Die Wege sind frei. Die Boote schaukeln schon an der Tür; was steigst du nicht ein?"

Frerk geht auf Harro zu: „Deine Hand will ich, Harro." Er streckt ihm seine Hand entgegen, die Harro nicht nimmt. Frerk spricht wie zu sich: „Dein Weib ist längst begraben" ... Harro schreit wütend: „Was erinnerst du mich!" Er geht auf Frerk zu, als wenn er ihn packen will.

Frerk: „Gib mir deine Hand, Harro."

Harro: „Ich will nicht!" Ihn anschauend: „Und unsre Felder? Unser streitiger Grenzgraben, den du —"

Frerk leise: „Den hat Gott diese Nacht zerstört. Diese Stunde ist heilig, Harro. Gott hat es so gefügt. Gib mir deine Hand."

Harro hält, wieder hinaussehend, seine rechte Hand wie abwehrend und doch gebend nach rückwärts: „Frerk!" Frerk ergreift sie und sagt voller Herzlichkeit: „Ich halte sie fest."

Harro wendet sich zu ihm: „Die Flut hats abgewaschen, die Flut hat alles weggetragen. Wir wollen vergessen, Frerk." Die beiden Männer stehn sich Auge in Auge gegenüber. Frerk sagt gerührt: „Vergessen . . . vergessen" . . . Harro antwortet hart: „Keine Tränen, der Friese weint nicht." Aber Frerk antwortet: „Der Friese ist ein Mensch wie alle andern. Neunzehn Jahre sinds, daß wir wieder die ersten Worte miteinander wechseln. Hier wollen wirs

gleich besprechen. Unten sind sie noch nicht fertig mit dem Einsteigen in die Boote. Laß Tadema und Merf ein Paar werden. Sie gehören zusammen. Der alte Streit wäre aus, wenn unsre Kinder —" Harro meint: „Merf liebt deinen Tadema, ich habs gemerkt."

„Und Tadema deine Merf."

„Halt! Das ist vorüber. Die junge Witwe, Eile, hats ihm angetan."

„Daß sie nie wieder unsre Landschaft betreten hätte."

„Daß die Flut sie diese Nacht mitgeschleppt hätte."

„Aber früher doch, ich weiß es sicher, sahn sich Tadema und Merf heimlich; sie hatten sich gern."

Auf der Treppe, heraufsteigend, erscheint Merf. Sie geht mit ringenden Händen an die Luke. Frerk und Harro haben sie sofort bemerkt. Merf spricht für sich durcheinander: „Tadema liebt sie; er hat mich verlassen. Wenn er sich über sie bog, ich sahs, ich sahs. Jedes Wimperhaar von ihm wurde für sie zum Mantel. Wie er den Landvogt anschaute, der ihr das Haupt rückte. Wie er die Stirn zog gegen alle, die Eile zurechtlegen wollten. Und mich hat er nicht einmal bemerkt. Kurz ist der Tod" . . . Merf beugt sich aus der Luke. Frerk und Harro springen zu und halten sie zurück. Sie ringt, wie abwesend, mit ihnen: „Laßt mich, laßt mich" . . . Harro spricht auf sie ein: „Unsinnig Mädchen du. Das heißt Gott versuchen, der dich diese Nacht gerettet hat."

In diesem Augenblick kommt Eile die Treppe herauf, vom Landvogt und von Tadema getragen. Eile ist ohnmächtig. Einige Nachdrängende haben Betten in den Armen und legen sie hin. Der Landvogt sagt: „Legt sie sanft nieder." Tadema bittet: „Lassen Sie mich nur allein, Herr Landvogt." Dann beugt er sich geschäftig über die bewußtlose Eile. Merf Harrsen, die von ihrem Vater und von Frerk an die Treppe geführt worden ist, reißt sich los und fliegt auf Tadema zu, ihn umklammernd. Tadema sieht sie verwundert an: „Du hier, Merf?" Sie antwortet leidenschaftlich:

„Komm mit hinunter; ich bitt dich, komm." Aber Tadema gibt ihr kalt Antwort: „Ich habe hier mit einer Ohnmächtigen zu tun; du bist gesund, Merk." Da läßt sie ihn los und bittet ihren Vater, sich an seine Schulter lehnend: „Nimm mich mit, Vater. Ich bin hier überflüssig." Der Landvogt spricht dem mit seiner Tochter verschwindenden Harro nach: „Ich schüttle Ihnen unten die Hand. Kopf hoch, Harrsen!" Dann wendet er sich zu Frerk Frerksen: „Das war eine Nacht, Frerksen!"

„Daß Sie hier sind, Herr Landvogt! Nun dürfen Sie uns nicht verlassen."

„Ehe wir den Deich so fest haben, daß kein Durchbruch mehr möglich ist. Jahre wirds dauern."

Eile erwacht. Sie redet im Fieber: „Der Balken stürzt ... Mein Vater ... sein Blut rieselt ... Die Welle frißt mich, sie hat Zähne ... Mein Vater, mein Vater" ... Dann schläft sie wieder ein.

Der Landvogt sagt zu Frerksen: „Sie glauben nicht, wie furchtbar diese Nacht war. Bis gegen Morgen hielt sich das Haus. Eiles Vater, der alte Jansen, lag von einem Balken erschlagen. Es gelang mir, das Boot auszusetzen. Eile sank wie tot über ihren Vater. Ich konnte sie kaum aufheben. Als ich mit ihr vom Hause abstieß, brach Alles zusammen; und die Trümmer schwammen mit uns. Ich hatte genug zu tun, daß unser Boot nicht zermalmt wurde. Neben uns, um uns Leichen von Menschen und Tieren; und tausend Sachen. Da taucht die Leiche des alten Jansen bei unserm Boot auf. Eile erwacht und sieht ihren Vater, der mit den Haaren in der Krone eines Birnbaums hängen geblieben ist. Sie ist wie wahnsinnig, will hinaus. Ich schlage ihr die Stirn, und sie fällt wie leblos neben mir im Boot hin. Ich sah Harrsens Haus, und es gelingt mir, hierher zu kommen."

Der Landvogt fährt fort: „Ich war gestern bei der Strandauktion gewesen. Wer von uns konnte denken, daß der Sturm so plötzlich nach Nordwest drehn würde. Ich kam nur

bis zu Jansens Haus, weiter ging es nicht. Ich habe nur getan, wozu mich Selbsterhaltung zwang. Daß ich Eile rettete, ist ja selbstverständlich."

* * *

In einem gut eingerichteten Zimmer der Landvogtei saß die Frau des Landvogts Timm Jaspersen, Klothilde Jaspersen. Sie hatte die Ellbogen auf die Sessellehnen gestützt und die gespreizten Finger gegeneinander gestellt. Ihr gegenüber stand ihr Schwager Jeppe Jaspersen, Rittmeister im dänischen Kürassierregiment Baron Löwenörn, der für einige Wochen auf Urlaub eingetroffen war.

„Nimm es mir nicht für ungut, liebe Klothilde," meinte der Rittmeister, „aber eure Landschaft ist fürchterlich. Wenn du und Timm nicht hier wäret, ich wüßte nicht, wie ich es aushalten sollte. Und ich bin doch erst seit gestern da. Du, Ärmste, und Timm, ihr seid nun schon über zehn Jahre auf diesem weltvergessenen Fleck."

„Ja, über zehn lange Jahre, Jeppe."

„Ist denn keine Möglichkeit, daß sich Timm anderswo verbessern kann?"

„Nun, nach endlosen Bitten und Überredungen hatte ich Timm so weit, daß er in Kopenhagen seine Versetzung beantragen wollte; da kam die Sturmflut, und nun will er nicht von hier weg, bis der Deich geordnet ist. Und damit können wieder Jahre hingehen."

„Aber wie hältst du es denn aus in dieser Einsamkeit? Ihr lebt, verzeih mir die Frage, noch immer glücklich?"

„Sprechen wir von was anderm. Ich habe mich noch immer nicht erholen können von der schrecklichen Sturmflutnacht, wenn auch schon Monate vergangen sind."

Sie erhob sich, und beide traten ans Fenster: „Hier stand ich die ganze Nacht, die Hand aufs Herz gepreßt. Timm war nicht anwesend. Ich verging in Angst um ihn. Du siehst die ganze Landschaft vor dir: Wenns auch nur ein Deichbruch gewesen ist, aber ich konnte doch während der

Nacht einzelne Brände sehen, die durch die Ratlosigkeit der Bewohner entstanden sein mochten, weil sie bei dem überstürzten Flüchten in die oberen Räume nicht Acht gegeben hatten auf Herd und Licht. Du siehst da das große Wrack auf dem kleinen Hügel. Da lag das Haus Mumme Mummsens. Es brannte. In dies brennende Haus sah ich ein großes Schiff mitten hineinjagen und festsitzen. Bald stand auch dies in Flammen. Es war ein spanischer Dreimaster, der durch den gebrochenen Deich hineingefahren ist. Ich sah, wie die Mannschaft auf dem Deck hin und her rannte. Am andern Mittag endlich kam Timm zurück. Wir grüßten uns; dann ging er, als wäre nichts geschehen, auf sein Büreau, um zu arbeiten."

„Wo denn", fragte der Rittmeister, „hat er die Nacht zugebracht?"

„Er war nachmittags zu einer Strandauktion gegangen, die dort angesetzt war, wo später der Deichbruch gewesen ist. Als er schon unterwegs nach Hause war, überfiel ihn die Flut, und er kam noch glücklich auf die Werft des alten Jansen. In der Nacht wurde dieser von einem abstürzenden Balken erschlagen. Timm rettete dann in einem Boot die Tochter des Erschlagenen, eine junge Witwe, Cäcilie Bollmann aus Berlin, die seit einem halben Jahr bei ihrem Vater lebte. Über sie wird dir Harrsen Antwort geben können."

„Aber, liebe Klothilde, wer ist Harrsen? Es ist unmöglich, daß ich schon Alle kenne in der Landschaft."

Ein Diener trat ein und meldete, daß Herr Harrsen und seine Tochter Merf bäten, vorgelassen zu werden.

„Ich lasse bitten."

„Quand on parle du loup", lachte der Rittmeister. „Gut, er kann mir über die junge Witwe mitteilen. Es dämmert mir ein Abenteuer auf."

Frau Klothilde hatte noch Zeit zu sagen: „Jeppe, nimm dich vor den Friesinnen in Acht." Da erschien schon Harro Harrsen mit seiner Tochter Merf.

Zuerst drehte sich das Gespräch um die Sturmflut, und Harrsen erzählte, daß sie nicht so schlimm gewesen sei.

Frau Jaspersen fragte, wie lange es wohl dauern würde, bis der Deich wieder in Ordnung sei.

Harrsen erwiderte: „Kein Absehen, gnädige Frau. Eine neue Sturmflut kann jeden Tag kommen. Wir sind erst sicher, wenn es keine Sommerdeiche mehr gibt; wenn die Deiche für alle Fälle schützen."

„So werdens Jahre werden. Doch wir sind abgekommen von Ihren Wünschen, Herr Harrsen."

„Es ist kurz gesagt: Meine Tochter Merk möchte in Kopenhagen oder in Hamburg in einer gebildeten Familie das Hauswesen lernen. Bis nun die Abmachungen getroffen sind, wär es ihr sehnlichstes Verlangen, sich in der Landvogtei bei Ihnen, gnädige Frau, umsehn zu dürfen, damit sie nicht zu unvorbereitet in die Welt tritt."

Klothilde ging mit Freuden auf Harrsens Plan ein. Harrsen fragte nach den Bedingungen.

„Ich habe nur die eine," antwortete Frau Jaspersen: „Merk bleibt gleich hier. Ich schicke nach ihren Sachen."

Sie erhob sich. Während sie sich mit Merk entfernte, bat sie Harrsen, ihrem Schwager die Geschichte der jungen Witwe zu erzählen.

Harro wandte sich an den Rittmeister und berichtete ihm: „Die Geschichte der jungen Witwe Cäcilie — bei uns Cile genannt — ist bald gegeben: Ihr Vater lebte in unsrer Landschaft von einem kleinen Ruhegehalt. Seine Tochter Cile verheiratete sich nach Berlin, wo sie schon nach einem halben Jahre Witwe wurde. Sie zog dann zu ihrem Vater hierher, um ihm die Wirtschaft zu führen. Sie hat es aber nicht verstanden, sich bei uns und mit uns einzuleben. Die Weiber sind eifersüchtig auf sie."

„Da bin ich gespannt, sie zu sehen. Wie ist ihr Ruf sonst?"

„Ohne jeden Tadel." Harrsen empfahl sich. Der Rittmeister ging ans Fenster und sah seinen Bruder. Er dachte

über ihn in diesem Augenblick: Immer ernst, immer ruhig; so kenn ich ihn, solang ich denken kann. Als Knabe zog er sich in sich zurück; und als Mann ist er so geblieben. Seine einzige Freude, seine einzige Erholung ist die Arbeit. Und seine einzigen Gedanken sind, wie er seinen Mitmenschen behilflich, ihnen nützlich sein kann.

Der Landvogt trat ein: „Da bin ich wieder."

Der Rittmeister antwortete ihm lachend: „Und du erlaubst, daß ich mich gleich entferne. Offen gestanden, ich möchte eure geheimnisvolle junge Witwe Cile Bollmann, die du aus den Fluten rettetest, kennen lernen."

Der Landvogt sah seinen Bruder ein wenig verdutzt an.

„Ja, aber was machst du denn für ein Gesicht, Timm? Da hab ich wieder meinen moralischen Bruder. Du solltest dich freuen, daß mir das Herz nach Abenteuern schlägt; ich wär hier sonst verloren. Keine Unruhe, Timm; fürchte nicht, daß ich Klothilden und dir Unannehmlichkeiten machen werde. Addio!"

Der Landvogt blieb allein. Er stand am Tisch und stützte seine Hand auf ihn. Seine Gedanken gingen ihren unruhigen Weg: Ich kanns nicht länger tragen. Und doch heißt es weiterleben. Daß ich mir Cile nicht aus dem Kopf bringen kann. Was sagt mein lieber Kaiser Mark Aurel? Behalte die Gegenwart in deiner Gewalt!

Frau Cäcilie Bollmann wurde gemeldet.

„Ich bin zu sprechen."

Behalte die Gegenwart in deiner Gewalt!

Cäcilie Bollmann, in tiefer Trauerkleidung, trat ein.

„Guten Tag, Frau Bollmann; womit kann ich Ihnen behilflich sein?"

„Ich komme, um Ihnen noch einmal herzlich zu danken, und (das sagte sie leiser) um Lebwohl zu sagen."

„Lebwohl zu sagen? Sie wollen die Landschaft verlassen?"

„Ich stehe jetzt ganz vereinsamt hier. Verwandte meines

verstorbenen Mannes in Berlin haben mir angeboten, zu ihnen zu ziehen."

„Und wann wollen Sie reisen, Eile?"

„Morgen."

„Morgen schon? Wenn ich Ihnen raten darf: Warten Sie noch, bis Ihre hiesigen Angelegenheiten geordnet sind. Ich bin als Ihr Sachwalter bestellt, und da wäre doch noch manches zu besprechen."

„Aber ich möchte weg. Es fällt mir schwer, zu bleiben."

„Es fällt Ihnen schwer, zu bleiben? Sie haben jetzt eine hübsche Wohnung. Manches von Ihren Sachen ist aufgefischt und steht wieder in Ihren Zimmern."

„Und wie lange hätte ich noch zu bleiben?"

„Das läßt sich nicht auf den Tag bestimmen. Einige Wochen wirds immerhin dauern."

„Dann werde ich so lange warten."

„Nehmen Sie meine Hand als Dank."

„Als Dank?"

„Ja . . . sonst . . . es würde mir Weitläufigkeiten verursacht haben."

Der Landvogt ging mit ihr ans Fenster: „Sehen Sie, wie die Landschaft von hier aus liegt. Dort stand Ihr Haus."

Eile weint. „Oh, bitte . . . die Erinnerung . . . Vergeben Sie mir, daß ich weine." Sie nimmt eine Hand des Landvogts, beugt sich darüber und küßt sie.

Da trat der Rittmeister ein. „Ich störe in dienstlichen Angelegenheiten, bitte um Entschuldigung."

„Nein, nicht im geringsten, lieber Jeppe." Der Landvogt verneigt sich vor Eile, die hinausgeht. Der Rittmeister macht ihr eine tiefe Verbeugung.

„Alle Wetter, Timm, wer war die Dame?"

„Das war Frau Bollmann."

„Die junge Witwe? Ei tausend, da will ich hinterher. Du, Bruder, hast kein Herz für so was. Lebwohl."

Der Landvogt bleibt allein und sagt leise vor sich hin: Kein Herz dafür. Wenn er mein Herz gesehen hätte, wie

es mir bis in die Halsadern schlug. Es traf sich gut, daß Jeppe eintrat. Bei Gott, es hätte nicht viel gefehlt. Und wie schwach ich gewesen bin, statt sie in ihrem Entschluß zu bestärken, schon morgen abzureisen . . .

Draußen wurden heftig gegeneinanderredende Stimmen laut. Der Landvogt sah gespannt nach der Tür, die plötzlich aufspringt: Frerk Frerksen zerrt seinen sich sträubenden Sohn Tadema ins Zimmer. Mit einem wütenden Ruck schleudert er seinen Sohn von sich. Tadema bleibt mit nach unten gerichteten Augen stumm stehen. Frerksen lärmt, ohne den Landvogt um Entschuldigung zu bitten: „Vor die Obrigkeit sollst du, du nichtsnutziger Junge du!"

Der Landvogt wendet sich den Beiden zu: „Aber Frerksen, welche Aufregung; was ist vorgefallen? Vor allen Dingen bitt ich um Ruhe."

Frerksen spricht leidenschaftlich zum Landvogt: „Zu nichts ist er tauglich seit der Sturmflut. Er arbeitet nicht, schaut in die Wolken. Heut wars zu arg. Ich verwies ihm ernstlich seine ewige Kopfhängerei. Da ging er gegen mich an. Fast wärs zu Tätlichkeiten ausgeartet zwischen Vater und Sohn. Der Eile läuft er nach."

„Vater!"

„Liegt nachts vor ihrem Fenster."

„Vater, ich bitt dich!"

Der Landvogt mengte sich jetzt ein: „Das sind Sachen zwischen Vater und Sohn, in die sich die Obrigkeit nicht einmischen kann."

„Versuchen Sie es, Herr Landvogt! Ich bitte Sie. Hat einer noch Gewalt über ihn, sind Sie es. Um Verzeihung, daß ich so eingetreten bin. Ich gehe. Sie werden meinem Sohn den rechten Weg weisen."

Und damit ging Frerk Frerksen und ließ die Beiden allein.

„Tadema!"

Aber Tadema bleibt in seiner trotzigen Haltung, auf den Boden stierend.

„Tadema!"

„Herr Landvogt?"

„Willst du nicht näher treten. Ich will dich nicht schelten. Sieh, dein junges Herz ist getroffen; schwer. Es blutet. Du liebst zum ersten Mal. Du liebst Eile. Ist es nicht so?"

„Ja, Herr Landvogt."

„Nun, Tadema, hat Eile dich gern?"

Tadema kämpft mit seinen Tränen. „Ich bin ihr gleichgültig."

„Und nun kämpfst du den ersten harten Kampf. Es dünkt dich unerträglich. Aber du wirst nicht davon sterben. Allmählich kommst du wieder zu dir. Ein Mittel nenn ich dir: Arbeite! Es ist dazu wahrlich jetzt Gelegenheit bei uns. Hilf deinem braven Vater. Zwing dich, an die Scholle zu denken, an den Spaten, wenn du ihn in die Scholle stößt!"

Tadema schluchzt. Der Landvogt legt seinen Arm um ihn. „Und nun höre, mein junger Freund: In einigen Wochen verläßt uns Eile. Dann wirst du frei sein."

Und für sich sagte der Landvogt: Dann sind wir beide frei.

* * *

Der Garten der Vogtei lag hinter einem Innendeich. Das Landhaus stand von Rieseneschen umsäumt. Auf einem Grasplatz war eine Sonnenuhr, die die Jahreszahl 1711 trug. Auf dem Zeiger stand: Una ex hisce morieris. (In einer dieser Stunden wirst du sterben.) Auf den Deich hinauf führte ein schräger Fußweg. Es war ein heißer Junitag. An einem Gartentisch saßen im Schatten Frau Jaspersen und Merf Harrsen, mit Stickereien in den Händen. Frau Klothilde sagte zu Merf: „Nur zwei- dreimal im Jahre haben wir hier einen schönen, stillen Tag wie heute. Diese paar Tage sind dann immer wie eine kleine Versöhnung für mich."

„Ich kann es Ihnen nachfühlen, gnädige Frau. Wir,

die wir hier geboren sind und die übrige Welt nicht kennen, fühlen uns wohl."

„Wissen Sie, liebes Kind, daß es heut gerade drei Monate sind seit der schrecklichen Nacht."

„Sie sollen nicht mehr an die Sturmflut denken, gnädige Frau."

„Und wenn ich tausend Jahre alt würde . . . Es ist mir übrigens völlig unerklärlich, wie schnell sich alles erholt hat."

Hinterm Deich erklang eines Mannes Stimme:

Du brichst ein dürres Ästlein,
Das ist so knospenleer,
Und reichst mir dann die Hände —
Wir sahn uns nimmermehr.

Klothilde und Merf horchten.

„Wer mag der Sänger sein?"

„Der Herr Rittmeister?"

„Aber ich bitte."

In demselben Augenblick erschien der Rittmeister auf dem Deich und ging in den Garten zu den Damen.

Klothilde rief: „Wahrhaftig, du bist es!"

Der Rittmeister begrüßte die Damen und sprach lustig: „Ach, wenn ich das gewußt hätte."

„Das ahnte ich allerdings nicht von dir, daß du eine so hübsche Stimme hast."

„Und daß ich außerdem der Dichter des Liedes bin," lachte der Rittmeister.

„Wie? Dann mußt du es gleich hersagen, als Strafe für deine Überraschung. Und wie heißt die Überschrift?"

„Ja, wie solls denn heißen; daran hab ich noch nicht gedacht. Halt, so solls heißen: „Verbotene Liebe".

Die Nacht ist rauh und einsam,
Die Bäume stehn entlaubt.
Es ruht an meiner Schulter
Dein kummerschweres Haupt.

Von den Deichen ebben die Wasser,
In die Ferne zieht der Feind,
Gleichgültig glänzen die Sterne,
Dein schönes Auge weint.

Du brichst ein dürres Ästlein,
Das ist so knospenleer,
Und reichst mir dann die Hände —
Wir sahn uns nimmermehr.

„Aber wie kommst du zu dem Gedicht? Ich bin erstaunt."

„Soso, lala, ich erdachts mir vorhin auf den Muscheln am Strande. Doch tu mir den einzigen Gefallen und halte mich nicht für einen Dichter. Der bin ich nicht. Aber ich habe großen Hunger. Das macht eure Seeluft."

„Willst du hier frühstücken bei uns, dann wird Fräulein Harrsen alles herbringen."

„Bitte, keine Umstände. Ich geh ins Haus und esse drinnen."

„Gut, ich habe alles für dich zurechtgestellt. Du weißt ja, wo der Rüdesheimer steht."

„Tausend Dank! Übrigens, ich bin bald wieder hier; dann müssen die Damen einen Spaziergang mit mir machen. Es ist zu schön. Aus jedem Kieselstein blitzen viele Sonnen. Wir haben bald Hochflut. Die Welle ist so liebenswürdig, heut ein Kindergeplauder zu plätschern. Also keine Teufelei dahinter." Dann ging der Rittmeister ins Haus. In der Tür wandte er sich noch einmal und rief den Damen zu: „Die Sonnenschirme bring ich mit."

Frau Jaspersen sagte ernst zu Merf: „Ich weiß nicht, das Gedicht hat mir das Herz beklemmt."

„Oh, gnädige Frau, Sie sollen nicht traurig sein. Alles, alles wird noch gut werden."

„Sie liebes Kind Sie, mit Ihrem wunden Herzen, und trösten mich noch. Hören Sie, Merf, wir wollen beim Spaziergang nachher mal bei dem Hause von Frau Vollmann

vorbeigehn. Ich kenne ihre neue Wohnung noch nicht. Meinem Schwager brauchen wir unsre Absicht nicht zu verraten. Der schwärmt für sie und ist verliebt in sie; aber er nimmts auf die leichte Schulter. Was ist es eigentlich mit dieser Person? Ich höre, daß sie nach Berlin zu Verwandten ziehen will. Was hat denn mein Mann immer in ihrem Hause zu tun?"

„Er ist ihr Sachwalter und hat deshalb manches mit ihr zu besprechen."

Jeppe erscheint wieder. Alle gehen nun den Deich hinauf, um ihren Spaziergang anzutreten.

Wie auf der Bühne im Theater wars: Kaum sind die drei verschwunden, als die junge Witwe den Garten betritt. Sie hat sie weggehn sehen und weiß, daß sie allein im Garten ist. Sie setzt sich in einen Stuhl und blättert im Buch von Frau Jaspersen, schlägt es gleich darauf wieder zu. Dann scharrt sie mit ihrem Sonnenschirm im Sande vor sich. Sie sitzt ganz in Gedanken und hat es nicht bemerkt, daß der Landvogt eben aus der Tür getreten ist. Sie erschrickt. Der Landvogt bittet sie, mit ihm auf sein Arbeitszimmer zu kommen, wo sie alles besprechen könnten. Sie gehen dorthin.

„Was verschafft mir die Freude? Ich ahne, daß Sie mich fragen wollen wegen des Verkaufs Ihres Hauses. Nun, die Verhandlung ist angesetzt."

„Ich wollte allerdings —"

„Und so steht es bei Ihnen fest, daß Sie uns für immer verlassen wollen?"

„Ja."

„Aber dann, wenn ich Sie nicht mehr sehe? Es muß sein, Eile? Kein Ausweg mehr? Machen Sie mir den Abschied nicht zu schwer. Nein, nein, noch kein Abschied."

Die junge Witwe weint.

„Fassen Sie sich . . . Wann reisen Sie?"

„Morgen bestimmt."

„Und alles um uns her steht mitten im schönsten Sommer-

tag.“ Der Landvogt nimmt ihre Hände und sagt leise: „Ich liebe dich.“

Durchs offene Fenster klang des Rittmeisters Stimme:

> Du brichst ein dürres Ästlein,
> Das ist so blütenleer,
> Und reichst mir dann die Hände —
> Wir sahn uns nimmermehr.

Beide haben den Vers gehört. Sie halten sich umschlungen. Dann rafft sich der Landvogt zusammen: „Ich werde alles in Ordnung bringen, daß Sie morgen reisen können.“

„Ich danke, danke Ihnen.“

Sie geht weg. Der Landvogt zittert am ganzen Körper.

Im Garten trifft der Rittmeister Tadema Frerksen und fragt ihn: „He, wohin?“

„Ich wollte zum Herrn Landvogt. Ich will mir einen Auslandspaß auf dem Büreau geben lassen und dem Herrn Landvogt Lebwohl sagen.“

„Ich weiß nicht, ob er zu sprechen ist. Wohin wollen Sie denn reisen?“

„In Hamburg will ich Matrose werden.“

„Recht so! Immer hinaus in die Welt. Bitte, sagen Sie mir: ihr habt wohl selten so heiße Tage wie heute?“

„Ja, solche heiße Tage haben wir selten. Bald wird ein Gewitter heraufziehn. Vielleicht ist es schon da in einer Stunde. Das wäre nicht gut: diese Nacht haben wir Springflut. In kurzem setzt der Westwind ein. Der Tütvogel ist unruhig. Das kenn ich. Bringt das Gewitter Sturm und schlechtes Wetter und dreht der Sturm dann nach Nordwest, fürcht ich für unsre Landschaft; die Durchbruchsstelle von der letzten Sturmflut ist noch nicht dicht.“

„Zum Kuckuck, ich habe keine Lust, hier eine Überschwemmung mitzumachen.“

Es donnert schwach, dumpf grollend.

Beide horchen. Tadema sagt: „Da ist es schon.“

„Kommen Sie nur mit mir hinein zu meinem Bruder."
Es donnert wieder.

* * *

Frau Klothilde steht allein in ihrem Zimmer der Landvogtei, das im Dämmerlicht des Gewitterhimmels liegt. Der Diener tritt ein.

„Sind im ganzen Haus Türen und Fenster geschlossen, Johann?"

„Es ist alles besorgt, gnädige Frau."

„Aber wie ist es denn möglich, daß das Gewitter so rasch aufkommen konnte? Vor zwei Stunden saß ich noch im Garten. Haben wir Südwestwind?"

„Westsüdwest; und es scheint, als wenn er nach Süden drehen will."

„Bitten Sie den Herrn Landvogt, ich möchte ihn hier sprechen."

„Der Herr Landvogt ist ausgegangen."

„Ausgegangen?"

„Nur auf den Deich, wie ich hörte, um nach dem Wetter zu sehn."

„Dann bitten Sie den Herrn Rittmeister und Fräulein Harrsen."

Es blitzt und donnert schwach.

Klothilde geht unruhig hin und her.

„Ich weiß nicht, welche Angst mich überfällt. Es wird dunkler und dunkler. Allmächtiger, nur nicht Nordost jetzt, dann sind wir verloren. Welche Wassermassen uns schon die Flut gebracht hat. Das Wasser will nicht zurück. Springflut. Wenn doch Timm käme."

Der Rittmeister tritt ein. „Da bin ich, liebe Klothilde. Der Wind will mir oben mein Turmzimmer abreißen."

Klothilde zeigt mit dem Finger hinaus. „Du siehst die Mühle dort?"

„Ja. Die Flügel laufen wie rasend hintereinander. Wie Kinder, die sich haschen."

„Südwestwind!"

„Ihr mit euern ewigen Wettergesprächen. Weckt mich morgens Johann, so brüllt er mir Westsüdwest in die Ohren, oder wie immer die Richtung ist."

„Drehn sich heute die Flügel nach Nordwest, seh ich unsern Untergang voraus."

„Also sind die Windmühlflügel unsere Schicksalskünder."

„Wo Timm bleibt. Ich bitte dich, Jeppe, sieh nach ihm. Er steht hinterm Garten auf dem Deich. Sag ihm, daß ich mich schwer ängstige; und bring ihn mit."

„Ich gehe ihn holen."

Merf Harrsen tritt ein.

„Sie haben verweinte Augen, liebe Merf."

„Ich bin betrübt und froh zugleich. Johann sagte mir eben, daß Tadema eben auf dem Büreau seinen Paß empfangen und vom Herrn Landvogt Abschied genommen habe."

„Armes Kind! und doch kann ich Ihnen nur Glück wünschen, daß Sie von der Pein erlöst sind. In einem Jahre, und werdens mehrere, ist Tadema wieder hier und trägt dann seine erste Liebe auf Händen. Und alles ist vergeben und vergessen."

„Wie Sie immer Trost für Andere haben, gnädige Frau."

„Also das war die junge Witwe, der wir vorhin begegneten, als wir zurückkehrten. Ich hätte sie gern ganz nah gesehn. Sie blieb stehen und schaute uns nach, so kams mir vor. Die ruhige, schlanke, schwarze Gestalt, ich weiß nicht, kam mir vor wie ein schlechter Engel, der die Flügel zusammengeschlagen hat, um sich dann wieder unhörbar in die Wolken zu heben, aus seinen Händen Tod und Unglück streuend auf unsre Landschaft."

„Auch Frau Bollmann wird nun bald von hier abreisen."

Es blitzt und donnert stärker. Die Damen schrecken zusammen.

„Wo Timm und Jeppe bleiben! Mein Mann ist ja nur auf den Deich hinter unserm Garten gegangen."

Ins Zimmer treten Timm und Jeppe.

„Hier bring ich dir, liebe Klothilde, den Weggelaufenen. Ich fand ihn richtig auf dem Deich. Die Arme hatte er ausgebreitet, als wolle er das Meer beschwören."

Der Landvogt lacht. „Nur schade, daß sich die Wellen nicht an meine Zaubersprüche kehren. Das Wetter wird mit jeder Minute schlimmer. Sind Boten für mich eingetroffen?"

„Bis jetzt ist keiner gemeldet. Timm, du willst doch nicht an die Deiche? Du kannst uns doch jetzt nicht allein lassen?"

„Die Pflicht ruft mich. Ihr werd ich treu sein bis zum Ende."

„Die Pflicht ruft dich, Timm?"

„Die Pflicht befiehlt mir einzig und allein. Das Leben Tausender habe ich zu verantworten."

„Und mich —"

„Ich überlasse dich dem Schutze meines Bruders und der Hausbewohner."

Der Diener öffnet die Tür und ruft: „Nordwest! Die Herren Harrsen und Frerksen sind eben eingetroffen."

Die Beiden treten stürmisch ein. Frerksen sagt: „Der Sturm nimmt heftig zu; er hat nach Nordwest gedreht. Gefahr am Königskoogdeich!"

„Sind die sechshundert Mann, die ich für den Fall bestimmt habe, an Ort und Stelle?"

„Alles in Ordnung, Herr Landvogt."

Harrsen meldet: „Aus der Durchbruchstelle am Tetenbüllerdeich hat die See die Ausbesserungen fast schon wieder weggerissen. Die für diesen Fall bestimmten achthundert Mann arbeiten mit aller Kraft daran, die Stelle noch auszufüllen."

„Gut, meine Herren. Gehn Sie voran. Ich werde gleich nachkommen."

Alles geht aus dem Zimmer, nur Klothilde und der Landvogt bleiben.

„Wenn je ein Funke Liebe dein Herz für mich bewegt hat, Timm, so warte heute mit mir!“

„Es geht nicht, Klothilde. Die Pflicht über Alles!“

„Bleib, o bleib! Ein Furchtbares wird geschehen . . . Sonst sehn wir uns nicht wieder.“

„Lebe wohl, Klothilde.“

Der Landvogt geht aus der Tür. Frau Jaspersen sinkt zusammen. Der Rittmeister und Merf finden sie und bemühen sich um sie. Sie tragen sie in einen Lehnsessel.

Frau Jaspersen erwacht und fragt schwach: „Ist er wirklich weggegangen?“

Jeppe entgegnet ihr liebevoll: „Das mußte er; er ist Beamter. Alle Augen sehn jetzt auf ihn.“

Klothilde fragt noch einmal gedehnt: „Ist er wirklich weggegangen?“

„Du mußt dich an diesen Gedanken gewöhnen, liebe Klothilde. Auch dieser Tag wird vorübergehn.“

Frau Jaspersen erhebt sich und geht langsam ans Fenster: „Es wird ganz dunkel, aber die Sterne scheinen nicht. Jetzt steht er am Deich. Die Welle will wie ein wütendes Tier ins Haus, wo die Lämmer sind. Die Lämmer hören das Gebrüll des Löwen . . . Die wilde See tobt gierig über Alles hin. Nur die Woge sieht die Woge; zischend spritzt sie an den Himmel, um Alles zornig zu löschen“ . . .

Sie zeigt mit der Rechten in die Landschaft; mit der Linken streicht sie sich das Haar nach rückwärts. Plötzlich streckt sie sich ganz hoch und schreit: „Da, da, das Haus von Eile, umzingelt und umzüngelt von den Wogen . . . Timm legt seine Arme um ihren Nacken“ . . .

Klothilde fällt dem Rittmeister und Merf ohnmächtig in die Arme. Das Fenster reißt sich auf von einem scharfen Sturmstoß. Es blitzt und donnert in einem fort.

* * *

Gleich, nachdem Frau Bollmann heimgekehrt war, brach das Unwetter los. Sie konnte aus ihrem Fenster die Gegend gut übersehen. Sie bemerkte, wie die Menschen hin und her liefen, wie groß und nah die Gefahr der Deichbrüche sein müsse. Das Gewitter hatte endlich nachgelassen, aber der Sturm wütete immer noch wie unsinnig und rüttelte und schüttelte mit den Wellen an den Deichen.

Als die Nacht hereinbrach, stand sie wieder am Fenster und schaute in die Dämmerung. Noch immer waren die Deiche fest geblieben. Sie dachte ohne Bewegung: Wie der Sturm mich beruhigt ... Wie die Wellen tanzen und neugierig in die Insel sehn. Wie das Wasser über die Deiche spritzt, als könnt es die Zeit nicht erwarten vor Ungeduld, den neuen Besitz in sich aufzunehmen ... Was laufen die Männer durcheinander? Der Deich ist, wer weiß an wie vielen Stellen durchgebrochen. Jeder eilt nach seiner Werft, ... Das Grab in den Wogen ist kein schlimmer Gedanke für mich, ich kenne seit meinen ersten Tagen das Meer ... Wenn ich mit Timm sterben könnte, an seiner Brust ... Wenn er mir letzte Worte, Trostworte, Liebesworte ... Das Wasser schwillt, es dehnt sich aus ... Komm, Bruder Tod, und küsse mir das Herz still ...

Eile dreht sich um und sieht den Landvogt, der eben eingetreten ist, vor sich stehen. Er breitet die Arme aus. Eile fliegt mit einem Schrei auf ihn zu. Der Landvogt legt ihr Haupt an seine Brust und sagt: „Das Leben hat uns nicht vereint, nun will es der Tod" ...

Das Wasser dringt herein, alles schwankt und wankt und geht unter.

Es ist völlig dunkel geworden. Nur die wilde See ist sichtbar, die weißen Kämme. Sonst ist nichts zu unterscheiden: kein Schiff, keine Möwe, keine Leiche, keine Trümmer. Nur das Urmeer. Aus einem Wolkenspalt glitzert ein einziger, böse funkelnder Flammenstern.

Vor Tagesanbruch.

Ich sitze in meinem Arbeitszimmer zur ebenen Erde am Schreibtisch und sehe durch die geöffnete Glastür in meinen Garten. Vor mir liegt ein Gedicht, das mir eben ein Freund „zur unnachsichtigen Einsicht" geschickt hat. Es heißt:

Liebeslied.

Weltvereinsamt und verlassen,
Liebe Kleine, sitz ich hier.
Alle Menschen muß ich hassen,
Kann mich selber nicht mehr fassen;
  Süßes Mädchen, komm zu mir.

Blütenpracht und grüne Zweige,
Und die ganze Frühlingszier,
Sind mir holde Fingerzeige,
Daß ich sanft zu dir mich neige:
  Süßes Mädchen, komm zu mir.

Tausend zärtliche Gedanken,
Keusche Minne, Liebesgier,
Die sich ewig in mir zanken —
Hab Erbarmen mit dem Kranken:
  Süßes Mädchen, komm zu mir.

Es ähnelt im Kehrreim ein wenig einem bekannten Gedicht von Byron. Ich sehe vom Gedicht weg wieder in den Garten. Ein starker Jasmingeruch dringt herein.

Ich sitze wie im wachen Traum und schließe die Augen und öffne sie wieder: Ich sehe das Bild eines ganz jungen Offiziers, das auf meinem Schreibtisch steht. Es ist ein alter Freund von mir, der vor vielen, vielen Jahren in seiner Blütezeit gestorben ist. Ein schmerzliches Erinnern überfällt mich.

Das Bild zeigt einen kaum zwanzig Jahre zählenden Leutnant. Er trägt die Feldmütze. Seine Linke umfaßt den Knauf seines Säbels, auf den er sich stützt. Die rechte Hand ist, ein wenig theatralisch, in den Waffenrock geschoben. Vor seinen Füßen liegt, den Kopf auf den Vorderpfoten, ein großer, magerer Wolfshund. Die Augen des Leutnants sehen streng und hart in die Welt.

Mein Freund Hubert gehörte nicht zu denen, die, geschniegelt und gebügelt, nur an Weiber, Pferde und Jeu denken. „Weiber, Pferde und Jeu" sind eine Phrase, die wir nur zu oft in Romanen und Novellen hinnehmen müssen.

Die Grundzüge seines Wesens waren ein grader Sinn, dem jede Lüge, jede Übertreibung selbst, ein Greuel blieb, und ein keusches, sittenreines Herz, das sich empörte und aufbäumte bei jeder Gemeinheit. Sein tiefes Wissen und Können vermehrte er mit Heißhunger.

Hubert, der Sohn eines reichen rheinischen Gutsbesitzers, hatte seine Jugend, seine Kindheit einsam auf dem Schlosse seines Vaters verlebt. Die Mutter war früh gestorben.

Der alte Baron, ein leichtsinniger, lebenslustiger Mann, hatte sich einen Harem eingerichtet. Seinen Sohn ließ er mit seinen Wärterinnen und Erziehern im linken Flügel des Herrenhauses wohnen. Das schlechte Beispiel täglich vor Augen, hätte Hubert Gefahr laufen können, in die Fußtapfen des Vaters zu treten, wenn nicht ein junger katholischer Geistlicher, aus Münster empfohlen, seine Erziehung vom zehnten bis zum sechzehnten Jahre geleitet hätte. Dieser Priester hatte Huberts tiefe Religiosität, seinen Abscheu vor der Gemeinheit bestärkt und die Keuschheit seines Herzens beschützt, ihm den Charakter gestählt und ihn bis zu jenen Höhen geführt, von wo aus der junge Baron sicher und fest ins wüste Tal des Lebens hinuntersteigen konnte, um den vielen Gefahren, denen wir Menschen alle ohne Ausnahme ausgesetzt sind, wie ein junger Held zu begegnen.

Hans Hanssen, der Priester, war ein Abtrünniger. Im nüchternen, durch und durch lutherischen Schleswig-Holstein

geboren, war er in Tübingen, wo er Theologie studierte, zum Katholizismus übergetreten, zum Entsetzen seiner Freunde und Verwandten. Was ihn bewogen hatte, das protestantische mit dem katholischen Bekenntnis sozusagen zu vertauschen, mag, wie mir Hubert einmal erzählte, außer der Überzeugung vielleicht auch eine unglückliche Liebe gewesen sein, die er wohl nur durch diesen Glaubenswechsel ganz zu überwinden hoffte. Doch kommt es auf die Gründe hier nicht an. Hat doch jeder Mensch mit sich allein abzurechnen.

Hanssens dunkles Haar, sein schmales, bleiches Gesicht, die etwas eingefallenen Augen ließen ihn geheimnisvoll erscheinen; in den blonden Norden seines Heimatländchens paßte er nicht mehr hinein. Unter der äußerlichen Ruhe schlug ihm ein leidenschaftliches, edles Herz.

Einmal, erzählte mir Hubert, wären er und sein Erzieher an einem herrlichen Sommertage durch die väterliche Feldmark gegangen. Er erinnere sich dieses Tages ganz genau: An einer besonders schönen Aussicht auf den hier breit und majestätisch fließenden Rhein hätten sie gestanden und der sinkenden Sonne nachgeschaut. Es sei stumm, abendlich um sie gewesen. Da habe der Priester angefangen, Uhlands „Schloß am Meer“ zu sprechen.

Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.

Der Priester habe wie ein Seher das wundervolle Gedicht der Sonne mitgegeben, die in diesem Augenblick mit ihrem letzten Blinken verschwunden sei.

* * *

Hubert hatte sich bald nach dem deutsch-französischen Kriege mit der Tochter eines Kammerherrn der Königin verlobt. Die lebhafte junge Komtesse schien uns, seinen Freun-

den und Kameraden, nicht recht zu dem ernsten, schweigsamen Offizier zu gehören. Aber sie gingen glücklich nebeneinander her, wie es die Mitwelt wenigstens annahm und annehmen mußte. Freilich, daß doch ein Punkt und gerade der vorhanden sei, worüber die Verlobten nicht miteinander übereinstimmten, wußte damals keiner von uns. Erst später klagte Hubert es mir: Seine Braut glaube nicht an ein Leben nach dem Tode, sie halte unsern letzten Pulsschlag für das Ende in Allem. Seine Bekehrungsversuche seien gescheitert, ja seien lachend von ihr abgewiesen worden. Und das schmerze ihn bitter; darüber komme er nicht hinweg.

Unendlich schmerzlich mußte das meinen wahrhaft frommen, wahrhaft gläubigen Freund beunruhigen und verstimmen.

Um diese Zeit geschah es, daß sich die stolze Nanny in Hubert verliebte.

* * *

Die stolze Nanny wurde in der Stadt ein außergewöhnlich schönes und ein außergewöhnlich gut gewachsenes Mädchen genannt. Weshalb gerade die stolze Nanny, ließ sich schwer sagen. Denn „stolz" im Sinne des Wortes konnte sie nicht genannt werden. Eher im Gegenteil.

Die stolze Nanny stammte aus einer angesehenen Familie, in der die sogenannte Gesellschaft gern verkehrt hatte, bis es durch das Gebaren dieses Mädchens unmöglich gemacht worden war. Ihre vielen Liebschaften, die sie ganz öffentlich betrieb, brachten die Eltern zur Verzweiflung: der Vater erschoß sich ihretwegen. Mutter und Geschwister zogen, nachdem sie sich gänzlich von ihr losgesagt hatten, in eine weit entfernte Provinz.

Allein zurückgeblieben, führte sie ein äußerlich reiches Leben. Sie kleidete sich vornehm-einfach, hielt sich eine Zofe und bewohnte ein eigenes Haus mit alter Einrichtung in einer „ersten" Gegend der Stadt.

Sie lud zu sich ein, wen sie wollte. Und nahm es auch nicht übel, wenn man, ohne abzusagen, wegblieb. Mit ihren Geliebten wechselte sie, so oft es ihr gefiel. In ihrer Liebe gab sie sich ganz unverhohlen, wie es Semiramis und Katharina getan haben mochten; wenn auch in schnellerer Aufeinanderfolge.

Den Müttern, Frauen, Bräuten und Mädchen war sie aus erklärlichen Gründen ein Scheusal. Und auch Bürgermeister und Rat hätten sie gern aus ihren Mauern entfernt, weil sie Unglück anstiftete nicht nur bei den Jünglingen, sondern auch bei verheirateten Männern; sie zerriß hie und da eine Ehe. Und endlich, der Kommandeur des in dieser Stadt liegenden Regiments wünschte sie zu allen Teufeln, weil sie den guten Geist seiner Offiziere beeinträchtigte.

Allein, man fand nicht den triftigen Grund, sie auszuweisen. Sie war eine pünktliche Steuerzahlerin. Und lebte überhaupt nicht nur in auskömmlichen, sondern augenscheinlich in reichen Verhältnissen. Niemals auch hatte man von ihr gehört, daß sie einen oder den andern geldlich ausgesogen oder gar zugrunde gerichtet hätte. Sie bewahrte außerdem den äußeren Schein vortrefflich. So fand man, so sehr man auch suchte, keinen ausreichenden Anlaß, sie zu verbannen.

Ich war einmal mit mehreren Kameraden bei ihr zum Mittagessen gewesen. Die Unterhaltung blieb bis ans Ende lebhaft im Gange. Man unterhielt sich von Allem. Und mir fiel auf, wie vorurteilslos sie sprach, selbst über Dinge, die zum mindesten gewagte Gegenstände waren. Zugleich fiel mir auf, daß sie überaus abergläubisch sein mußte, und das stand doch in hartem Widerspruch zu ihrer sonstigen Freiheit. Ja, geradezu ein Grauen überrieselte mich, als sie zum Schluß uns „die Karte legte“. Denn diese Karten — starrten von Schmutz. Sie waren so schmutzig, als hätten zwei Matrosen täglich, über hundert Jahre lang, mit ihnen gespielt. Wegen der scheußlichen Kruste dieser Karten war einzelnes kaum noch klar zu erkennen; zum Beispiel ein Schlüssel, eine Taube, ein Schiff auf bewegter See, eine

Krone, ein Herr, eine Dame, ein Blumenstrauß, ein Brief u. s. w. Das Kartenlegen schien ihre Hauptbeschäftigung zu sein.

Dieses schöne, sonderbare Mädchen hatte sich plötzlich in Hubert verliebt. Ein junger Graf, den sie grade bevorzugte, wurde von ihr wie ein nicht mehr brauchbarer Diener entlassen. Der Graf war außer sich: seine Eitelkeit und Eigenliebe fanden sich aufs höchste gekränkt.

* * *

Ich erinnere mich deutlich des Tages: Wir waren vom Regimentsexerzieren gekommen, mit unsern beschmutzten Uniformen und Gesichtern zum Frühstück gegangen, und hatten uns dann zum Umziehen fürs Kasino in unsre Wohnung begeben. Kaum war ich in der meinigen eingetreten, mein Bursche war damit beschäftigt, mir die schon bereitliegende frische Wäsche zu geben, da wurde heftig an meine Tür geklopft und die Tür ohne mein Herein aufgerissen.

Hubert stand vor mir im Exerzier-Anzug, von oben bis unten bestaubt. Er ging einige Schritt schnell hin und her und bat mich dann, meinen Burschen zu entlassen. Atemlos, nach Worten ringend, sagte er zu mir: „Es ist unerhört . . . Du wirst es nicht glauben . . . Das verdammte . . . (er, der nie fluchte, nannte ein häßliches Scheltwort) sie wagt es, mir . . . Nein, es ist eine Posse, ein schlechter Spaß . . . Hier ist der Brief. Ich bitte dich, lies ihn gleich, jetzt" . . .

„Du erlaubst mir doch, Hubert, erst Kamm und Bürste zu gebrauchen, mir die Hände zu waschen."

„Nein, nein, nein," schrie er aufgebracht, „wasch dir nachher die Hände! Dieser Brief darf nicht mit reinen Fingern gehalten werden!"

Ich wurde neugierig: „Bitte, setz dich, Hubert. So, nun laß mich lesen."

Geehrter Herr Leutnant!

Der Schlüssel lag neben dem Turm, dann die Taube und der Blumenstrauß. Dann kam die Krone (es kann kein Zweifel mehr sein). Der Brief bedeutet Geld (ist mir gleichgültig). Aber unten und zuletzt legte ich den Herrn.

Schon lange wollte ich Ihnen schreiben, daß ich Sie liebe, daß ich Sie sehr, sehr liebe.

Heut Abend 8 Uhr erwarte ich Sie in meiner Wohnung. Sie kommen, ich weiß es, zu mir.

Ihre Nanny.

„Nun," rief Hubert, der gespannt meinen Augen gefolgt war, „was sagst du?"

„Ich sage, daß der Brief echt ist; ich kenne ihre Handschrift."

„Aber ist denn die infame Person verrückt geworden! Willst du mir einen Gefallen tun?"

„Und der wäre?"

„Geh zu ihr und sag ihr, daß ich sie sofort der Behörde anzeigen würde, wenn sie mich noch einmal belästigt."

„Die Behörde kann in diesem Falle nichts tun, Hubert. Ich rate dir, laß es laufen, das heißt: antworte ihr nicht. Doch, da fällt mir ein . . . warte . . . Gut, so werd ichs machen: Ich gehe zu ihr, um ihr die Leviten zu lesen. Du sollst Ruhe vor ihr haben."

Noch an demselben Abend war ich bei der stolzen Nanny und erzählte ihr, was sie mit ihrem Brief angerichtet habe. Sie war untröstlich. Immer wieder beteuerte sie mir, die Karten hätten ihr prophezeit, mit dem zwanzigsten Jahre werde sie glücklich werden mit einem Leutnant. Gestern sei ihr zwanzigster Geburtstag gewesen. Ihre Karten betrögen sie nie. Ganz entschieden werde Hubert sie glücklich machen. Sie liebe ihn von ganzem Herzen.

„Aber Fräulein Nanny, Sie werden doch unmöglich glauben können, daß mein Freund . . . Sie wissen wie die ganze Stadt, daß er verlobt ist und wie glücklich er lebt" . . .

Die stolze Nanny fing an zu weinen. Das war für mich das Zeichen, mich zu entfernen.

Während ich mich von ihr verabschiedete, sah sie mich stumm an. In ihren Augen lag: Ich liebe Hubert. Er ist verlobt; ich werde ihn seiner Braut abspenstig machen. Er soll, er wird an meinem Herzen ruhen.

* * *

Acht Tage nach diesem Vorfall marschierten wir zum Manöver aus. Hubert und ich standen bei derselben Kompagnie.

Gegen Ende der größten Übungen, als wir eines Tages ins Biwak rückten, wurde unser Hauptmann durch einen Todesfall in seiner Familie in die Garnison gerufen. Für den Beurlaubten führte ich die Kompagnie. Nur Hubert stand außer mir bei ihr.

Als er und ich uns von den Lagerfeuern ins Zelt zurückgezogen hatten, lagen wir bald, in unsre Decken gehüllt, in tiefem, gesundem Schlaf.

Irgend ein Geräusch mußte mich geweckt haben. Durch eine Spalte im Zelt sah ich die verglimmenden Holzklötze, um die, in ihre Mäntel eingewickelt, meine Leute schliefen. Ab und zu klang es aus der Nähe, als wenn sich zwei, die nicht schlafen konnten, leise unterhielten. Ab und an klang es auch wie verhaltenes Lachen, kam ein Klopfen, ein Scharren, ein Wiehern. In weiter Ferne einmal: „Halt! Wer da!"

Ich war im Begriff, wieder einzuschlafen, als ich sah, wie sich Hubert erhob, seinen neben ihm liegenden Säbel nahm und mit diesem die Verschlußleinwand etwas auseinanderzerrte. Er sah traurig in die Sterne, bleich, trostlos, voller Kummer.

„Hubert!" rief ich leise.

Er drehte sich rasch zu mir: „Ich dachte, du schliefest."

„Hubert, komm, sprich dich aus: Was fehlt dir? Woran trägst du so schwer?"

Der junge Offizier ließ den Säbel fallen; es wurde dunkel im Zelt. Dann hörte ich ihn leise weinen und schluchzen.

Ich sprang auf. „Hubert! Freund! Mensch! Halt ein! Erzähl mir. Wir kennen uns. Ich will dich trösten. Ich kann dir vielleicht helfen. Gib mir dein Herz und was dich quält.“

Und was er mir dann, ruhiger werdend, auseinandersetzte, war ein schweres Geheimnis, war etwas Trostloses und Aussichtsloses. Daß ich zuerst schier verzweifelte, einen Ausweg zu finden.

Hubert hatte sich mit allen Fasern, mit jedem Blutstropfen in die stolze Nanny verliebt. Er hatte ihr seine Liebe erklärt. Sie hatte an seinem Halse gehangen, als wenn sie ihn niemals wieder freigeben werde.

Es dämmerte. Unsre Burschen waren schon beim Waschen und Kaffeemahlen. Einer von beiden riß dumme Witze, die von dem andern tüchtig belacht wurden. Ein junger, pflichteifriger Unteroffizier ließ seine Korporalschaft antreten. Ein ewig fauchender, zischender Sergeant meiner Kompagnie, auf den ich sonst große Stücke hielt, schrie einem, der nicht wach werden konnte, so mordsmäßig in die Ohren, daß ich vom Zelt aus wettern mußte: „Lieber Scognak, nicht so laut, wenn ich bitten darf.“

Ich fand keine Zeit in dieser Stunde des angehenden Lärmens, Hubert meinen Rat zu geben. Ich bat ihn, sich etwas zu gedulden; ich fände sicher Mittel und Wege, ihm helfen zu können. Und ich überlegte: Morgen kämen wir wieder in die Garnison zurück, dann wollte ich ihm meine Vorschläge machen. Ich wußte nicht recht, was ich ihm in dieser Minute und auch den ganzen Tag über, der mich dienstlich durchaus in Anspruch nahm, weiter sagen sollte.

Hubert gab mir seine Hand.

* * *

Als wir am nächsten Tage wieder in unsre Stadt einmarschiert waren, eilte ich sofort in die Wohnung Huberts,

um ihm meine Pläne, die ich mir inzwischen zurechtgelegt hatte, zu geben. Ich hatte außerdem Hubert schon unterwegs dahin verständigt, daß ich ihn gleich nach unsrer Ankunft aufsuchen würde. Aber mein Freund war unmittelbar nach dem Einmarsch mit vierzehntägigem Urlaub, den er sich schon auf dem Rückweg in die Garnison vom Obersten erbeten hatte, abgereist.

Es überkamen mich schlimme Ahnungen. Und nach drei Tagen kannte jeder schon den traurigen Ausgang seines jungen Lebens.

Wie sich diese Tragödie abgespielt hat, kann ich nur erzählen nach dem, was davon bekannt geworden ist, und wie es mir meine Phantasie eingegeben hat.

Hubert gehörte zu denen, die, nach dem herrlichen Bibelwort, selig sind, weil sie reines Herzens sind.

Furchtbar müssen seine inneren Kämpfe gewesen sein: Die sittenstrenge Seele meines Freundes, die Treue, die er seiner Braut geschworen, der Ekel, der Widerwille, den ihm von jeher jeder unlautre Liebesgedanke einflößte, die rückhaltlose Verdammung jedes losen Verhältnisses, die Ehre schließlich, die nach seiner Meinung verloren ging, wenn er auch nur ein leichtfertiges Wort mit einem Mädchen gewechselt hätte, das schon Andern gehört hatte — alles das mußte er nun über den Haufen werfen und geworfen haben, als er sich mit der stolzen Nanny einließ. Aber er liebte sie . . .

In Wittenberg stieg, wie verabredet, die stolze Nanny zu ihm in den Zug. In Hamburg nahmen sie Zimmer in der „Stadt Stockholm". „Baron Salzdalem und Baronin Salzdalem aus Berlin" stand in der Fremdenliste.

Am Tage schrieb Hubert Briefe, zum Ärger der stolzen Nanny. Oder er sah sich, mechanisch, die Bilder an den Wänden an. Nur eines davon schien er länger ins Auge zu fassen: Nach Art der berühmten Totenreigen tanzt ein Narr im Schellengewand mit Schnallenschuhen nach dem Geschmack des fünfzehnten Jahrhunderts vor einer Reihe

einzeln aufeinanderfolgender Menschen. Er tanzt auf ein großes, leeres Grab zu, auf das er mit einem Szepter weist. Ihm folgt der König, der Bischof, der Edelmann und so fort, wie wir es aus den bekannten Bildern kennen. Aber ganz zuletzt steht ein dicker, wohlgenährter Mann im Bürgerwams des sechzehnten Jahrhunderts. Er will nicht mitspringen. Aus der rechten Hand zählt er Geld in die linke. Hubert konnte sich das nicht erklären: Warum tanzt dieser behäbige, äußerst selbstzufriedene Spießbürger nicht mit den Andern auf das offenstehende Grab zu? Ins Grab muß er doch auch, wie alle Andern . . .

Baron und Baronin Salzdalem aus Berlin ließen sich das Essen aufs Zimmer bringen. Abends fuhren sie, zur höchsten Freude der Nanny, in ein Operettentheater. Es wurde Offenbachs „Schöne Helena" gespielt. Hubert, dem überhaupt jeder Sinn für Humor fehlte, haßte Offenbach; er konnte sich nicht in die Lustigkeit dieser in ihrer Art klassischen Musik hineinfinden. Nanny unterhielt sich köstlich. Er saß blaß, traurig im Hintergrund seiner Loge und sprach kein Wort.

Nach dem Theater, als sie auf ihrem Zimmer in der „Stadt Stockholm" zu Abend gegessen hatten, kam es zu einem heftigen Auftritt zwischen ihnen:

Nanny hatte ihren geliebten Hubert stürmisch umhalst. Und wohl zum ersten Mal in ihrem Leben hatte ihr Herz in wirklicher Liebe geschlagen, in wirklicher, alles überwältigender, alle Hindernisse niederreißender Liebe. Und sie mochte sich Gedanken überlassen: Hubert für immer an ihr Herz und in ihr Herz zu ziehen, mit ihm durchs Leben zu gehen, nur ihm, nur ihm von nun an die Treue zu wahren.

Aber ein Anfall von rasender Eifersucht auf die früher Bevorzugten seiner schönen Begleiterin riß Hubert, r i ß ihn zu wilden Ungerechtigkeiten hin. Er peinigte und quälte sie so mit Vorwürfen, daß das arme, schwer geängstigte Mädchen zuletzt in Ohnmacht fiel. Hubert trug sie mit starken Armen aufs Bett. Nanny erwachte, schlief aber gleich fest

ein nach den Anstrengungen des Tages, nach den letzten schrecklichen Vorkommnissen, nach den vielen Tränen.

Es war gegen fünf Uhr morgens, als sich Hubert vom Sofa, wo er in dumpfem Sinnen gesessen hatte, erhob und auf den Zehen zu seinem geöffneten Koffer schlich. Er nahm einen geladenen Revolver heraus und ging mit ihm ans Fenster. Hier prüfte er jede einzelne Patrone.

Es war in der Morgendämmerung. Verschlafene Schutzmänner standen an den Ecken, ein Dienstmädchen, das einem Schlächtergesellen begegnete und sich mit diesem, stehenbleibend, in ein langes Gespräch einließ; ein alter Mann mit vorgebundenem Schurzfell schlurrte auf Pantoffeln vorbei. Letzte Nachzügler aus lustigen Kneipen segelten schwerfällig übers Pflaster, Bäckerjungen pfiffen ein Liedel, eine Nachtdroschke rumpelte im schläfrigsten Knickebeintrab vorüber; der Insasse bückte den nickenden Kopf nach vorn. Krähen flogen, immer einzeln, aber in steter Reihenfolge, gegen Sonnenaufgang zu; die Flammen der Straßenlaternen wurden abgedreht, Fabrikarbeiter mit Blechkannen eilten ihres Weges. Kleine, rosige Wolken im Osten, wie süße, unschuldige Liebesgötter, zeigten sich . . .

An Hubert zog das alles vorüber wie ein Schattenzug. Er sah alles und sah nichts.

Es wurde heller.

Langsam ging er ans Bett, auf dem Nanny, fest schlafend, ausgestreckt lag. Sein Gesicht war leichenblaß, wie aus Stein gehauen. Sein Arm hob sich, er zitterte nicht. Er hielt die Waffe an die rechte Schläfe des ruhig atmenden Mädchens. Ein Schuß . . . Totenstille.

Dann ging er rasch, die Augen starr, unbeweglich, zum Sofa. Er setzte sich hinein und lehnte den Kopf zurück in die rechte Ecke. Ein zweiter Schuß . . . Totenstille.

Über die Dächer blitzten die ersten Sonnenstrahlen. Rastlos entwickelte sich das Straßenleben. Der erste Peitschenknall des Tages klang aus der Ferne.

Der gelbe Kasten.

Eine Schuldengeschichte.

Mit dem alten Ehlertvadder, Vater Ehlert Hompfeldt, saß ich heute Morgen zusammen auf der Bank vor seinem Laden. Er ist siebenundachtzig Jahre alt und versieht mit Hilfe seiner beiden unverheirateten, stark ergrauten Söhne das erste Geschäft unseres Städtchens. Die Linden um sein Haus stehen in Blüte. Die Linde ist ein dankbarer, lieber Baum; ihr Blatt ist herzförmig (a bissl Schiefigkeit ist allweil dabei). Wer hat je einen Lindenwald gesehen? Ich nicht.

Ol Ehlertvadder hat nur einmal in den siebenundachtzig Jahren seine Heimat verlassen, auf fünf Wochen. Wie lang ist es her? Über fünfzig Jahre. Unser Städtchen lag seit langen Zeiten mit einem Nachbardorf in Streit um die Kattenwisch (Katzenwiese). Beim Reichskammergericht füllten sich schon sechs Säle mit Akten in dieser Angelegenheit. Endlich rafften sich der Fleckensvorsteher und die Ratmänner auf: Es wurde beschlossen, einen Ausschuß der Bürgerschaft zum König nach Kopenhagen zu senden. Friedrich der Sechste, ein sehr gutmütiger, willenseifriger, aber beschränkter Herr, empfing die „Untertanen" in seinem Schloß. Ehlertvadder hatte zu sprechen und zum Schlusse die „Supplik" zu überreichen. Aber er nahm schon *vor* seiner Rede mit großer Schnelle, als wolle er eine Pistole aus der Brust reißen, das Gesuch hervor, um es ehrerbietig in die Hände seines Königs zu legen. Der Monarch erschrak heftig und ging, den unglücklichen Ehlertvadder fest im Auge behaltend, hastig rückwärts mit den Worten: Oooo, wollen Sie mich erschießen, mein Lieber?

Das war Ehlertvadders einzige „Geschichte" im Leben. Und diese war ich gerade im Begriff, zum siebenhundertundsiebzigsten Mal zu hören, als mir der vorübergehende Briefträger sagte, daß er in meinem Hause eben ein schweres Paket für mich abgegeben habe. Ich verabschiedete mich deshalb.

In meiner Wohnung angekommen, fand ich einen Eichenkasten vor, gelb, lackiert, mit Messingbeschlägen. Er war 43 cm lang, 24 cm hoch, 21 cm breit. Übrigens ein ganz verrückter Einfall von mir, ihn gleich zu messen. Der Schlüssel lag in einem versiegelten Briefumschlag dabei. Aus dem Begleitschreiben konnte ich erst garnicht klar werden. Ein mir gänzlich unbekannter Herr v. Rückershausen in Berlin sandte mir dies „Erbstück" von seinem vor einiger Zeit verstorbenen Vetter Hans v. Meyendorff, der es mir ausdrücklich in seinem letzten Willen vermacht habe.

Meyendorff? Meyendorff? Wer war Hans von Meyendorff? Ich sann hin und her. Endlich fiel mir ein, daß ich vor vielen Jahren in Wiesbaden mit einem alten Herrn v. Meyendorff verkehrt hatte. Meyendorff war ein langer, hagerer, stramm gehender Mann mit einem Generalsgesicht; feierlich, verbindlich, vornehm, milde in seinem Urteil.

Voller Neugier öffnete ich den schweren Eichenkasten. Ich fand darin einen Brief und ein Heftchen, betitelt: Schulden. Gleich nachdem ich die Anfangszeilen seines Schreibens gelesen hatte, floß durch mein Gehirn eine starke Erinnerungswelle. Einige Sätze lauteten:

. . . „Sie griffen damals unsern gemeinsamen, unglücklichen Bekannten, den Hauptmann Lempferd, so stark an, daß ich mich seiner annehmen mußte. Sie sprachen von seinen ‚dolosen' Schulden, und weiter im Gespräch: daß Schuldner, die Sie mit Schuldenmachern verwechselten, Ihnen ohne Ausnahme Lügner seien, unehrliche Leute, ja schlimmer als Diebe und Betrüger. Ich meinerseits behauptete . . .

. . . und somit lege ich Ihnen meine eigene Schuldengeschichte vor. Der gelbe Kasten, worin ich dies Heft einsarge, spielt eine Rolle darin" . . .

Und nun stand mir die Stunde vor Augen: Herr v. Meyendorff und ich waren über einen uns nicht fremden Hauptmann Lempferd, der wegen großer Schulden hatte den Abschied nehmen müssen, ins Gespräch gekommen; und waren

schließlich über das Thema Schulden und Schuldenmachen im allgemeinen etwas aneinander geraten. Und nun fiel es mir wieder ein, wie liebevoll Herr v. Meyendorff den Hauptmann verteidigt hatte; wie hart, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sein Urteil — gegen mich war es wohl hauptsächlich in dieser Stunde gerichtet — gegen alle sprach, die, ohne die Schuldenqual zu kennen, schonungslos über jeden herfallen, der sich in bedenklich verwickelten Geldangelegenheiten befindet. Ich erinnere mich noch deutlich seiner Worte: . . . „Nun, alle die, denen angeborener oder anerzogener Ordnungssinn, Geldverständnis, kaufmännisches Genie, fortwährendes Denken an die Zukunft, geregeltes Vermögen, sozusagen von Hause aus zu Hilfe kommt, alle die werden niemals begreifen können, wie es denkbar ist, daß Tiefverschuldeten Tod und Teufel, Krankheit, Verleumdung, kurz alle Greuel der Erde, ja selbst Zahnschmerzen und Liebesgram in der Zeit gleichgültig sind; daß sie ungerührt und unberührt am Sterbebett ihres besten Freundes stehen können" . . .

* * *

Das Heftchen begann:

Als Selektaner der Hauptkadettenanstalt hatte ich mir zum Eintritt in die Armee das neunte Garderegiment zu Fuß aufgeschrieben. Meiner Bitte wurde entsprochen. Mit den Amorsflügeln, den Epauletten, flatterte ich ins Regiment.

Ich war der Sohn eines einst reichen westfälischen Gutsbesitzers. Der Rasen deckte längst meine Mutter.

Kaum drei Monate war ich Offizier, da starb mein Vater. Er hinterließ die verwirrtesten Geldverhältnisse. Das Gut mußte verkauft werden. Soviel ich konnte, suchte ich den Gläubigern gerecht zu werden. Dadurch ging für mich der letzte Pfennig verloren. Ich hätte nun den Abschied nehmen müssen; denn ohne jede Zulage in Berlin, Verwandte hatte ich nicht, überhaupt als Leutnant zu leben, dürfte undurchführbar sein. Aber ich blieb. Meinem Regiments-

kommandeur und meinen Kameraden verheimlichte ich, törichterweise, die mißliche Lage.

Wegen unvermeidlicher Ausgaben mußte ich bald Schulden machen; es waren die ersten. Aber diese wurden schon nach einem halben Jahre lästig; ich war Wucherern in die Hände gefallen. Diesmal rettete mich ein reicher Freund, dem ich mich im Kadettenkorps angeschlossen hatte, und der auch mit mir im selben Regiment stand. Merkwürdig genug; denn während ich, übersprudelnd, jedem mein Herz gab, der mir ein freundliches Wort sagte, blieb mein Kamerad still, ernst, in sich gekehrt auch in der lustigsten Gesellschaft. Er gebot über ein großes Vermögen, das ihm unversehrt und unangefressen am Tage seiner Volljährigkeit übergeben worden war. Er war eine jener äußerlich kalten Naturen, die ein mildes, mitfühlendes Herz für ihre Mitmenschen haben, so lange sie überzeugt sind, daß diese keine Verschwender sind. Mit sechzig Talern, wie mit seinen sechzigtausend, wäre er gleich gut im Jahre ausgekommen. Ohne geizig zu sein noch auch zu scheinen, obgleich wir ihn so nannten, sparte er im kleinen, gab im geheimen große Summen, wo er wirkliche Not wußte.

An ihn nun wandte ich mich in meiner Not. Ich vergesse die Stunde nicht:

„Ehe ich dir helfen kann, mußt du mir, lieber Hans, klar nicht nur jeden Pfennig deiner Schulden auseinandersetzen, sondern deine ganzen Verhältnisse."

Manch Anderer mit seinem Reichtum hätte vielleicht nur gesagt: Wieviel brauchst du, alter Kerl.

Das war mir ein recht übler Anfang; aber es half nichts. Ich beschrieb ihm umständlich meine Geldverlegenheit, beichtete jeden Posten bei Heller und Pfennig.

Manch Anderer mit seinem Reichtum, und mit dem Willen und Können, mir zu helfen, hätte nun wenigstens gesagt: Bis morgen früh, mein alter Kerl, wird es mir ein Vergnügen sein, dir mit dem Quark behilflich zu sein.

Nicht so mein Freund Paul.

Er bekrittelte manche „unnütze" Ausgabe. So sagte er: Du hättest wahrlich mit zwölf Paar Handschuhen auskommen können, statt dir drei Dutzend anzuschaffen . . . Und dies Service hier; aber wozu denn? Zwei Tassen und ein einfaches blaugerändertes zu zehn Talern hätte ja vollständig genügt. Und nun denke: neunundachtzig Taler dreizehn Silbergroschen hast du weggeworfen . . . Und was sehe ich hier: einen Teppich zu zweihundertundsiebenundzwanzig Talern. Nun, ich gestehe . . .

Und so ging es weiter. Endlich sagte er kurz: Es sind zusammen zweitausenddreihundertundeinundfünfzig Taler dreiundzwanzig Silbergroschen. Gut, ich werde es bezahlen; die Rechnungen natürlich ohne Abzug, aber die Wucherer erhalten nur 3½ Prozent. Du wirst deshalb die Freundlichkeit haben, diese Edlen zu übermorgen um 12 Uhr mittags in meine Wohnung zu bestellen.

Es lag in allen Bemerkungen Pauls etwas Hartes, ja Höhnisches; mein Herz zog sich zusammen unter seiner Kälte, wenn sie auch nur scheinbar war.

Zum Schluß sagte er: Nun, das wirst du einsehen, Offizier kannst du nicht länger sein; es ist das unmöglich ohne Zulage. Du wirst dich also entschließen müssen, was du nach deinem Abschied tun willst. Nach Amerika zu gehen, rate ich dir nicht. Dort dein Brot zu verdienen, würde dir nicht gelingen. Dazu fehlt dir auch, verzeih mir, jede Tatkraft. Am besten wärs vielleicht, da du gern Soldat bist, wenn du dich von den Holländern anwerben ließest.

Ich war nahe daran, meinen Freund Paul wütend zu verlassen, ihn zu bitten, mir meine Schulden nicht zu bezahlen. Aber ich bezwang mich und ging, ihm herzlich meinen Dank aussprechend, froh und traurig zugleich, nach Hause.

Nach einer Stunde erschien der Bursche Pauls. „Ist Antwort gewünscht, Behnke?" — „Nein, Herr Leutnant; der Herr Graf haben mir nur befohlen, den Brief an Herrn Leutnant abzugeben." — „Gut, Behnke."

Ich erbrach hastig das Schreiben:

Lieber Hans!

Ich habe mich anders besonnen. Du bleibst. Ich werde Dir für jeden Monat fünfzig Taler Zulage geben. Damit kannst Du auskommen. Ich setze Dir die ebengenannte Summe, zahlbar in Raten jeden Monat, bis zum Hauptmann erster Klasse aus. Nur wenn Du einmal durch irgend einen Umstand in die Lage kommen solltest, ausreichend Geld zu haben, würde ich Dich an die Verzinsung mit 1 Prozent erinnern. Ich werde dafür sorgen, daß Dir auch im Falle meines Todes diese Zulage ausgezahlt wird.

Eins hebe ich aber hier ausdrücklich hervor. Sowie ich erfahre, daß Du wieder Schulden — etwas Widerwärtigeres im Leben kenne ich nicht — gemacht hast, ziehe ich sofort Alles zurück und überlasse Dich Deinem Schicksal.

In alter Freundschaft

Dein Paul.

Das kühle Schreiben berührte mich unangenehm. Aber andererseits wars doch eine außerordentliche Güte von ihm, mir ein so großartiges Anerbieten zu machen. Ich dankte ihm aus innigstem Herzen.

Es ging wirklich ein halbes Jahr gut. Ich schränkte mich ein, kam mit den fünfzig Talern aus. Zu meiner eignen Verwunderung, denn mir fehlte jeder Geldsinn. Dann aber geriet ich schnell in die Brüche: Die Unteroffiziere meines Bataillons hatten Erlaubnis erhalten, ein Tanzvergnügen zu veranstalten. Zu diesem wurden wir Offiziere eingeladen. Ich kam an diesem Abend durch zu vieles Trinken in sehr heitere Stimmung; ich wußte kaum mehr, daß ich Sekt auf Sekt bestellte. Am andern Morgen sandte mir der Wirt eine Rechnung von 244 Talern für in der Nacht vorher von mir geforderten Champagner. Ich hätte mir nun helfen können, wenn ich dem Wirt gesagt hätte, nach und nach die Summe bezahlen zu wollen; aber das litt mein Hochmut nicht. Ich nahm wieder zu den Wucherern meine Zuflucht.

Auf der Stelle, gegen hohe Zinsen, erhielt ich das Geld. Andere Schulden kamen bald hinzu. Und damit war mein Untergang besiegelt.

Nach acht Wochen reichte ich meinen Abschied ein, den mein Regimentskommandeur nur mit Zögern höheren Orts befürwortete. Alle die Qualen des Scheidens aus geliebten Verhältnissen, von meinen Kameraden, hatte ich nun durchzumachen.

Einige Stunden vor meiner Abreise trat Paul bei mir ein: kalt und ruhig wie stets. Sogar eine mir in diesem Augenblick recht unpassend dünkende Strafpredigt mußte ich noch anhören. Am Schluß sagte er, wie im Gesprächston: Du wirst unmöglich in Recklinghausen (dorthin wollte ich zunächst, es lag in der Nähe des Gutes meines verstorbenen Vaters, hier fand ich wenigstens noch einige Bekannte) ohne alles leben können. Ich bitte dich, diese fünfhundert Taler anzunehmen. Und nun: die Schnauze hoch, mein guter Hans. Du hast dir selbst die Suppe eingebrockt, nun iß sie auch aus.

Und damit verschwand er.

* * *

Zuerst diente ich, schon im zweiten Jahr Offizier geworden, sieben Jahre in holländischen Diensten in den Kolonieen. Mußte aber dann, weil ich das Klima nicht länger vertragen konnte, nach Europa zurück. Eine kleine Pension verblieb mir.

Ich wählte eine süddeutsche Stadt als Aufenthaltsort. Aber hier wie überall, wohin ich zog, konnte ich mich nicht halten.

Endlich gelang es mir, in einer kleinen Stadt der Provinz Posen eine kleine Stelle als Verwaltungsbeamter zu erhalten. Ich werde, solange ich lebe, dies Nest nicht vergessen.

* * *

Außer meiner siebenjährigen Dienstzeit in holländischen Diensten hatte ich später, in den letzten dreizehn Jahren, nur in großen Städten gewohnt. Von meiner kleinen Pension konnte ich natürlich nicht leben und war deshalb immer wieder in Geldverlegenheiten geraten. Statt mich totzuschießen oder in ferne Länder zu ziehen, war ich so ehrlich, aber auch so töricht gewesen, mit meinen zahlreichen Gläubigern in Briefwechsel zu bleiben. Dadurch wurde die Last fortwährend größer. Durch meine ewigen Versprechungen hatte ich gradezu abscheuliche Unannehmlichkeiten. Und das mit Recht.

Auch von dem kleinen polnischen Ort aus, wohin mich das Schicksal geführt hatte, benachrichtigte ich sofort meine sämtlichen Gläubiger. Natürlich begann auf der Stelle die Hetzjagd. In der Liliputstadt fand ich beim Einzug als Beamter einen großen Kredit offen, den ich ungesäumt benützte, um mich so hübsch wie möglich einzurichten.

Der Verkehr mit den „Honoratioren" wurde mir ganz angenehm. Aber ich traf keinen unter ihnen, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Nur der Amtsrichter, ein prächtiger Mensch, wußte bald Bescheid durch die einlaufenden Klagen.

Ich lebte mäßig, verschwendete nicht; aber dennoch wurde, durch die alten Gläubiger besonders, mit jedem Tag meine Lage unerträglicher.

Es muß nicht angenehm sein, am Morgen seiner Hinrichtung zu erwachen; dennoch können die Gefühle bei diesem Erwachen, wenn überhaupt der Schlaf gekommen ist, himmlisch genannt werden gegen mein Erwachen Morgen für Morgen. Was Alles konnte mir der je sich erhellende Tag bringen. Zuletzt konnte ich nicht mehr dagegen an. Ich schwamm auf einsamem Boot mitten im Ozean.

Seit Wochen steckte ich Brief auf Brief, selbst die Zuschriften aus dem Städtchen, uneröffnet in einen gelben Kasten, den ich, so schwer er war, auf allen meinen Reisen und wo immer ich wohnte, bei mir behalten hatte.

Ich erinnere mich genau der acht Wochen, in denen ich mich nicht überwinden konnte, einen Privatbrief zu öffnen. Es war denn doch die schrecklichste Zeit meines Lebens. Jeden Morgen stand ich mit dem bestimmten Vorsatz auf, die Briefe zu erbrechen; jeden Abend sank ich sterbensmatt, nervös, krank, elend auf mein Bett, heiß mir den Tod erflehend. Es war im Juni und Juli. Ein besonders schöner Sommer beglückte uns. Einzig erquickte mich ein stiller Platz am Rande eines Gehölzes, von wo ich meilenweit in die Umgegend sehen konnte. In der Ferne ging die Bahn vorbei; ich verfolgte sehnsüchtig die Rauchwolken der Lokomotiven. Und eben brauste ein Zug vorüber nach Posen. Hatte ich nicht flüchtig heute Morgen ein an mich gerichtetes Schreiben aus Posen gesehen? Die Adresse war französisch geschrieben. Eine zierliche Mädchenhandschrift. Mein Gott, von Anastasia; natürlich, von Anastasia! Und ich hatte den Brief ebenfalls in den gelben Kasten geworfen.

Stasia!

Ich hatte die kleine Dame neulich mal kennen gelernt in Posen. Und dann? Nun, wie das so vorkommt.

Ganz gleich. Ich stürmte nach Hause.

Ich schloß ungestüm den gelben Kasten auf, und — obenauf ruhte, über einem wüst über- und durcheinanderliegenden Briefhaufen, das zierliche Schreiben. Ich erbrach es sofort.

Die kleine reizende Polin mit den langen schwarzen Flechten stand mir mit einemmal lebhaft vor Augen. Aber nun? Weibergeschichten, Liebesspiel in dieser Zeit?

Ich schrieb ihr hastig wieder, daß ich augenblicklich mit so ganz abscheulichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hätte, daß ich auf ein Wiedersehen vorläufig verzichten müßte. Vorläufig! Welches Wort in einem Liebesbrief!

An ein weiteres Öffnen der Briefe im gelben Kasten dachte ich an diesem Abend nicht mehr.

Am andern Morgen erschien plötzlich Stasia bei mir, liebeglühend, schluchzend. Sie wolle mir helfen, mir abnehmen, was sie könne. Worin denn mein Unglück bestehe?

Liebe und Schulden! Unvereinbar. Und doch saß am selben Tag Stasia neben mir, als ich Brief für Brief öffnete. Welcher Wahnsinn, dies nicht gleich bei jedem angekommenen getan zu haben. Bei vielen war jetzt schon die Antwort zu spät.

Stasia saß neben mir, tröstete mich, ermutigte mich, blieb bei mir, empfing die Gläubiger, die oft aus fernen Gegenden kamen, schrieb für mich Antworten, kurz: war mein guter Engel.

Das half mir aber nicht drüber weg. Meine Sache wurde mit jeder Stunde unhaltbarer. Jedes Klingeln an der Haustür erschreckte mich. Ich konnte kein Geld mehr bekommen für die täglichen Ausgaben, und jeden Augenblick war etwas zu bezahlen: die Gerichtskosten, die Steuern, alle jene feinen Betteleien für Vereine, Konzerte, die immer bei mir, als zu den „Spitzen" gehörend, ihren Anfang nahmen. Ach, alle die zahlreichen, ewigen Demütigungen. Der Gerichtsvollzieher besuchte mich oft; mit aller Schonung; aber es wurde doch bald offenkundig. Nur mit äußerster Mühe gelang es mir, die Pfändung noch hinzuhalten. Zum Überfluß hatte ich noch Wechsel unterschrieben, um mich zu retten.

Es ging nicht mehr. Ich beschloß, ein Ende zu machen. Ich wollte einen letzten Versuch bei meinem alten Freund Paul wagen, der, verheiratet, auf seiner Besitzung am Rhein lebte.

Es war nicht leicht für mich, gewissermaßen mir nichts dir nichts abzureisen. Ich wurde beobachtet. Aber es gelang mir. Ich hatte einen vierzehntägigen Urlaub genommen.

Mein Freund empfing mich kühl. Er sei nun nicht mehr der Verwalter seines Vermögens für sich allein; er habe für seine Frau und für seine Kinder zu sorgen. Ich erhielt nichts außer guten Ermahnungen.

Nun beschloß ich, mir den Tod zu geben. Aber ich wollte auf „anständige Weise" sterben. In Bacharach blieb ich,

mietete mir einen Kahn und fuhr in den Rhein hinaus, um in der prächtigen Sommernacht — ein Bad zu nehmen. Schon schwamm ich und schwamm und schwamm; das Boot mit meinen Kleidern war längst meinen Augen entschwunden. Und ich wurde nicht müde; und das wollte ich doch gerade . . . Plötzlich hörte ich nicht weit von mir einen Nachen schnell heranrudern und gleich darauf einen Fall in den Strom, Geplätscher, Hilferufe. Alle Kraft kam wieder in mich: ein Mensch in Gefahr. Ich schwamm auf die Stelle zu, packte einen, der im Untersinken begriffen war, und brachte ihn mit vieler Mühe ans Ufer.

Am andern Morgen saß ich dem von mir Geretteten in seinem Zimmer im Hotel gegenüber und erfuhr eine wunderbare Geschichte: Der etwa fünfzigjährige Engländer, den ich aufs Trockene gebracht hatte, war der dritte Sohn eines Herzogs. Er erzählte mir, daß er mich seit zwei Tagen beobachtet habe; er hätte bald bemerkt, daß ich die Absicht gehabt habe, mir das Leben zu nehmen. Und zur festen Überzeugung wäre ihm das geworden, als ich mich gestern Abend spät in den Kahn setzte; er sei mir nachgefahren, bei einer ungeschickten Bewegung über Bord gefallen, u. s. w. Ich sei sein Lebensretter, er sei mir bis zum Grabe verpflichtet . . . Ob er mir (und er erzählte das so ruhig wie eine gleichgültige Wetterbemerkung) mit Geld aushelfen könne; ich hätte wohl Schulden und hätte deswegen die Erde verlassen wollen . . .

Ich war zuerst sprachlos. Aber er drückte mir so innig die Hand, gab mir so herzlich zu wissen, daß er Überfluß an Geld habe und daß es ihm ein großes Vergnügen machen würde, mir zu helfen, daß ich einschlug. Ich erzählte ihm von meiner jahrelangen Qual.

Am andern Tage hatte ich in Köln, wohin er mit mir gefahren war, die Summe, um meine sämtlichen Schulden bezahlen zu können.

Ich behielt meine dienstliche Stellung in dem kleinen polnischen Städtchen während der nächsten zwei Jahre, in denen

mich mein englischer Freund mit namhaften Summen unterstützte. Da — es klingt romanhaft — starb der Engländer und hinterließ mir sein großes Vermögen, sodaß ich sofort meinen Abschied nehmen und in eine große Stadt ziehen konnte. Und nun, als ich Geld hatte: wie leicht war es, durchs Leben zu kommen, zu rechnen, einzuteilen.

Nur weniges habe ich noch hinzuzufügen: Von Köln fuhr ich damals nach Posen. Ich wollte Stasia, die mit ihrer verwitweten Mutter zusammenwohnte, heiraten. Dies liebe Geschöpf. Aber als ich ihr Haus erreicht hatte, fand ich sie im offenen Sarge. In ihre dunklen Haare hatte sich ein Kranz von weißen Rosen so sehr verliebt, daß er sich unlösbar in sie verflochten. Stasia war beim Füttern der Schwäne in einem Parkteich von einem dieser tückischen Tiere geschlagen worden. Der linke Arm war gebrochen. Nach drei Tagen trat eine Herzlähmung hinzu, und das junge Mädchen verschied.

Der Engländer, der mir so gütig geholfen, der mir sein Vermögen vermacht hatte, schrieb mir in einem Briefe, der mir nach seinem Tode gesandt worden war, daß er durch Umstände, die er hier nicht wiederzugeben brauche, in Erfahrung gebracht habe, wie tief ich in Schulden gewesen sei. Er habe mich verfolgt, in Bacharach bestimmt gemerkt, daß ich mir das Leben habe nehmen wollen. Er, ein ausgezeichneter Schwimmer, habe sich nur als ein Ertrinkender gestellt, um Gelegenheit zu bekommen, mir durch meine Hilfe zu helfen. Ein wenig Spleen war allweil dabei — aber einerlei, er hatte mich gerettet aus edelster Menschenliebe.

* * *

Damit endete Meyendorffs Bericht. Ich nahm sein Begleitschreiben noch einmal in die Hand und las es. Der Schluß lautete:

. . . „Daß ich Ihnen, lieber Freund, meinen gelben Eichenkasten vermache, hat darin seinen Grund, daß er mir lieb und wert gewesen ist. Er stand stets vor mir im Zimmer

zur Erinnerung und Ermahnung, nichts auf die lange Bank zu schieben, was schnell abgemacht werden kann; und vor allem Briefe, so bald wie möglich nach ihrer Ankunft zu öffnen.

Wenn auch meistens durch eigene Schuld meine ersten Geldverlegenheiten entstanden waren, immerhin habe ich sie gebüßt durch die jahrelangen furchtbaren Kämpfe.

Ich erinnere mich deutlich, wie hart Sie damals in Wiesbaden urteilten, ohne zu ahnen, mit welcher übermenschlichen Anstrengung sich grade jener Hauptmann gewehrt hatte.

Gewiß, leichtsinnig und immer wieder leichtsinnig gemachte Schulden sind ein Verbrechen, wenn keine Aussicht vorhanden ist, sie zu decken. Und dennoch — die ewigen Qualen, die Demütigungen: es sind tausendfältig teuflische Strafen. Jedes Haustürklingelgeräusch ist ein Posaunenstoß aus der Hölle.

Und schließlich: Der immerwährende Schuldengedanke, mit dem man umhergeht, der einen nie verläßt, tötet alles Edle in uns, nichts mehr rührt und berührt uns. Wir werden kalt, unbewegt gegen fremdes Leid. Wir sind nur mit der einen Arbeit beschäftigt, die Ketten abzustreifen, die uns schwerer und schwerer zu Boden ziehen mit jedem Tag, bis sie uns endlich ins Grab gezogen haben."

Das Ehepaar Quint.

Das Ehepaar Karl Heinrich und Luise Henriette Quint hatte die goldene Hochzeit schon hinter sich. Sie hatten sich, fast auf den Tag gleichaltrig, vor über fünfzig Jahren verheiratet in einer hessischen Stadt. Fast unmittelbar nach der Hochzeit ging Karl Heinrich nach dem Süden und brachte nach zwei Jahren seiner jungen Frau ein hübsches Vermögen nach Haus. Darauf zogen sie gleich in eine nordhannöversche Stadt, die so nahe bei der Elbe lag, daß man sie, wenigstens vom Kirchturm aus, sehen konnte. Die nächste Stadt war Harburg, wohin man zu Fuß in anderthalb bis zwei Stunden gehen konnte.

Wo Karl Heinrich Quint in den zwei Jahren gewesen ist, hat niemand erfahren. Er erzählte stets, daß er in der Türkei gearbeitet habe als Schneider, und zwar in einer Militär-Handwerksstätte. Während seiner Abwesenheit war der russisch-türkische Krieg gewesen.

Aber keiner glaubte ihm recht seine Aussagen; und so wußten Karl Heinrich und seine Ehefrau allein, wo das Geld hergekommen war.

Sie wohnten am Ende ihres Städtchens in einem für sich stehenden Häuschen. Sie wohnten ganz allein. Karl Heinrich betrieb sein Schneiderhandwerk zur vollen Zufriedenheit der Einwohner. Die Eheleute, das wußte die ganze Stadt, waren außergewöhnlich geizig. Und durch ihren Geiz kamen sie mit der Zeit immer mehr ab von ihren Mitbewohnern, sodaß sie zuletzt mit keinem mehr verkehrten, zumal der Mann sein Geschäft ganz aufgehoben oder wenigstens nur zum Schein aufrechterhalten hatte. Nur zuweilen klopfte abends, wenns ganz dunkel geworden war, der oder jener an die Haustür. Dann wurde inwendig rasch aufgemacht, und der Gast trat ein. Er fand dann alles so, als wenn der Schneider eben von seinem Tisch aufgesprungen sei. Die Frau hatte ein offenes Gesangbuch vor sich und sah, über die Brille weg, dem Ankömmling entgegen.

„Sie wissen, weshalb ich komme. Ich kann mich nicht mehr halten und muß jetzt zweitausend Mark haben, oder es geht schief."

„Ja," antwortete der Schneider, „das ist leicht gesagt: Zweitausend Mark haben. Aber wie ist das zu machen? Sie wissen, wie kümmerlich ich mir mein Geld verdient habe und verdiene. Und nun, weil ich alt bin, kann ich nur ab und zu meinem Handwerk nachgehn. Wo soll ich denn da das Geld herkriegen? Was können Sie mir für Sicherheit bieten?"

Der Angekommene machte ihm nun, so gut es ging, die Sicherheit klar.

Der Schneider, der genau die Verhältnisse aller Bewohner der kleinen Stadt kannte, antwortete: „Na ja, ich will es tun; aber ich kann nicht anders, ich muß vierzig Prozent haben" ...

„Das kann ich nicht geben!" rief der Bittsteller mit Entsetzen. „Das sind ja achthundert Mark im Jahr!" Und er sprang vom Stuhl auf.

„Nun ja, wenn Sie das Geld auf ein ganzes Jahr haben wollen. Gut, machen wirs auf ein Vierteljahr. Und Sie zahlen mir dann zweihundert Mark."

Nun gab es ein langes Hin und Her, bis endlich der Schneider versprach, ihm morgen die zweitausend Mark aus Hamburg zu holen.

Von solchem Einkommen lebten sie. Er war ein Wucherer. Nur auf die höchste Sicherheit lieh er. Und immer wußte er es zu machen, daß er wegen seiner ungeheuren Zinsen nicht mit den Gerichten in Zusammenstoß kam. Freilich, aus Hamburg mußte er jedesmal von seinem Gelde holen. Dort hatte er sein Geld auf vier verschiedenen Banken stehen. Aus dem Grunde, daß er, wenn eine der Banken fallit gehen sollte, immer dann noch die anderen hatte. Seit Jahrzehnten lag sein Geld auf den Banken in Hamburg. Und da er die Zinsen stets stehen ließ, so waren sie Zins auf Zins gestiegen. Sein Vermögen belief sich jetzt auf etwa fünfmalhunderttausend Mark. Davon wußten nur der Schneider Quint und seine Frau. Sonst ahnte kein Mensch etwas

davon, wenngleich im Städtchen ein unbestimmtes Gerücht ging, daß er sehr reich sei.

Aber wie lebten auch die Beiden: Nichts, nichts gönnten sie sich. Nur der Sonntag sah ein Stück Fleisch im Topfe. Niemals verreisten sie, niemals gingen sie in Theater oder Konzert. Bei Wohltätigkeitssammlungen gaben sie immer nur einen geringsten Beitrag; und wo sie konnten, drückten sie sich auch um diesen.

Mußte er auf seine Banken, so ging er zu Fuß nach Harburg und fuhr von dort vierter Klasse nach Hamburg. Zwei trockene Semmeln hatte er mit, die er im Sommer unterwegs in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen verzehrte, im Winter auf dem Bahnhof.

Sonntags waren Quints in der Kirche. Das hielten sie für notwendig, teils wegen ihrer „ewigen Seligkeit", teils um die Verbindung mit der Stadt nicht zu verlieren. Immer lag auch das Gesangbuch auf dem großen Schneidertisch. Und wenn einer, bei noch nicht geschlossener Haustür, eintrat, hörte er gleich ein Geplärr von drinnen. Das war dann Frau Quint, die sofort zum Gesangbuch gegriffen und angefangen hatte, laut daraus zu lesen.

Aber eine unendliche Freude hatten sie jeden Sonntag Abend. Es kam Keiner mehr herein, mochte er noch so sehr klopfen. Dann hatten sie die Quittungen und ähnliche Papiere von den Banken vor sich hingelegt, und nun berechneten sie und vergewisserten sich über ihr Vermögen. Das bartlose, peinlich jeden Tag rasierte, natürlich von ihm selbst rasierte Gesicht, das wie zum Prediger einer Sekte gehörte, mit nach hinten fallenden weißen Haaren, lächelte. Die strengen, scharfen Züge ebneten sich. Und mit sanfter Hand streichelte er alle die schönen Empfangsbescheinigungen. Auch Frau Quint lächelte. Und die beiden Alten besprachen, was sie alles haben könnten: eine große, stattliche Villa, mit Kutscher und Wagen und Dienerschaft. Daß sie reisen könnten, wohin sie wollten. Und was ihnen sonst die Phantasie, die nur an diesen Sonntagabenden erschien, eingab.

Doch sie lächelten nur, steckten sorgsam alle Papiere in den großen eisernen Kasten und verwahrten ihn in der Kommode im Schlafzimmer.

* * *

Das Ehepaar Quint hatte nur einen einzigen Verwandten: das Kind eines verstorbenen Bruders der Frau. Dieser Verwandte hieß Fritz Wedderpfahll. Er lebte in demselben Städtchen wie sein Onkel und war Tischlergeselle. Ein guter, stiller, fleißiger Mensch, der sein Handwerk verstand. Aber er war auch etwas schwerfälligen Geistes. Nun, siebenundzwanzig Jahre alt, wollte er endlich Meister werden. Das ging jetzt grade gut, weil sein Meister gestorben war und er von der Witwe das Geschäft für viertausend Mark übernehmen konnte. Auch hatte er sich just mit einem tüchtigen Dienstmädchen verlobt. So traf denn alles für ihn zusammen, um seinen eigenen Herd zu gründen und seinen eigenen Weg zu gehen. Aber hier haperte es: es fehlte durchaus an Geld. Sowohl er wie seine Braut hatten keinen Pfennig von Hause; und das bißchen, das sie sich erübrigt hatten, genügte nicht, um selbständig zu werden. Da gedachte Fritz Wedderpfahll seiner Verwandten. Sein Onkel Quint würde ihm jedenfalls die viertausend Mark leihen. Dieser Gedanke setzte sich fest bei ihm. Zwar kannte er, wie jeder in der Stadt, den fabelhaften Geiz seiner Verwandten. Er hatte auch deshalb keinen Verkehr mit ihnen. Doch diesmal, so glaubte er sicher, würden die verwandtschaftlichen Bande es machen, daß ihm sein Onkel das Geld gäbe. Mein Gott, er wollte es ja nicht geschenkt haben; schon nach einigen Jahren würde er es, bis dahin gut verzinst, zurückgeben können. Er überlegte einige Tage, wann er den Gang tun wollte, und beschloß, den nächsten Sonnabend Abend dazu seine Sonntagskleider anzuziehen.

Dieser Sonnabend war ein wundervoller Maitag. Die Buchfinken waren außer sich vor Freude. Die Stare gingen schnell, mit nickenden Köpfen, über die Wiesen, um nach

Würmern zu suchen. Und die Nachtigallen sangen Tag und Nacht.

Fritz Wedderpfahll hatte sich mit seiner Braut alles überlegt, was er sprechen wollte bei seinem Besuch. Und die beiden guten Menschen waren voller Hoffnung, daß es glücken werde. Je näher der Abend aber herankam, je mehr zog es sich in Fritz Wedderpfahlls Seele zusammen. Er hatte seine Verwandten, die ihn bei seinem letzten Besuch unfreundlich behandelt hatten, lange nicht gesehen. Ihre Kälte damals schnürte ihm das Herz zusammen. Aber er dachte, wenn er ihnen alles klar auseinandersetzen würde, dann wärs möglich, ja gewiß, daß sie ihm helfen würden. Und mit diesen guten Gedanken klopfte er abends, beim Dunkelwerden, an die Tür Quints an.

Die Tür öffnete sich, und Herr Quint sah mit Verwunderung seinen Neffen vor sich stehen.

„Nun, was gibts so spät noch?" Mit diesen Worten geleitete er ihn ins Zimmer, wo seine Frau saß, vor sich das Gesangbuch, aus dem sie eben, wie Fritz Wedderpfahll hörte, angefangen hatte, laut zu lesen, als er in die Haustür trat. Auch sie betrachtete ihren Neffen verwundert, über die Brille weg. Und es flog ein Blick aus ihrem Auge nach dem ihres Gatten.

„Nun sag mal, wie gehts dir denn", fing der Alte an. „Du hast dich ja mit einem braven Mädchen verlobt."

„Das hab ich euch doch angezeigt", antwortete der Neffe.

„Jawoll, jawoll, das hast du uns angezeigt, und wir danken dir auch dafür. Hat deine Braut ein bißchen Geld? Denn sonst gehts doch nicht."

„Nein, Geld hat sie ebenso wenig wie ich, und deshalb komme ich zu euch, um —"

„Halt, was meinst du?"

„Um euch zu bitten, mir auf einige Jahre etwas vorzustrecken."

„Um des Himmels willen, wo denkst du hin. Du weißt doch wie alle Andern, daß meine Frau und ich kein Geld

haben. Das bißchen, das wir uns in all der Zeit erübrigt haben, liegt auf der Bank in Hamburg. Und davon können wir nichts entbehren; das brauchen wir selbst, wenn wir nun endlich mal so weit sind, daß ich mir nichts mehr verdienen kann. Du hast ja auch durchaus keine Sicherheit, mein lieber Fritz."

„Das will ich euch nun mal alles auseinandersetzen. Eine Sicherheit habe ich nicht. Das, was ich besitze, sind etwa sechshundert Mark ersparte Gelder. Aber damit kann ich nichts anfangen. Um zu heiraten und um die Werkstatt von der Witwe zu kaufen, brauch ich viertausend Mark."

„Viertausend Mark? Menschenkind, bist du denn verrückt? Wo soll ich denn das Geld herkriegen? So viel haben wir ja kaum auf der Bank in Hamburg. Nein, daran ist nicht zu denken."

Fritz Wedderpfahll schwieg einen Augenblick und sah vor sich hin, dann sagte er ruhig: „Wenn ihr mir auf vier Jahre die viertausend Mark leiht, so geb ich es euch, mit Zinsen, in jedem Jahr zurück mit tausend Mark."

„Nein, lieber Fritz, das geht nicht, das kann ich nicht machen. Und das mußt und das wirst du auch selbst einsehen nach dem, was ich dir eben über meine Vermögensverhältnisse gesagt habe."

Aber Fritz Wedderpfahll sah wieder vor sich hin und sprach dann weiter: „Seht doch mal, ihr leiht, das weiß ja die ganze Stadt, euer Geld an alle, die euch darum bitten und die Sicherheit geben. Immer habt ihr euer Geld mit Zinsen zurückbekom —"

„Was meinst du da?" erwiderte, ein wenig bleich geworden, Herr Quint. „Wie meinst du das? Nun ja, dann will ich dir mal etwas sagen: Alle, die Sicherheit haben, bekommen Geld von mir. Du kannst keine Sicherheit bieten, und du bekommst nichts!"

Mit Fritz Wedderpfahll schien etwas vorzugehen. Er blieb noch einen Augenblick sitzen, dann erhob er sich und ging, ohne Lebwohl zu sagen, hinaus.

Die beiden Alten sahen ihm mit weiten Augen nach; und sie blieben auch sitzen und sprachen kein Wort, bis Fritz Wedderpfahll aus der Haustür verschwunden war. Dann sagte Herr Quint: „Der kommt nicht wieder." Und beide lachten hämisch hinter ihm her.

Fritz Wedderpfahll ging nicht in die Stadt zurück; er ging hinaus. Schwerfällig und als wenn er körperlich geschlagen wäre. So duselte er vor sich hin.

Ein anderer als er hätte sich zusammengenommen und hätte sich gesagt: Nun, da werd ich mir selbst helfen. Ein Tisch, ein Schrank, ein Bett, eine Kommode sind schnell gemacht. Und die Witwe läßt es mich abarbeiten. Also rasch geheiratet. Alles wird gehen.

Aber so dachte er nicht. Er konnte es nicht fassen, daß ihm eben ein abschlägiger Bescheid geworden war. Er ging in die Nacht hinein. Und je weiter er wandelte, um so mehr umdunkelte es ihn. Die ganze herrliche Sommernacht, alle die Nachtigallen, die von allen Seiten schlugen — e r hörte sie nicht.

So war er immer weiter gegangen, bis er am Rande eines kleinen Gehölzes anlangte. Hier ging er zu einem Weidenbaum. Dann nahm er sein großes Taschentuch, knotete es fest und legte es über einen bequemen Ast. Dann legte er sich hinein und hängte sich auf.

* * *

Am andern Morgen ward der Tod Fritz Wedderpfahlls gleich bekannt; auch Quints hörten es. Sie hatten Glück gehabt: Keiner hatte gesehen, daß er zu seinen Verwandten gegangen war. Etwa nach einem Vierteljahr, als das Gericht alles in Ordnung gefunden hatte, erbten sie sogar noch die hinterlassenen paar hundert Mark ihres Neffen.

Allmählich wurden sie älter und älter — und geiziger und geiziger. Noch immer konnte Quint nach Hamburg fahren auf seine Banken. Noch immer ging es, daß er mit zwei Semmeln in Hamburg durchkam. Aber die Achtziger rück-

ten näher und näher. Und gemach fing es an, mit den beiden alten Leuten zu hapern.

Der unerträglichste Gedanke wurde ihnen immer mehr der, daß andre Leute ihr Geld, ihr schönes, ihr wunderschönes Geld in die Hände bekommen sollten. Erben hatten sie nicht; also mußte es der Staat sein, der es einzog. Nein, dann lieber irgendeine Wohltätigkeitsanstalt. Auch das war ihnen ein greulicher Gedanke.

Sie überlegten hin und her. Da, eines Abends, sie hatten noch kein Licht angesteckt, als der Novemberwind die letzten Blätter draußen an die Fenster warf, sagte plötzlich der Alte: „So machen wirs, höre mich, und erschrick nicht, und fall mir nicht in die Rede. Wir beide sind an der Grenze angekommen, daß wir uns gegenseitig nicht mehr helfen können. Wer weiß, bald wird eins von uns krank, und dann müssen wir endlich Beistand ins Haus nehmen. Oder auch, einer von uns stirbt. Bleibst du nach, so wüßtest du nicht, wie du ohne fremde Menschen mit dem Gelde auskommen sollst; ich meine, wie du es mit den Banken machen könntest. Denn du allein vermöchtest nicht mehr nach Hamburg zu fahren, um die Sache in Ordnung zu halten. Jetzt sind wir noch beide obenauf. Da denk ich denn so: In der Woche zwischen Weihnacht und Neujahr hol ich mir an einem Tage das gesamte Geld hierher. Oder läßt es sich nicht an einem Tage bewerkstelligen, so nehm ich mehrere Tage dazu. Haben wir all unser Geld, es muß annähernd eine halbe Million Mark sein, hier bei uns, so erfreuen wir uns noch zwei, drei Tage daran, und gehen dann, ich weiß schon eine Stelle, und vergraben es vier Fuß unter die Erde. Wenn wir zurückkehren, verbrennen wir alle Quittungen, legen uns zur Ruhe und schließen die Ofenklappe. Dann sind wir am andern Morgen tot."

Es war völlig dunkel geworden. Das Ehepaar Quint sah sich nicht mehr. Und aus der Dunkelheit klang die Stimme von Frau Quint: „So wollen wir es machen."

Dann holte sie die Lampe. Und sie saßen noch bis in die späte Nacht auf, um alles genau zu besprechen.

Weihnachten war bald da. Und in der Woche zwischen Weihnacht und Neujahr fuhr der Alte nach Hamburg, um sein Geld abzuholen. Aber die vier Banken, auf denen das Geld stand, waren, ohne mit einer Miene ihr Erstaunen kundzugeben, nicht imstande, das Geld gleich abzuliefern. Es dauerte mehrere Tage, bis es geschehen, bis endlich das ganze Geld, es waren 491 783 Mark 32 Pfennige, in Quints Händen war. Darüber war es Mitte des Januars geworden.

Nun saßen sie beide an der einen Seite des gänzlich abgedeckten großen Schneidertisches und zählten mit schmunzelnden Gesichtern ihre „Gelder". Alle Türen waren verschlossen.

Am dritten Tage, abends acht Uhr, machten sie sich, dicht eingehüllt, auf den Weg. Er trug einen langen Spaten unter seinem Rock. Es war ein kalter, feuchter Januartag, Halbmond. Sie begegneten keinem Menschen. Nach einer halben Stunde bogen sie ab vom Wege. Sie waren angelangt. Nachdem sie sich umgesehen und gehorcht hatten, fing der Alte an zu graben. Die Erde war nicht gefroren, alles ging gut. Als er die vier Fuß hinausgeworfen hatte, legte er das sorgsam in Papier eingewickelte Geld hinein und warf das Loch wieder zu, ebnete die Stelle, drückte den Grasboden wieder darauf, und — begraben lag es. Sie gingen, sie hatte ihn eingehakt, als wenn nichts geschehen sei, stumm wieder zurück. Zu Hause angekommen, verbrannten sie erst alle ihre Quittungen und legten sich dann, nachdem Herr Quint die Ofenklappe abgedreht hatte, zu Bett.

Als am zweiten Tage das Haus nicht geöffnet wurde, ließ es der Bürgermeister aufbrechen. Sie fanden die beiden Alten in ihren Betten tot.

Der alte Wachtmeister vom Dragonerregiment Anspach-Bayreuth.

Es hat sich in den Jahren der Befreiungskriege zugetragen. Nicht in der Schlacht an der Katzbach, bei Leipzig oder Waterloo oder in irgend einem anderen großen Treffen. Sondern bei einer größeren Rekognoszierung, wie sie zuweilen von den Oberfeldherren, von den Oberbefehlshabern einer Armee ausgeführt wird, entweder nur in Begleitung von wenigen Generalstabsoffizieren und Adjutanten oder mit ein oder zwei Regimentern Reiterei.

* * *

Die Sommersonne bescheint ein einsames Häuschen mitten auf der Haide. Es ist frühmorgens. Vor der Tür der Hütte sitzt in einem alten ledernen Lehnstuhl ein Greis. Er trägt die Uniform des früheren Dragonerregiments Anspach-Bayreuth. Auch das Zöpfchen fehlt nicht.

Er ist ganz allein. Ob die andern Bewohner des Häuschens geflohen, ob sie weggeführt sind und wohin, ist gleichgültig. Der Greis ist ganz allein.

In weiter Ferne klingts wie schwaches Donnern eines Gewitters. Oder sind es Geschützschläge? Bald hört es auf. In der Luft zittert und flimmert und glüht es. Auf der Haide ist es still wie immer. Eine Lerche steigt in die Lüfte und frohlockt ihr Lied. Der eigentümliche Duft der Haidekräuter und der wenigen Blumen des kleinen, armseligen Gartens ist zu spüren. Eine kleine Eidechse schillert und schießt pfeilschnell vorbei. Es ist ein einziges Bienengesumme.

Dem Alten scheinen Erinnerungen zu kommen. Mit zwanzig Jahren zog er in den Zweiten Schlesischen Krieg als Dragoner im Regiment Anspach-Bayreuth. Dann machte er viele Schlachten mit: bei Hohenfriedeberg, bei Prag, bei Roßbach, bei Leuthen. Die Augen des alten Soldaten blitzen . . . Bei Leuthen, wo er die feindliche Standarte

nahm. Der König ritt an ihn heran: „Wie heißt Er?“ — „Steinmann, Majestät.“ — „Schöne Tat, will Ihn belohnen, Er ist Wachtmeister.“

Bei Zorndorf, bei Liegnitz, bei Torgau. Mit Ziethen bei Torgau! Verdammt! Hier reißt eine Geschützkugel dem Wachtmeister den linken Fuß weg. Mit dem Soldatensein ists vorbei für immer . . . Der Invalide träumt weiter: Von der hübschen Müllerstochter, die ihm treu geblieben ist; von seinen Kindern, von Kummer und schwerer Tagesarbeit, von Glück und Liebe und Frieden. Er weiß nicht mehr, wie lange das her ist; er weiß nicht mehr, wie alt er ist.

Zuweilen steht er auf und humpelt mit seinem Stelzfuß durch die offen stehende Tür ins Haus, wo auf dem Herd ein Feuerchen lebt, das ihm seine karge Mittagssuppe fertig macht.

Dann humpelt er wieder nach seinem Lehnstuhl draußen. Es ist bald 12 Uhr. Die unendliche Stille und Einsamkeit der Haide dauert fort. Nichts ist zu sehen, nichts ist zu hören. Nur ein einziges Bienengesumme tönt überall als einziges Geräusch.

Zuweilen nickt er auf Minuten ein. Wenn er erwacht, hält er die Hand über die Augen und beschattet sie gegen die Sonne. Die pralle Sonne tut ihm sonst nichts; er findet sie behaglich warm.

Bei einem seiner Gänge ins Haus hat er sich seine Uniform, die Uniform des Dragonerregiments Anspach-Bayreuth, angezogen. Die hat er sich durch sein langes Leben aufbewahrt. Und so sitzt er nun in seinem Lehnstuhl. Den Pallasch hat er sich umgegürtet. Das gesunde Bein trägt den hohen Stiefel mit Sporn. Den Krückstock hält er in der Linken.

Immer noch dieselbe Stille und Einsamkeit. Nur ein einziges Bienengesumme auf der ganzen weiten Haide. Sonst ist nichts zu hören. Am Horizont flimmert die Hitze. Doch was ist das? Aus dieser flimmernden Hitze am Horizont

löst sich ein schwarzer Punkt, lösen sich schwarze Punkte. Bald ists deutlich und erkennbar: zuerst ein einzelner Reiter, dann ein kleiner Trupp Reiter hinter ihm, und dann, so scheint es, ein ganzes Reiterregiment. Alles kommt langsam näher, grad aufs Häuschen zu. Noch immer reitet der Eine allein voran. Dann sprengen plötzlich zwei Offiziere vor. Im Galopp jagen sie an die Hütte heran. Und halten hier mit einem Ruck ihre Pferde an. Einen Augenblick ists, als wenn sie etwas nicht begreifen können. Dann reden sie mit lebhaften Gebärden und mit lebhaftester Zunge auf den Alten ein. Sie sprechen Französisch. Der versteht kein Wort, was sie schwatzen. Er bleibt stumm in seinem Sessel sitzen. Nun machen sie plötzlich Kehrt und preschen wie Indianer, die eine wichtige Entdeckung gemacht haben, zurück. Der eine von ihnen hält bei dem einzelnen Reiter an und lüftet die Kopfbedeckung und meldet. Dann kommt, immer der einzelne Reiter allein voran, die ganze Kavalkade ans Haus geritten. Ist es das menschgewordene Schicksal, der da vornweg reitet? Es ist Napoleon, das Genie! Er ist so bekleidet, wie wir ihn alle aus dem Bilde von Horace Vernet kennen. Die eisernen Züge sind erstarrt; wie aus Feuermassen, aus flüssigen Feuermassen erstarrtes Eisen. Seine Augen sehen groß und tief auf den alten Wachtmeister. Ein wenig Bewegung: der Kaiser fuchtelt mit der kurzen Reitpeitsche herum. Er läßt sie am Halse seines Schimmels auf und ab gleiten, als wenn er Fliegen von seinem Pferde scheuchen will. Dann ruft er einen Namen. Aus seinen Generalen sprengt ein grauhaariger zu ihm. Er gibt ihm einen Befehl. Der springt vom Pferde und, es am Zügel führend, geht zum Wachtmeister. Und fragt ihn aus in seinem elsässischen Deutsch. Die beiden verständigen sich. Der General meldet dem Kaiser. Und der Kaiser steigt ab. Und mit ihm steigt ab sein ganzes Gefolge, und hinter diesem steigt ab das ganze Kürassierregiment Graf Latour. Und der Kaiser, den Zügel seinem Mameluken hinwerfend, geht zu dem Alten. Er drängt ihn, der sich erheben will, in den

Lehnstuhl zurück. Der Kaiser winkt wieder dem General, der elsässisches Deutsch spricht. Und unterhält sich nun auf diese Weise mit dem Wachtmeister des Dragonerregiments Anspach-Bayreuth. Merkwürdig: er läßt ihn nicht ausfragen nach Land und Leuten, nach dem, was er von Truppenbewegungen in den letzten Tagen etwa gesehen hat, oder nach ähnlichen Dingen. Aber er muß ihm vom alten Fritz erzählen. Des Kaisers Augen liegen groß und starr auf den Zügen des fridericianischen Soldaten. Seine Züge erhellen, erheitern sich. Er summt vor sich hin die italienische Übersetzung des Schillerschen Reiterliedes: „Andiam, andiam a cavallo." Und wenn er dies vor sich hinsingt, atmet seine ganze Umgebung auf. Der Kaiser ist dann „in guter Laune".

Als Schleier und Aufpaßposten vorgeschickte Reiter galoppieren zurück: daß feindliche Kavallerie, wohl in Stärke eines Regiments, in Sicht kommt. Napoleon summt weiter: „Andiam, andiam a cavallo" und besteigt ruhig seinen Schimmel, nachdem er dem Alten freundlich die Hand gegeben hat. Der Kaiser und sein Gefolge kehren langsam, „pomadig" zurück. Auf einen Wink des Kaisers eilt Graf Latour, der Kommandeur des begleitenden Kürassierregiments, zu ihm. Er gibt ihm einen Befehl: den Befehl, Front zu machen und dem feindlichen Reiterregiment entgegenzugehen. Er selbst reitet mit seinem Gefolge, als kümmere ihn die ganze Welt nicht, ruhig, im Schritt zurück. Da stößt ein äußerst phantastisch gekleideter General aus dem Gefolge auf den Kaiser und scheint ihm fast flehentlich eine Bitte vorzutragen. Der Kaiser gewährt sie lächelnd und summt weiter: „Andiam, andiam a cavallo." Es war Murat, der König von Neapel, der Schwager des Kaisers, das Reitergenie, der die Bitte vorgetragen hat. Er jagt dem Kürassierregiment nach, unterwegs den krummen Türkensäbel ziehend. Sein Fuchs ist mit Tigerdecken belegt. Murat trägt eine polnische Czapka, mit einer langen Reiherfeder dran, die durch einen großen Diamanten gehalten wird. Sein

hellblauer Dolman leuchtet in der Sonne. Nun ist er beim Grafen Latour, der weit vor seinem Regiment reitet, und zieht mit dem Kürassierregiment dem feindlichen Reiterregiment entgegen.

Dies feindliche Reiterregiment ist das zweite preußische Kürassierregiment, entstanden aus dem früheren Dragonerregiment Anspach-Bayreuth. Und auch diesem Regiment reitet weit voran der Oberst und Kommandeur Graf Barfuß. Aber auch neben dem Grafen Barfuß reitet einer, ein alter General mit langen Gamaschen und einer großen, steifen Feldmütze mit einem riesigen Mützenschirm. Es ist der alte Blücher, der Marschall Vorwärts, der Vater Blücher. Auch er hat, mit einem Reiterregiment als Begleitung, eine Rekognoszierung vorgenommen.

Die beiden Regimenter nähern sich. Fanfaren. Und sie prasseln ineinander. De ol Blücher kreuzt den Säbel mit dem König von Neapel. Und die beiden Obersten und Regimentskommandeure hauen sich herum wie „nichts Guts". Die Franzosen werden geworfen, die Preußen sind Sieger. Alles, Feind und Freund, rast vorbei am Häuschen. Der alte Wachtmeister steht aufrecht. Er stützt sich mit der Linken auf den Lehnstuhl. Die Rechte hat den Pallasch gezogen.

Ehe die Sonne untergeht, kommen die preußischen Kürassiere zurück. Blücher läßt halten und springt, jugendlich wie ein Achtzehnjähriger, vom Pferde. Er eilt auf den Alten zu. Ihm ist die Uniform von den Dragonern Anspach-Bayreuth noch bekannt aus des großen Friedrichs Zeiten. Und er umarmt und küßt den alten Wachtmeister in seiner köstlichen, unwiderstehlichen Art. Dann läßt er die Trompeter den Hohenfriedeberger blasen und reitet mit dem Regiment zurück. Die Sonne sinkt. Immer schwächer klingen die Töne des Hohenfriedebergers. Die Sonne ist gesunken. Sie gab ihre letzten Strahlen dem hochgeschwungenen entblößten Pallasch des Alten. Er bricht zusammen. Er ist gestorben unter den Klängen des Hohenfriedebergers.

Am andern Morgen reitet ein hoher Offizier, nur begleitet von einem Adjutanten, am Häuschen vorbei. „Kleist, sehen Sie, was sitzt oder hockt da?" Der Adjutant springt aus dem Sattel und geht drauf los.

In einem alten ledernen Großvaterstuhl liegt zusammengefallen eine Greisengestalt in der Uniform des Regiments Anspach-Bayreuth. Der König ist näher gekommen:

„Das ist ja die Uniform des früheren Dragonerregiments Anspach-Bayreuth! Und gestern hat sich hier das Regiment neue Lorbeern gepflückt. Ein alter Mann; zu Friedrichs des Großen Zeit Wachtmeister. Notieren! Vielleicht Verwandte . . . will helfen . . . mich erinnern."

Übersicht.

1) Kriegsnovellen:

Seite

Verloren 7
Adjutantenritte 10
Eine Sommerschlacht 24
Unter flatternden Fahnen 43
Der Narr 56
Portepeefähnrich Schadius 61
Der Richtungspunkt 95
Das Wärterhäuschen 118

2) Könige und Bauern:

Zwei Runensteine 135
Die Könige von Norderoog und Süderoog 143
Die Dithmarschen 158
Geert der Große von Holstein 177
Greggert Meinstorff 194

3) Aus Marsch und Geest:

Die Schnecke 209
Der letzte Gruß 237
Das Richtschwert aus Damaskus 251
Die vergessene Hortensie 277
Auf der Marschinsel 286
Auf der Seehundjagd 290
Das Abenteuer des Majors Glöckchen 307

4) Späte Ernte:

Der Blanke Hans 327
Vor Tagesanbruch 350
Der gelbe Kasten 362
Das Ehepaar Quint 375
Der alte Wachtmeister 384

Werke von Josef Ponten



